Geschichte der alten Welt

für die Jugend.

Bearbeitet von

Theodor Althaus.

Dritte Auflage.

Leipzig,
Robert Hoffmann.
1858.

G
1472

S. 1472

Geschichte

der alten Welt

für die Jugend

zum Schulunterricht und zur häuslichen Unterhaltung

bearbeitet von

Theodor Althaus.

Dritte Auflage.

01593926

S. 1935/433

Leipzig,

Robert Hoffmann.

1858.

LANDES-BIBLIOTHEK DETMOLD

STAATSBIBLIOTHEK
BERLIN

Vorwort.

In diesem Buche ist der Versuch gemacht, für die Jugend, selbst für Kinder faßlich und anziehend, die Weltgeschichte im Zusammenhange zu erzählen, nicht als merkwürdige Fabeln und einzelne Geschichten, sondern in ihrer Wirklichkeit und Einheit. Um das Ganze in einem verhältnißmäßig geringen Umfange vollständig und übersichtlich darzustellen, habe ich die todten Namen und gleichgültigen Begebenheiten, mit denen das jugendliche Gedächtniß sonst oft beläſtigt und überfüllt wird, ausgeschieden. Dadurch wurde der Raum für diejenige Ausführlichkeit in der Schilderung bedeutender Menschen und in der Erzählung der Hauptbegebenheiten gewonnen, welche für den doppelten Zweck der Unterhaltung und Belehrung nothwendig war.

Eine Tafel der wichtigsten Jahreszahlen ist als Anhang hinzugefügt. Der zweite Band wird das Mittelalter, der dritte die neuere Zeit bis auf die Gegenwart enthalten.

Theodor Althaus.

Abschnitte und Ueberschriften.

Seite

Die Aegypter 1

Die Perser 9

Cyrus 14

Cambyses 21

Darius 25

Die Griechen 29

Die Spartaner und Lykurgus 30

Die Athener und Solon 39

Pisistratus und seine Söhne 46

Die Perserkriege 54

Der Zug des Xerxes 58

Aristides und Themistokles 62

Leonidas und die 300 Spartaner bei Thermopylä 67

Themistokles und die Schlacht bei Salamis 71

Die Vertreibung der Perser 76

Athen und Perikles 85

Der peloponnesische Krieg 97

Alcibiades 104

Seite

Pelopidas und Epaminondas 117
Philipp von Macedonien 120
Alexander der Große 123
Die Römer 143
Die Vertreibung der Könige und die Gründung der Republik 145
Die Kämpfe der Patricier und Plebejer 149
Die Kriege mit den italischen Völkern und mit Pyrrhus . . 158
Die Kriege mit den Carthagern 166
Hannibal und Scipio 170
Die Kriege in Griechenland, Macedonien, Kleinasien, und die Zerstörung von Carthago und Corinth 178
Die Volkstribunen Tiberius Gracchus und Cajus Gracchus 187
Die Parteikämpfe zwischen Marius und Sulla 195
Pompejus und Crassus. Cato. Cicero. Der Sclavenkrieg und die Verschwörung des Catilina 203
Cajus Julius Cäsar 211
Die Bürgerkriege um die Alleinherrschaft 216
Die Republikaner. Brutus und Cassius. Cäsars Tod. Der Untergang der Republik 230
Die Verbündung des Antonius, Octavianus und Lepidus. Die Alleinherrschaft des Octavianus Augustus 237

Die Aegypter.

Das älteste Volk, welches wir in der Geschichte kennen, sind die Aegypter. Vor mehreren tausend Jahren herrschte über sie der König Möris, der ließ von ihnen einen großen See ausgraben, um viel Wasser aus dem Flusse Nil darin zu sammeln und es jedesmal auf die heißeste Zeit aufzubewahren. Denn Aegypten ist ein heißes und trockenes Land, wo es fast niemals regnet oder thaut. Aber der Nil fließt durch ganz Aegypten und macht es fruchtbar durch seine Ueberschwemmungen. Im Monat März fängt sein Wasser an zu steigen von dem vielen Regen, der in den Bergländern fällt, dann wächst es immer mehr, bis es aus den Ufern tritt und endlich im Monat August ganz Aegypten überschwemmt hat, so daß man mit Kähnen über das Land fährt, und die Städte nur wie Inseln aus dem Wasser herausseben. Das alles geschieht noch jetzt jedes Jahr wie damals. Erst um die Zeit, wenn bei uns der Winter anfängt, fällt das Wasser wieder in seine Ufer, dann säet man ohne zu pflügen und zu eggen in den Schlamm hinein, und schon im December blüht der Flachs, im Januar schlägt der Weinstock aus, im März ist die Kornernte und im Juni hat

man schon reife Weintrauben. Wenn aber der Fluß nicht hoch genug steigt, oder wenn er zu sehr überschwemmt, kommt Aegypten in große Gefahr, und darum ließ der König Möris einen großen See graben, in den das Wasser gelassen wurde, wenn es zu hoch stieg, und aus dem es nachher, wenn einmal Mangel war, wieder auf die Felder geleitet werden konnte. Mitten in dem See ließ er zwei Pyramiden bauen, zum Denkmal für sich und seine Frau, und oben auf die eine Pyramide ließ er auf einem Thron ein großes steinernes Bild von sich selbst setzen, auf die andre eins von seiner Frau.

Nach ihm regierte der König Sesostris, der mit vielen fremden Völkern Krieg führte. An den Grenzen jedes Landes, das er erobert hatte, ließ er Säulen errichten, auf denen sein Name eingegraben war, und eine Menge Menschen brachte er als Sclaven mit nach Aegypten zurück; gefangene Könige mußten seinen Wagen ziehen. Nun ließ er in seinem Lande große Werke ausführen. Die Gefangenen mußten prächtige Tempel für die Götter bauen, und noch heute sind in Aegypten die ungeheuern Ruinen davon zu sehen. Zuerst stehen hohe Spitzsäulen da, die man Obelisken nennt, manche sind so hoch wie Thürme, und doch aus einem einzigen Stein gehauen, darauf sind viele Inschriften und Figuren eingegraben. Dann kommen lange Alleen von steinernen Thierbildern, durch die geht man in einen großen Säulenhof, hinter dem der Tempel liegt. Die Decke des Tempels wird von 134 Säulen getragen, von denen manche 30 Fuß im Umfang haben. So ließ Sesostris von den Sclaven Tempel und Paläste bauen; vor einem davon stand seine eigne Bildsäule, 60 Fuß hoch, und die seiner Frau eben so hoch; vier steinerne Gestalten, jede 20 Ellen hoch, stellten seine vier Söhne vor. Auf den Wänden der Gebäude waren

seine Kriege und Triumphzüge abgemalt, und alle bezwungenen Völker mit ihren eignen Trachten und Waffen abgebildet. Als Sesostris gestorben war, machten alle die fremden Völker sich wieder von der ägyptischen Herrschaft frei, aber von jenen Bildern kann man noch viele in Aegypten sehen. Gewöhnlich muß man brennende Fackeln nehmen, wenn man sie besehen will; denn die Aegypter bauten ihre Tempel sehr düster, mit wenigen Fenstern, und in den meisten großen Gebäuden ist es fast ganz dunkel, manche sind sogar unter der Erde.

Am schlimmsten hatten die Aegypter es unter dem Könige Cheops. Er machte das ganze Volk zu seinen Sclaven und Arbeitern, um für ihn die große Pyramide zu bauen, in der er sich begraben lassen wollte. Da mußten zuerst in dem arabischen Gebirge die Steinblöcke gebrochen werden, die wurden dann bis an den Nil gezogen, und auf Schiffen herüber gebracht. Auf dem Wege nach dem Bauplatze mußte mitten durch einen Berg ein Gang gebrochen werden, der war eine Viertelstunde lang und zehn Jahre wurde daran gearbeitet. Hunderttausend Aegypter waren immer dabei beschäftigt, und alle drei Monate kamen andre hunderttausend an die Reihe; dann wurden die Steine behauen und polirt, und Inschriften darin eingegraben. Hierauf wurde das unterirdische Gemach ausgemauert, in dem der Sarg stehen sollte, und endlich die Pyramide aufgeführt. Das alles zusammen dauerte über zwanzig Jahre lang.

Funfzig Jahre regierte Cheops, und nach ihm sein Bruder Chephren eben so lange Zeit. Auch dieser war hart und ungerecht und zwang die Aegypter nochmals, eine große Pyramide zu bauen. Diese beiden Pyramiden und noch mehrere hundert andre kleine stehen noch jetzt in Aegypten. Sie sind alle viereckig und laufen nach oben spitz zu; die

größte ist aber 480 Fuß hoch, und wenn man um sie herumgehen will, braucht man fast eine Viertelstunde. Man kann auch hineinkommen, aber nur mit sehr vieler Mühe. Zuerst muß der viele Sand weggeschafft werden, der immer vor den schmalen Eingang weht, dann muß man sich fast ganz ausziehen, weil es sonst wegen der fürchterlichen Hitze inwendig nicht auszuhalten ist. Eine Menge Fledermäuse schwirren einem um den Kopf, man kann in dem ersten Gange nicht einmal aufrecht gehen, so eng ist er, und dann kommt ein anderer, der so niedrig ist, daß man auf Händen und Füßen im Dunklen durchkriechen muß. Wenn man nun noch durch viele andre Gänge, die alle voll Staub und Sand sind, gekommen ist, steht man in einem ganz kleinen Zimmer. Dann steckt der Führer eine Fackel an, weil von außen gar kein Licht hereinkommt; man sieht nun weiter nichts, als die bloßen rohen Wände und einen leeren steinernen Sarg. Und ebenso ist's in allen andern Pyramiden. Denn die Leichen der Könige haben die Aegypter schon damals vor langer Zeit herausgeworfen, weil sie ihnen im Leben so viel Uebles gethan hatten.

Die Aegypter verwandten am meisten von allen Völkern Mühe darauf, ihre Todten zu ehren und sie auf eine ganz besondre Art zu begraben, so daß sie lange aufbewahrt wurden. Die Aegypter dachten viel an den Tod, und waren düstere und ernste Leute. Wenn ein Gastmahl war, so wurde ein hölzernes Todtengerippe herumgetragen, und zu Jedem wurde dabei gesagt: Sieh dieß an, und denke daran, daß du diesem ähnlich wirst, wenn du stirbst. Sie sagten auch zu den Fremden, die sie fragten, warum sie sich so viele Mühe um die Begräbnisse gäben: Häuser baut man für das kurze Leben, aber Grabmäler für eine unendlich lange Zeit, darum müssen diese fester, schöner und größer seyn.

Sie hatten nun drei Arten, die Leichen zu behandeln, eine für die geringen Leute, eine für die etwas mehr angesehenen und endlich die umständlichste und kostbarste Art für die Könige und Vornehmen. Wenn ein solcher gestorben war, so nahm man die inneren Theile aus dem Körper heraus und wusch ihn inwendig mit Wein. Dann füllte man ihn mit Räucherwerk und wohlriechenden Spezereien, nähte ihn wieder zu und legte ihn 70 Tage lang in Salz. Wenn diese Zeit um war, umwickelte man ihn von oben bis unten ganz mit feinen Binden, über das Gesicht wurde Gyps gestrichen und auf dem Gyps das Gesicht mit Farben abgemalt. Dann stellte man den Leichnam in einen verzierten Sarg, auf dem allerlei Inschriften und Zeichen waren. Die Leichen der Geringen wurden nur in Salz gelegt und dann mit Binden umwickelt; alle Todten aber wurden nicht in die Erde begraben, sondern in unterirdischen Gemächern aufbewahrt, die bei jeder Stadt angelegt waren. Wenn nun eine Stadt so groß wie Theben war, wo die großen Tempel und Paläste des Sesostris stehen, dann wurde aus diesen Gräbern nach und nach eine ganze unterirdische Todtenstadt. Die bei Theben zieht sich über zwei Stunden Weges unter der Erde hin und alle Kammern sind unter einander verbunden, so daß es sehr schwer ist, den Ausgang wieder zu finden. Drinnen ist es entsetzlich heiß und ein betäubender Dunst von den vielen tausend ausgetrockneten Leichen oder Mumien, wie man sie auch nennt. Zum Theil sind diese Mumien an den Wänden aufgestellt, zum Theil sind sie herunter gefallen oder herabgerissen, und liegen zerbröckelt am Boden, so daß man im Todtenstaube geht, und leicht auf einmal durch mehrere Mumien tritt. In vielen Kammern sind die Wände auch mit Figuren bemalt; die Farben sind noch ganz frisch von damals her, und wenn

diese Bilder nicht da wären, so wüßten wir Vieles von den Aegyptern gar nicht, denn ägyptische Bücher gibt es nicht. Nun sieht man da aber, was für Kleider sie getragen haben, was für Waffen und Geräthschaften, mit was für Werkzeugen sie gearbeitet haben und wie ihre Häuser eingerichtet gewesen sind.

In diesen Todtenstädten wurden aber nur die ordentlich in den Reihen mit aufgestellt, die im Leben nichts schändliches begangen hatten. Darum wurde über jeden Verstorbenen ein Todtengericht gehalten, wo Kläger und Vertheidiger auftreten konnten. Und selbst wenn der König gestorben war, hielten die Priester zuweilen Gericht über ihn, und je nach dem es ausfiel, wurde er mit Ehren in ein prächtiges Begräbniß gebracht, oder nicht.

Die Priester hatten nämlich die meiste Macht im Lande neben den Königen. Alle Aegypter waren in Stände eingetheilt, die man auch Kasten nannte, der Stand der Priester, der Krieger, der Ackerbauer, der Hirten und der Handwerker. Keiner durfte lernen und arbeiten wozu er Lust hatte, sondern jeder mußte das werden, was sein Vater gewesen war; die Söhne der Priester mußten wieder Priester werden, die Söhne der Handwerker wieder Handwerker, und so durfte auch von den andern keiner aus seiner Kaste heraus. Alles Land war in Aegypten in drei Theile getheilt, der eine Theil gehörte dem König, der andre den Priestern, der dritte den Kriegern. Die Ackerbauer hatten gar kein eignes Land, sondern mußten es für die andern bestellen, und die Hirten waren die geplagtesten und verachtetsten von allen.

Die Priester gaben nun alle Gesetze und hatten auch den Königen strenge Vorschriften über ihr ganzes Leben gemacht. Die Königssöhne wurden von ihnen erzogen und durften nur mit den Söhnen der vornehmsten Priester um-

gehen. Wenn dann der Aelteste König geworden war, mußte er sich in die Anordnungen der Priester fügen. Früh Morgens mußte er opfern, dann die Geschäfte verrichten, dann sagte ihm der Oberpriester her, was für Eigenschaften ein guter Regent haben müßte, und las ihm einen Abschnitt aus der Reichsgeschichte vor, um ihn zu belehren. Auch wann und was er essen und trinken sollte, und wann er zu seiner Gemahlin gehen durfte, war alles genau festgesetzt. Aber oft ließen die Könige sich das nicht gefallen; dann machten die Priester Unruhen und Krieg im Lande, und suchten hinterdrein noch mehr Gewalt zu erlangen.

Der König Necho führte Krieg mit den Syrern und brachte auch die Phönicier unter seine Herrschaft. Die Phönicier wohnten in Syrien an der Küste des mittelländischen Meers. Sie waren ein kleines Volk, aber thätig und erfinderisch und ihre Schiffe fuhren auf allen Meeren, die man damals kannte. Gold und Silber holten sie aus Spanien, Zinn holten sie aus England, und selbst von der preußischen Küste der Ostsee brachten sie den Bernstein mit. Auf dem Landwege zogen ihre Karawanen nach Aegypten und Persien, bis nach Indien hin, und was sie von einem Volke eintauschten, das vertauschten und verkauften sie wieder an andere. Nach Aegypten führten sie Wein und tauschten Baumwolle dafür ein, aus Indien erhielten sie Zimmt und Elfenbein, aus Arabien Räucherwerk, das brachten sie dann den Griechen und anderen Völkern. Sie erfanden zuerst, wie man das Glas macht, und besonders ihre Purpurfärbereien waren in der ganzen alten Welt berühmt. Den Purpur hatten sie ganz zufällig entdeckt. Ein Hirt trieb seine Heerde einmal am Meer, da kam sein Hund mit blutrothem Maule zu ihm gelaufen. Er hatte sich aber nicht verwundet, sondern eine von den Muscheln zerbissen,

in denen die Purpurschnecke sitzt. Da fing man an, diese Muscheln zu sammeln und färbte mit dem schönsten Roth die feinsten und köstlichsten Gewänder, so daß der Purpur für die vornehmste und edelste Farbe in der ganzen Welt gehalten wurde.

Die Phönicier hatten nur selten Könige, meistentheils wählten sie sich ihre Regierungen selbst, damit Niemand sie hinderte in ihren Unternehmungen. In Afrika, in Spanien und in manchen andern Ländern gründeten sie neue Städte an den Plätzen, die für ihren Handel gut und vortheilhaft lagen. Ihre Schiffe waren vortrefflich gebaut mit einem weiten Bauch, um destomehr einladen zu können, und jeder kleinste Raum darin war benutzt. Die drei größten Erfindungen aber, welche die Phönicier gemacht haben, sind folgende. Erstens fingen sie an aus den Metallen wirkliches Geld zu prägen, das einen genau bestimmten Werth hatte; nun konnten die Menschen leichter mit einander handeln und verkehren, weil sie nicht immer die Waaren selbst auszutauschen und mit sich zu führen brauchten. Zweitens erfanden sie die Rechenkunst, und drittens die Buchstabenschrift, oder die Kunst, deutlich zu schreiben und zu lesen. Das alles lehrten sie dann auch den anderen Völkern.

Damals nun befahl ihnen Necho, daß sie versuchen sollten, um ganz Afrika herumzuschiffen, weil man erst einen kleinen Theil davon kannte. So fuhren denn Seeleute von den Phöniciern aus dem rothen Meere ab, und weil sie nicht für die ganze Reise Lebensmittel mitnehmen konnten, halfen sie sich so: Wenn es Herbst war, stiegen sie immer ans Land und säeten Korn und warteten bis es reif war, dann ernteten sie und fuhren weiter. Im dritten Herbst, nachdem Necho sie ausgeschickt hatte, kamen sie durch das mittelländische Meer nach Aegypten zurück.

Mit dem König Psammenit fing Kambyses, der König der Perser, welche in Asien wohnten, einen Krieg an, und eroberte Aegypten auf lange Zeit. Darum muß jetzt die Geschichte der Perser erzählt werden, weil diese von nun an am merkwürdigsten ist.

Die Perser.

Viele hundert Jahre vor der Zeit, ehe die Perser in Asien herrschten, war Assyrien dort das wichtigste Reich. Die Hauptstadt hieß Ninive und lag am Flusse Tigris, der König Ninus hatte sie erbaut und befestigt. Die Mauern waren hundert Fuß hoch, und so breit, daß oben darauf drei Wagen neben einander fahren konnten; rund um die ganze Stadt standen fünfzehnhundert Thürme, jeder 200 Fuß hoch. Als Ninus gestorben war, herrschte seine Frau Semiramis, welche die schwebenden Gärten baute, die als ein Wunderwerk der alten Welt berühmt waren. Diese Gärten waren auf hohen Mauern angelegt, die oben mit großen Balken in die Quere verbunden waren. Auf den Balken lagen Ziegelsteine, auf den Ziegelsteinen große Platten von Blei, und auf denen die Erde, worin die Blumen und Bäume gepflanzt waren. So schmückte Semiramis die Stadt Ninive prächtig aus; dann zog sie auch in den Krieg und unterjochte viele Völker in Asien.

Unter diesen Völkern waren die Meder das tapferste, die kämpften mit den Assyrern und machten sich frei, und bezwangen auch noch die Perser.

Der König der Meder hieß Astyages, und hatte eine Tochter mit Namen Mandane, die an einen Perser ver-

heirathet war. Im ersten Jahre nach ihrer Heirath hatte Astyages einen seltsamen Traum. Er sah aus dem Schoße seiner Tochter einen Weinstock aufwachsen, der sich über ganz Asien ausbreitete. Am andern Morgen befragte Astyages die Magier (so hießen dort die Priester), die sagten ihm: der Traum hätte zu bedeuten, daß der Sohn seiner Tochter ihn einst vom Throne stürzen würde. Astyages ließ nun die Mandane aus Persien zu sich kommen, und als sie einen Sohn geboren hatte, beschloß er, ihn zu tödten. Er rief daher den Harpagus, einen seiner treusten Diener, und befahl ihm, das Kind, welches Cyrus genannt war, auf irgend eine Weise umzubringen. Harpagus antwortete: Wenn es Dir so beliebt, o König, so werde ich Dir gehorchen.

Nun holte er heimlich das Kind, und brachte es zuerst in sein Haus. Da bedachte er sich, und sagte zu seiner Frau: Gehorchen muß ich dem König, aber er ist alt und hat keine Kinder außer Mandane. Wenn er nun stirbt, und sie Königin wird, so rächt sie den Tod ihres Kindes an mir. Also muß ich es von einem Andern tödten lassen.

Darauf ließ er einen Hirten rufen, welcher mehrere Stunden von der Hauptstadt Ecbatana in den wilden Bergen eine von den Heerden des Königs zu hüten hatte, und sagte zu ihm: Astyages befiehlt Dir, dieß Kind auf einen einsamen Berg zu bringen und es da umkommen zu lassen. Du mußt mir aber die Leiche zeigen, und wenn Du es nicht thust, wirst du des ärgsten Todes sterben.

Der Hirte nahm das Kind und kehrte damit in seine Hütte zurück. Unterdessen hatte seine Frau auch ein Kind geboren, das aber schon todt zur Welt gekommen war. Er erzählte ihr nun Alles und sagte, er hätte an den prächtigen goldverzierten Kleidern gleich erkannt, daß es ein Kind aus

der Familie des Königs wäre. Dabei nahm er die Decke ab und zeigte es seiner Frau. Als sie nun sah, wie gesund und schön das Kind war, weinte sie und bat ihren Mann inständig, es doch nicht auszusetzen. Er weigerte sich und sagte: mir ist der schmählichste Tod gedroht, wenn ich es nicht thue, und Harpagus will auch die Leiche sehen. Da schlug ihm die Frau vor, ihr todtes Kind auszusetzen, und das von der Mandane bei sich zu erziehen wie ihr eignes.

Damit war der Hirt zufrieden. Er gab den kleinen Cyrus seiner Frau, die prächtigen Kleider zog er aber dem todten Kinde an, wickelte es auch in dieselbe Decke, und brachte es auf einen einsamen Berg. Nach drei Tagen ging er in die Stadt und sagte, das Kind wäre nun todt. Harpagus schickte seine treusten Knechte mit, die sahen die Kleider und Decken, sie glaubten, es wäre das rechte Kind, und begruben es dort. Der wirkliche Cyrus aber erhielt von dem Hirten und seiner Frau einen ganz andern Namen, und jeder im Dorfe hielt ihn für ihren Sohn. Als er aber zehn Jahre alt war, kam die Wahrheit durch einen Zufall an's Licht.

Er spielte nämlich eines Tages mit den Knaben aus dem Dorfe, und sie wählten ihn zu ihrem König. Nun fing er gleich an, Alles für das Königsspiel einzurichten und zu befehlen. Einige machte er zu seinen Leibwächtern, Andre mußten eine Festung aus Erde bauen, Einen machte er zum Aufseher, und wieder Einer mußte ihm Bericht über Alles abstatten. Unter den Knaben war aber der Sohn eines vornehmen Meders, und dieser that einmal nicht, was ihm befohlen war. Da ließ Cyrus ihn von den Leibwächtern gefangen nehmen, und gab ihm zur Strafe ein paar Peitschenhiebe. Sobald der losgelassen war, fing er an zu schelten und zu drohen, lief zu seinem Vater, und beklagte

sich bitterlich. Der Vater nahm ihn mit zum Astyages, ließ ihn die Striemen auf dem Rücken zeigen, und sagte: O König, so hat der Sohn deines Knechts, des Hirten, meinen Sohn mißhandelt!

Astyages ließ nun den Hirten und den Cyrus rufen, denn er wollte diesen bestrafen, weil er den Sohn eines so vornehmen Mannes geschlagen hatte. Als sie nun kamen, sah Astyages den Cyrus zornig an und fragte: Hast du dich unterstanden, den Sohn eines Mannes, der bei mir in so hohem Ansehen steht, so zu behandeln? Cyrus antwortete: Ja, Herr, das habe ich mit Recht gethan. Denn die Knaben aus dem Dorfe, unter denen dieser auch war, machten mich im Spiel zu ihrem Könige, weil ich ihnen der geschickteste dazu zu sein schien. Die andern thaten, was ich ihnen befahl, dieser aber war ungehorsam, und so bekam er seine Strafe mit Recht.

Als er das sagte, verwunderte sich Astyages über sein freimüthiges Wesen, auch glaubte er im Gesicht des Knaben einige Aehnlichkeit mit sich selbst zu entdecken. Darüber wurde er bestürzt, ließ alle Andern weggehen, und nur den Hirten dableiben. Als sie allein waren, fragte er ihn: woher er den Knaben hätte? Der Hirt antwortete: es wäre sein Sohn. Da drohte ihm Astyages mit den härtesten Strafen, wenn er nicht die Wahrheit sagte. Nun bekannte der Hirt Alles und bat um Vergebung.

Astyages ließ ihn gehn, aber am Harpagus beschloß er sich zu rächen. Er ließ ihn also rufen und erzählte ihm die ganze Geschichte; dabei that er, als wenn sie ihn sehr freute, und zuletzt befahl er dem Harpagus, er sollte seinen jungen Sohn gleich als Gespielen für den Cyrus auf das Schloß schicken.

Voller Vergnügen ging Harpagus nach Haus, und

schickte gleich seinen Sohn auf das Schloß. Astyages ließ diesen aber tödten, zerstückeln, und sein Fleisch braten und kochen. Am Abend bei der Mahlzeit ließ er dem Harpagus das Fleisch seines eignen Sohnes vorsetzen, und als dieser davon gegessen hatte, sagte er ihm, was es gewesen wäre. Harpagus verbarg seinen Schrecken und seine Empörung, so sehr fürchtete er sich vor dem grausamen König.

Darauf rief Astyages auch die Magier und erzählte ihnen die ganze Geschichte. Sie antworteten ihm: nun Cyrus schon einmal im Spiel König gewesen wäre, hätte der Traum nichts mehr zu bedeuten. Der König glaubte es, und schickte den Cyrus nun unbekümmert nach Persien zu seinen rechten Eltern, die sich sehr darüber freuten.

Als Cyrus nun herangewachsen war, sann Harpagus darauf, sich durch ihn am Astyages zu rächen. Er beredete die vornehmsten Perser heimlich, den Cyrus zum König zu machen, weil Astyages ein Tyrann wäre. Um den Cyrus aber zur Empörung zu bewegen, ohne daß der König es merkte, erdachte er eine List. Er schrieb einen Brief an den Cyrus, worin er es ihm erzählte, daß sein Großvater ihn hätte umbringen wollen, und daß er noch immer seines Lebens nicht sicher wäre; er möchte sich also gegen ihn empören, da ihm ja doch das Reich von Rechtswegen zukäme. Den Brief steckte er in den Bauch eines Hasen, den er aufgeschnitten hatte, nähte den Bauch wieder zu, und schickte den Hasen als Geschenk an den Cyrus. Dieser fand den Brief, erschrak über die Gefahr, in der er lebte, wurde zornig über den grausamen Tyrannen, und überlegte, wie er die Sache anzufangen hätte.

Er rief die Perser zusammen und befahl ihnen, ein großes dorniges Feld in einem Tage umzuackern; wenn sie

das gethan hätten, sollten sie am andern Tage alle in Festkleidern zu ihm kommen. Nun ließ er das beste Vieh seines Vaters schlachten und eine große Mahlzeit anrichten, mit der er am folgenden Tage die Perser bewirthete. Darauf fragte er sie: welcher Tag ihnen am besten gefiele? Sie antworteten: der zweite viel besser als der erste. Nun, sagte er, Ihr Perser, so steht die Sache mit Euch. Ihr habt jetzt Knechtsarbeit für die Meder zu verrichten, wenn Ihr mir aber folgt, werdet Ihr sorgenlos und in Freuden leben und freie Leute werden. Ihr seid eben so tapfer wie die Meder, darum fallt von Astyages ab!

Die Perser, denen die Herrschaft der Meder schon lange beschwerlich gewesen war, ließen sich gern in Freiheit setzen, da sie nun einen tüchtigen Anführer hatten. Astyages hörte davon, und ließ den Cyrus vor sich fordern; Cyrus aber erwiederte dem Boten: er würde eher kommen, als es dem König lieb wäre. Er zog nach der Hauptstadt, besiegte die Meder in einer Schlacht und nahm den Astyages gefangen, doch that er ihm kein Leids an. So war nun Cyrus König der Perser, und die Perser waren die Herren der Meder geworden.

Cyrus.

Die Perser hatten zu dieser Zeit, als sie unter Cyrus zur Herrschaft über die Meder und die Assyrier gelangten, einfache und besondre Sitten; denn sie hatten immer in ihrem Berglande gelebt, ohne mit andern Völkern viel zu verkehren. Sie bauten weder Tempel noch Altäre, und stellten auch keine Götterbilder auf, das hielten sie vielmehr für eine Thorheit. Wenn sie beten wollten, so stiegen sie auf die höchsten Berge und opferten der Sonne, dem Mond,

der Erde, dem Feuer, dem Wasser und den Winden. Bis zum fünften Jahr blieben die Kinder bei ihren Müttern; dann wurden sie von den Vätern erzogen, vor allem zu dreierlei, nämlich: zu reiten, mit dem Bogen zu schießen, und die Wahrheit zu sagen. Tapferkeit im Kriege galt bei ihnen für die größte Ehre, und Lügen für die ärgste Schande.

Cyrus führte nun die Perser zu großen Eroberungen in Asien, zuerst gegen Krösus, den König der Lydier. Der hatte fast alle Völker in Vorderasien, (welches auch Kleinasien genannt wurde), bezwungen, denn die Lydier waren tapfere Männer. Wie nun alle unterworfenen Völker dem Krösus Tribut bezahlen mußten, ward er der reichste von allen Menschen, die damals lebten, und nach seiner Hauptstadt Sardes kamen Fremde aus allen Gegenden zusammen. Besonders die Weisen, die zu der Zeit in Griechenland lebten, besuchten diese Stadt, und unter ihnen auch Solon, ein Bürger von Athen, der den Athenern auf ihr Verlangen Gesetze gemacht hatte. Die Athener hatten geschworen, sich eine bestimmte Zeit lang nach diesen Gesetzen zu richten, um zu erfahren, ob es sich gut mit ihnen leben ließe; und darauf war Solon fortgereist, um die Welt zu besehen, und das Merkwürdige bei fremden Völkern kennen zu lernen. Nachdem er in Aegypten gewesen war, reiste er nach Sardes zum Krösus, und wurde von diesem im Schlosse als Gast aufgenommen. Am dritten Tag nach seiner Ankunft führten ihn auf Befehl des Krösus die Diener in den Schatzkammern herum und zeigten ihm, wie herrlich und groß da alles eingerichtet war, und wie viele Schätze aufgehäuft lagen. Als er nun Alles besehen hatte, so lange er wollte, fragte Krösus ihn: O Athener, ich habe viel von Deiner Weisheit und Deinen weiten Reisen gehört, nun sage mir, wen hältst Du für den Glücklichsten unter

allen Menschen? Er that aber diese Frage, weil er sich einbildete, selbst der Glücklichste zu sein. Solon heuchelte nicht, sondern antwortete, was er wirklich dachte: O König, den Tellus, einen Athener. — Krösus verwunderte sich darüber, und fragte: weswegen denn? Solon antwortete: Dieser Tellus sah sein Vaterland in einem glücklichen Zustande, er selbst hatte schöne und tugendhafte Söhne, und von diesen sah er wieder die Kinder, die alle am Leben blieben. Als er nun sein Leben in Wohlstand gebracht hatte, endigte er es auf die rühmlichste Weise, denn da die Athener einen Krieg mit ihren Nachbarn hatten, zog er mit aus, kämpfte tapfer gegen die Feinde und fand dabei den schönsten Tod. Die Athener begruben ihn feierlich auf dem Schlachtfelde, und erwiesen ihm große Ehre.

Krösus fragte nun: wen Solon denn nach dem Tellus für den Glücklichsten hielte, und glaubte gewiß, er selbst würde doch die zweite Stelle erhalten. Solon aber nannte den Cleobis und Biton aus Argos in Griechenland. Diese beiden Brüder erwarben sich in den festlichen Kampfspielen den ersten Preis. Ihre Mutter war eine Priesterin der Göttin Juno, und als sie am Feste in den Tempel fahren mußte und die Ochsen nicht zur rechten Zeit vom Felde kamen, spannten die beiden Brüder sich vor den Wagen und zogen ihre Mutter zwei Stunden weit zu dem Tempel. Da standen die Männer um sie herum und lobten ihre Gesinnung, und die Frauen priesen die Mutter glücklich, daß sie solche Kinder hätte. Die Mutter aber stand voller Freuden vor dem Bild der Göttin und bat sie, ihren Kindern das zu geben, was das beste für den Menschen wäre. Nachdem nun das Fest gefeiert war, schliefen die Jünglinge im Tempel ein, und wachten nicht wieder auf, sondern endigten ihr Leben. Die

Argiver aber ließen ihre Bildsäulen machen und stellten die zum Andenken öffentlich auf.

Diesen gab Solon also den zweiten Platz in der Glückseligkeit. Krösus aber sagte unwillig: O Athener, siehst du denn meine Glückseligkeit so verächtlich an, daß du bloße Bürger höher stellst, als mich? O Krösus, antwortete Solon, ich weiß, daß du reich bist und ein König über viele Menschen; auf deine Frage antworte ich aber nicht eher, als bis ich höre, daß du dein Leben auch glücklich beschlossen hast. Denn wer das meiste Gute beständig hat, und endlich sein Leben angenehm beschließt, der verdient bei mir glückselig zu heißen. Man muß bei jedem Dinge auf den Ausgang und das Ende sehen. — So antwortete der athenische Bürger Solon dem lydischen Könige Krösus.

Man hielt ihn deßwegen am Hofe für einen unwissenden Menschen, weil er das gegenwärtige Glück nicht achtete und an das Ende jedes Dings erinnerte. Auch ein Fabeldichter warf dem Solon vor: er wüßte nicht, den Königen das Lieblichste zu sagen. Nein, antwortete Solon, aber das Löblichste.

Bald darauf fing Krösus nun mit dem Perserkönige Cyrus einen Krieg an. Aber alle seine Schätze halfen ihm nichts; sein Heer wurde geschlagen, und Cyrus eroberte im Sturm die Hauptstadt Sardes. Dabei wurde dem Krösus auf eine merkwürdige Art das Leben gerettet. Er hatte einen Sohn, der von Jugend auf stumm gewesen war; als nun ein Perser, der den Krösus nicht kannte, schon das Schwert hob, um ihn niederzuhauen, bekam der Sohn in der Angst um seinen Vater die Sprache wieder und rief: Mensch, tödte den Krösus nicht! Das waren die ersten Worte, die er in seinem Leben gesprochen hatte, und von der Zeit an war

er nicht mehr stumm. Der Perser nahm den Krösus nun gefangen und führte ihn zum Cyrus.

Dieser ließ ihn in Ketten schlagen und auf einen hohen Scheiterhaufen stellen, dann wurden Fackeln gebracht, und Alles sah aus, als wenn der besiegte König verbrannt werden sollte. Als Krösus nun auf dem Holze stand, erinnerte er sich an jenes Wort des Atheners, daß niemand, so lange er noch lebe, schon glückselig zu preisen wäre, und seufzend rief er: O Solon, Solon, Solon! Da wurde Cyrus aufmerksam und wollte wissen, was diese Worte bedeuteten. Anfangs schwieg Krösus, als sie aber in ihn drangen, erzählte er ihnen seine ganze Unterhaltung mit dem Solon. Da bedachte Cyrus, daß das menschliche Schicksal doch gar nicht gewiß und beständig wäre; und weil er selbst jetzt in so großem Glück war, ließ er dem Krösus die Ketten abnehmen und schenkte ihm das Leben. Sardes wurde nun geplündert, und das ganze lydische Reich erobert. Das war aber der Anfang davon, daß die Perser große Schätze erwarben, und statt ihrer einfachen Sitten immer mehr ein üppiges und weichliches Leben führten.

Sobald Cyrus nach Persien zurückgekehrt war, empörten sich die Lydier wieder gegen ihn, und bewogen auch die jonischen Griechen, welche an der Küste von Kleinasien und auf den Inseln wohnten, sich gegen die persische Herrschaft aufzulehnen. Denn diese Jonier waren vorher vom Krösus unterworfen, und da Cyrus den Krösus besiegt hatte, sah er sich als ihren Herrn an.

Er schickte nun den Harpagus mit einem Heere ab; der brachte erst die Lydier zur Ruhe und dann zog er gegen die jonischen Griechen. Diese hatten ein herrliches Land am Meere; sie wohnten in vielen Städten, die unter sich einen Bund gemacht hatten und meistentheils zusammen-

hielten; sie hatten viele Kriegsschiffe und trieben einen großen Handel mit den Aegyptern, mit den Phöniziern und mit den anderen Griechen in Europa. Harpagus griff nun zuerst die Stadt Phocäa mit seinem ganzen Heere an. Die Phocäer aber, als sie sahen, daß sie sich nicht gegen eine solche Macht vertheidigen konnten, und da ihnen die Knechtschaft doch verhaßt war, brachten Weiber und Kinder und alles, was sie hatten, auch ihre schönen Kunstwerke von Erz und Marmor auf ihre Schiffe, segelten ab und ließen den Persern die leere Stadt. Sie suchten, Land auf den Inseln zu kaufen, als sie aber in der Nähe keins fanden, kehrten sie noch einmal nach Phocäa um, landeten schnell, hieben die persische Besatzung, welche Harpagus dort gelassen hatte, nieder, und kehrten auf ihre Schiffe zurück. Nach längerer Zeit entstand aber in Vielen von ihnen eine große Sehnsucht nach dem schönen Lande, das sie verlassen hatten; die trennten sich nun von den Andern, fuhren wieder nach Phocäa und unterwarfen sich den Persern. Die Anderen aber segelten nach Unteritalien, wo auch viele griechische Städte waren, und bauten sich dort eine neue Stadt, wo sie frei leben konnten. Eben so machten es darauf die Tejer, welche nach Thracien auswanderten. Die übrigen kleinasiatischen Jonier kämpften tapfer mit dem Harpagus; als er sie aber überwunden hatte, bequemten sie sich zum Gehorsam. So kamen sie zum zweitenmal in fremde Dienstbarkeit, das erstemal unter dem Krösus und jetzt unter dem Cyrus.

Während dieser Zeit hatte Cyrus andere asiatische Völker besiegt und zog nun gegen die Assyrier, deren Hauptstadt die große Stadt Babylon geworden war, nachdem die Meder früher Ninive zerstört hatten. Die Babylonier schlossen sich in ihre Stadt ein, brachten viele Lebensmittel

zusammen, und hofften, den König der Perser schon zu ermüden, denn Babylon war mit gewaltig hohen Mauern befestigt; der Fluß Euphrat, der breit und tief war, strömte mitten durch die Stadt. Als Cyrus nun lange Zeit vergeblich die Mauern bestürmt hatte, machte er einen andern Plan. Er suchte die Besten aus seinem Heere aus und blieb mit ihnen vor der Stadt; alle Uebrigen ließ er aber daran arbeiten, den Euphrat in einen See in der Nähe abzuleiten. Sobald das Wasser des Flusses nun abnahm, stiegen die Perser muthig hinein und drangen so in Babylon ein. Es war gerade ein Festtag, die Stadt war aber so groß, daß die Einwohner des mittleren Theils noch tanzten und jubelten, als Cyrus am unteren Ende schon in die Stadt eingerückt war, und sie hatten es nicht gemerkt.

Nachdem Cyrus nun Babylon erobert hatte, bekam er Lust, sich zu den übrigen Völkern auch noch die Massageten zu unterwerfen. Diese wohnten weithin am kaspischen Meere und waren ein armes, aber großes und tapferes Volk. Sie lebten meistentheils auf Pferden, sie nährten sich von der Milch ihres Viehes und von den Fischen aus dem Fluß Araxes. Cyrus meinte jedoch, seinen Waffen könnte nichts widerstehen, und er ging mit seinem Heer über den Araxes. Die Königin Tomyris schickte nun ihren Sohn mit dem dritten Theil der Massageten gegen ihn. Auf den Rath des Krösus führten die Perser aber eine Kriegslist aus. Die Perser richteten in ihrem Lager eine große Mahlzeit zu und stellten besonders vielen Wein dabei, den die Massageten noch nicht kannten. Darauf zog das Hauptheer eine Strecke zurück, und nur der unbrauchbare Theil des persischen Heeres blieb im Lager. Die Massageten rückten nun an, hieben diese nieder und ließen sich's bei der erbeu-

teten Mahlzeit wohl seyn. Da sie aber den Wein nicht kannten, wurden sie fast alle betrunken davon. Cyrus überfiel sie jetzt, machte die meisten nieder und nahm den Sohn der Königin gefangen. Als dieser wieder zur Besinnung kam, schämte er sich so, daß er sich selbst tödtete.

Da schickte Tomyris Gesandte und ließ sagen: O Cyrus, du hast nun genug Unheil angerichtet, zieh zurück! Thust du das aber nicht, so schwöre ich, daß ich deinen unersättlichen Blutdurst schon löschen will.

Als Cyrus aber vorwärts rückte, sammelte sie ihrr ganze Macht und es kam zu einer großen blutigen Schlacht. Nachdem alle Pfeile verschossen waren, gingen sie mit Spießen und Schwertern auf einander los und fochten lange mit vieler Tapferkeit. Endlich gewannen die Massageten die Oberhand, die Perser wurden besiegt und Cyrus selbst getödtet. Die Königin ließ seinen Leichnam aufsuchen, steckte seinen Kopf in einen Schlauch, der mit Menschenblut gefüllt war und sagte: nun trinke dich satt an Blut! So starb Cyrus, nachdem er neun und zwanzig Jahre regiert und fast ganz Asien erobert hatte.

Cambyses.

Nach dem Cyrus regierte sein Sohn Cambyses. Dieser eroberte Aegypten, nahm den König Psammenit gefangen, und that nun im Lande, was ihm beliebte. Als er sich alles unterworfen hatte, bekam er Lust, auch gegen die Aethiopier zu ziehen. Also brach er gleich mit seinem ganzen Fußvolke auf, ohne erst für Wasser und Lebensmittel zu sorgen. In Theben theilte er sein Heer in zwei Theile, und mit dem größeren zog er selbst gegen die Aethiopier. Schon nach fünf Tagen hatten sie nichts mehr zu essen

und mußten die Lastthiere schlachten. Aber Cambyses wollte nicht umkehren. Als das Vieh verzehrt war, aßen sie Kräuter, und endlich fingen die Soldaten an, zu Zehnen jedesmal einen durchs Loos zu wählen, den sie tödteten und verzehrten. Erst da kehrte Cambyses um, nachdem er viele Mannschaft verloren hatte. Von dem andern Haufen kam aber kein Einziger zurück. Denn in der Wüste hatte ein Sturm sich erhoben und Alle unter dem Sande begraben.

Als Cambyses nach der Hauptstadt Memphis zurück kam, feierten die Aegypter gerade ein Fest, weil ihnen ihr Gott Apis erschienen war. Dieser Apis, den die Aegypter anbeteten, war ein Kalb, das besondere Zeichen haben mußte. Die Priester sagten nämlich, so oft der Apis geboren werden sollte, fiele ein Strahl vom Himmel auf eine Kuh, und die würde dadurch die Mutter des Apis. Dieß Kalb mußte schwarz sein, mit einem weißen Flecken auf der Stirn und einem schwarzen Flecken unter der Zunge. Nun war damals gerade ein solches Kalb geboren und die Aegypter feierten deßwegen ein großes Fest. Cambyses aber meinte, sie freuten sich darüber, daß der Zug gegen die Aethiopier ihm so unglücklich abgelaufen wäre. Als die Vorsteher der Stadt Memphis ihm die wirkliche Ursache sagten, schalt er sie Lügner und ließ sie hinrichten. Dann mußten die Priester den Apis zu ihm führen. Wie er ihn sah, zog er sein Schwert und stieß den Apis in's Bein; dabei lachte er und sagte: O ihr Dummköpfe, kann das denn ein Gott sein, der Fleisch und Blut hat? Darauf ließ er sie geißeln, das Kalb aber starb im Tempel und die Priester begruben es heimlich.

Nun fuhr Cambyses weiter fort, zu thun, was ihm einfiel. Einmal träumte er, sein Bruder Smerdis in Persien säße auf dem Königsthron; da schickte er gleich

den treusten unter seinen Vornehmen hin und ließ den Smerdis umbringen. Als der zurückkam, fragte er ihn: was sagen denn die Perser von mir? Der antwortete: Sie loben dich sehr, aber sie sagen: wenn du Wein tränkst, wärest du nicht bei Sinnen. Da griff Cambyses nach seinem Bogen und sagte: du sollst sehen, daß sie gelogen haben. Dort im Hofe steht dein Sohn, gib Acht, ob ich ihn ins Herz treffe. Er schoß nun los und traf den Knaben mitten ins Herz, daß er todt hinfiel. Siehst du, sagte der König, daß ich meiner Sinne mächtig bin? Der Vater des Knaben antwortete in der Angst: Herr, selbst ein Gott kann nicht so gut schießen.

Als nun Cambyses so lange Zeit von Persien abwesend war, stifteten zwei Magier einen Aufstand gegen ihn. Der eine von ihnen war dem Bruder des Cambyses, den dieser hatte tödten lassen, sehr ähnlich; auch führte er denselben Namen Smerdis. So gab er sich denn für diesen aus, und bemächtigte sich in Persien der Herrschaft. Als Cambyses dieß erfuhr, wollte er eilig nach Persien ziehen; indem er sich aber zu hastig auf's Pferd schwang, ging sein Schwert aus der Scheide und er verwundete sich gefährlich in die Hüfte. Als er nun seinen Tod nahe fühlte, entdeckte er den Persern, daß jener Smerdis ein falscher wäre, denn seinen eignen Bruder Smerdis hätte er schon vor Jahren umbringen lassen. Darauf starb er, ohne Kinder zu hinterlassen. Die Perser aber, welche ihn schon längst wegen seiner Grausamkeiten für wahnsinnig hielten, glaubten nicht, was er ihnen gesagt hatte; sie hielten also den falschen Smerdis für den rechten, und erkannten ihn als ihren König an.

Nach einigen Monaten jedoch faßte Otanes, einer von den Vornehmen, Verdacht, weil der neue König gar nicht

aus dem Schlosse ging und auch Niemanden vor sich ließ. Otanes wußte nun, daß dem Magier Smerdis einst wegen eines Verbrechens die Ohren abgeschnitten waren (das war in Persien eine gewöhnliche Strafe), er schickte also heimlich zu seiner Tochter, welche die Gemahlin des Königs war, und ließ sie bitten, zu sehen ob der König noch Ohren hätte oder nicht. Sie fühlte nun eines Nachts da er schlief, an seinen Kopf, und ließ ihrem Vater wieder sagen: dem König müßten die Ohren einmal abgeschnitten sein.

Nun verband sich Otanes heimlich mit sechs andern edlen Persern, sie gingen geradewegs in den Palast, stießen mit ihren Dolchen die Thürhüter, die sie nicht zum Smerdis lassen wollten, nieder, und brachten ihn und seinen Bruder um. Darauf schnitten sie ihnen die Köpfe ab, zeigten sie dem Volke und entdeckten den ganzen Betrug. Die Perser, voller Zorn, eilten zu den Waffen und erschlugen jeden Magier, den sie auf der Straße fanden.

Nachdem sich nun die Unruhe gelegt hatte, hielten die sieben Verschwornen eine Berathung, wie das Reich einzurichten wäre. Otanes trat zuerst auf und sagte: Meine Meinung ist, daß künftig keiner allein die Herrschaft führt. Das Königthum kann auch den besten Menschen schlecht machen, weil er zu einer solchen Macht erhoben wird, daß er, ohne Rechenschaft abzulegen, thun kann was ihm beliebt. Das habt ihr am Cambyses gesehen. Wenn aber das Volk die Macht hat, so haben erstens Alle gleiche Freiheit, und zweitens muß jeder, dem das Volk ein Amt überträgt, nach den Gesetzen handeln und Rechenschaft ablegen. Ich halte also für gut, daß wir das Königthum abschaffen.

Megabyzus sagte darauf: Was Otanes von der Abschaffung des Königthums gesagt hat, ist ganz richtig; aber das Volk kann nicht regieren; denn wie soll es Ver-

stand haben, da es ja nicht unterrichtet ist? Laßt uns vielmehr eine Versammlung der rechtschaffensten und besten Leute wählen und diesen die Gewalt übertragen.

Darius endlich sagte: Von dem Volke hat Megabyzus recht gesprochen; wenn aber Wenige herrschen, so entsteht unter ihnen Eifersucht, daraus entstehen Parteien und endlich Bürgerkrieg. Woher habt ihr denn die Freiheit jetzt erlangt? Durch einen Mann, also laßt uns auch ferner bei dem Königthum bleiben.

Die vier übrigen waren auch dieser Meinung, und so hatte sie die Mehrheit der Stimmen für sich. Da nun Otanes die Freiheit und Gleichheit nicht durchsetzen konnte, sagte er: Ihr Perser, ich will weder über euch herrschen, noch auch mich beherrschen lassen. Ihr mögt einen König wählen, aber ich will für mich und meine Nachkommen Freiheit haben. Das gestanden sie ihm zu, und für sich selbst machten sie nun aus: Der sollte König werden, dessen Pferd am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang zuerst wiehern würde.

Darius.

Darius hatte einen Stallmeister, welchem er die Sache anvertraute, und dieser ersann eine List, um seinem Herrn zur Krone zu verhelfen. Er führte den Hengst, auf welchem Darius zu reiten pflegte, am Abend vorher auf den Platz, wo die sechs Verschwornen zusammen kommen wollten, und brachte dort eine Stute zu ihm. Als Darius nun am andern Morgen bei Sonnenaufgang mit den fünf andern vor der Stadt ritt und sie an diese Stelle kamen, erinnerte sich sein Hengst daran und wieherte zuerst. Alsbald sprangen die übrigen von ihren Pferden und begrüßten den

Darius als König; ihm unterwarfen sich nun auch fast alle asiatischen Völker.

Die Babylonier aber fielen von ihm ab. Sie verließen sich auf die Festigkeit ihrer Stadt, und Darius belagerte sie vergeblich anderthalb Jahre lang. Da versuchte Zopyrus, einer seiner besten Feldherren, ob es nicht mit List ginge. Er schnitt sich selbst die Nase und die Ohren ab, und so gräßlich verstümmelt lief er, als wenn er ein Ueberläufer wäre, der Stadt zu. Die Wächter ließen ihn herein und er erzählte den Babyloniern, Darius hätte ihn so gemißhandelt, und er käme zu ihnen, um sich dafür am König zu rächen. Sie glaubten ihm und vertrauten ihm einiges Kriegsvolk an; zuletzt, als er mehrmals die Angriffe der Perser zurückgeschlagen hatte, machten sie ihn zu ihrem Oberanführer. Da öffnete er beim nächsten Angriff, als die Soldaten auf die Mauern eilten, zwei Stadtthore, und so drangen die Perser ein und eroberten Babylon zum zweitenmal. Zur Strafe ließ Darius einen Theil der Mauern zerstören und 3000 der Vornehmsten grausam ans Kreuz schlagen; den Zopyrus aber belohnte er, indem er ihn auf Lebenszeit zum Statthalter von Babylon machte.

Darius richtete nun sein großes Reich ein. Er theilte es in 20 Provinzen oder Satrapien, über jede setzte er einen Statthalter oder Satrapen, der an des Königs Stelle regieren und die Abgaben eintreiben mußte. Denn jedes Volk mußte jährlich bestimmte Steuern an den König geben, nur allein die Perser waren frei davon und brachten dem Könige Geschenke, wenn sie wollten. Weil Darius nun zuerst die Steuern einführte, während vorher alle Völker nur Geschenke brachten, so sagten die Leute: Cyrus wäre ein Vater gewesen, denn er hätte weise Einrichtungen ge-

macht und mild regiert; Cambyses ein Herr, denn er wäre hart und unbekümmert gewesen; Darius aber ein Krämer, denn er hätte überall Gewinn gesucht.

Ungeheure Schätze wurden nun jedes Jahr nach Persien zusammen geschleppt, und außer dem Gold und Silber mußten viele Länder auch andere Sachen liefern. Aegypten brachte Getreide; die Aethiopier jedes Jahr 200 Stück Ebenholz und 20 große Elephantenzähne, die Cilicier 360 weiße Pferde, die Araber 1000 Pfund kostbaren Weihrauch und so Andere Anderes.

Als Darius sein Reich so eingerichtet hatte, dachte er darauf, bewundernswürdige Thaten zu thun und große Eroberungen zu machen. Zuerst beschloß er einen Krieg gegen die Scythen, welche am schwarzen Meer und an den Mündungen der Donau lebten, ein zahlreiches und starkes Volk. Also sammelte er seine Macht, und ließ von Asien nach Europa eine Brücke schlagen über die Meerenge, welche der Hellespont heißt; die kleinasiatischen Griechen aber mußten mit ihren Schiffen durch das schwarze Meer in die Donau hereinfahren. Als er nun mit dem Heer über den Hellespont gezogen war und an die Donau kam, ließ er über den Fluß wieder eine Brücke bauen; die Griechen mußten zur Bewachung dabei bleiben; und er selbst rückte ins Land der Scythen ein und ließ von ihnen Erde und Wasser fordern. Denn wenn ein Volk dem Könige Erde und Wasser brachte, so sahen die Perser das als ein Zeichen der Unterwerfung an.

Die Scythen aber hatten niemals feste Wohnsitze, sondern sie zogen mit ihren Pferden und Viehheerden im Lande umher, wo es ihnen beliebte und wo sie gute Weide fanden. Anstatt den Gesandten des Darius Erde und Wasser zu geben, schickten sie ihm einen Vogel, einen Frosch,

eine Maus und einen Bündel Pfeile; das sollte bedeuten: wenn ihr Perser euch nicht retten könnt, wie der Vogel in die Luft, oder der Frosch ins Wasser, oder die Maus in die Erde, so werdet ihr von unsern Pfeilen umkommen. Darauf zogen sie immer weiter nach Norden zu, und verwüsteten überall die Weideplätze und verschütteten die Brunnen. Wenn das persische Fußvolk anrückte, so griffen sie es in den Seiten und im Rücken beständig mit ihrer Reiterei an und nirgends hielten sie Stand zu einer ordentlichen Schlacht. Da geriethen die Perser endlich in Mangel und Noth, und mußten umkehren. Als die Griechen, welche die Brücke bewachten, das hörten, so machte Miltiades der Athener, welcher gerade dort war, ihnen den Vorschlag: die Brücke abzubrechen und sich so von den Persern zu befreien. Aber diejenigen, welche von den Persern zu Fürsten in den einzelnen jonischen Städten gemacht waren, fürchteten, dann ihre Herrschaft zu verlieren, und stimmten dagegen. So kam es nicht dazu, und Darius kehrte über die Donaubrücke und dann über den Hellespont nach Asien zurück.

Da er nun die Griechen in Asien sicher zu beherrschen glaubte, wollte er auch die Griechen in Europa unterwerfen. Während er sich aber noch rüstete, brach der Aufstand der Griechen in Asien los. Aristagoras, welchen Darius zum Fürsten der jonischen Stadt Milet gemacht hatte, stellte sich an die Spitze derer, die sich befreien wollten. Er vertrieb aus allen jonischen Städten die Fürsten, welche vom Könige eingesetzt waren, und führte die Volksherrschaft ein, damit die Jonier desto lieber und besser für ihre Freiheit streiten möchten; dann fuhr er zur See nach Hellas, in das Land der europäischen Griechen, und bat die beiden größten Städte, Athen und Sparta, um Beistand. Die Athener, welche auch von dem jonischen Stamme der Griechen waren, und

die Volksherrschaft und die Freiheit sehr liebten, gaben ihm zwanzig Schiffe mit. Er kehrte nun rasch nach Kleinasien um, sammelte unter den Joniern ein Heer, und so verbrannten sie mit Hülfe der Athener die große und schöne Stadt Sardes, um den Persern einen empfindlichen Schaden zu thun. Die jonischen Fürsten aber, welche Aristagoras vertrieben hatte, stifteten Uneinigkeit in den Städten, und so geschah es, daß die Perser den Aristagoras besiegten. Er selbst kam um, und die Jonier wurden zum drittenmale unterjocht.

Darius aber gerieth in einen gewaltigen Zorn darüber, daß eine einzelne Stadt wie Athen, es gewagt hätte, sich mit seinen Feinden gegen ihn zu verbinden. Er befahl einem Sclaven, ihm bei jeder Mahlzeit dreimal zuzurufen: Herr, gedenke der Athener! damit er es nicht vergäße, sich an ihnen zu rächen. Nun rüstete er ein großes Heer, um alle Griechen in Europa mit Krieg zu überziehen. Ehe aber diese großen und denkwürdigen Kriege erzählt werden, müssen wir uns erst mit den Griechen bekannt machen.

Die Griechen.

Das Land der europäischen Griechen hieß Hellas, und sie selbst nannten sich davon Hellenen. Nach Norden grenzte Hellas an Macedonien, nach den drei andern Weltgegenden war es vom mittelländischen Meere umflossen. Das Land war fruchtbar und schön.

Von Anfang an gab es zwei Stämme des hellenischen Volks, der eine hieß der dorische und der andre der jonische. Die Dorier waren Griechen so gut wie die Jonier, aber sie

unterschieden sich ein wenig in der Sprache und sehr viel in der Art, wie sie lebten und ihre Staaten einrichteten. Die mächtigsten vom dorischen Stamme waren die Spartaner, welche im Peloponnes wohnten. Der Peloponnes war eine Halbinsel, welche durch eine Landenge, die man den Isthmus nannte, mit dem festen Lande zusammenhing. Die mächtigste Landschaft im Peloponnes war nun Lacedämon oder Laconien, die Hauptstadt hieß Sparta und lag am Flusse Eurotas.

Die Spartaner und Lycurgus.

Vier Jahrhunderte vor dem Kriege mit den Persern herrschten in Sparta Könige, der älteste Sohn folgte jedesmal dem Vater nach. Aber die Könige konnten sich nicht mit dem Volke vertragen, die Gesetze waren noch nicht fest und standen nicht in Ansehn, so nahm die Unordnung immer mehr überhand. Einst wurde ein König auf offnem Markte von einem Spartaner erstochen. Er hinterließ zwei Söhne, von denen der älteste bald starb, und Lycurgus, der jüngste, wurde nun König. Als aber die Frau seines verstorbenen Bruders noch einen Sohn zur Welt brachte, legte Lycurgus die Krone nieder, und rief dieß Kind als den rechtmäßigen König aus. Die Königin hatte den Lycurgus bereden wollen, das Kind umzubringen und sie zu heirathen, als nun Lycurgus beides nicht that, stiftete sie allerlei Verläumdungen und Ränke gegen ihn an, so daß er endlich Sparta auf einige Zeit verließ. Er machte große Reisen nach Asien und Aegypten, um die Sitten und Gesetze fremder Völker kennen zu lernen.

Als er nun nach zehn Jahren wieder in Sparta ankam, fand er Viele, die ihm anhingen, weil sie ihn als einen uneigennützigen und rechtschaffnen Mann kennen ge-

lernt hatten. Diese bewaffneten und verbanden sich, um die Böswilligen im Zaume zu halten, und bewogen das Volk, daß es dem Lycurgus auftrug, Gesetze zu geben.

Lycurgus achtete nun darauf, alle alten dorischen Gesetze, die noch gut waren, zu behalten, damit das Volk sich leichter und lieber daran gewöhnen möchte; wo es aber nöthig war, machte er auch neue.

Das Königthum behielt er bei, aber er bestimmte, daß immer zwei Könige zu gleicher Zeit regieren sollten, weil sonst einer zu viel Macht erhalten würde. Nur wenn die Spartaner zu Felde zogen, befehligte blos einer von den beiden Königen das Heer, sonst hatten sie alle Rechte gemeinschaftlich. Sie erhielten ein größeres Stück Land als die andern Bürger, einen doppelten Theil von den öffentlichen Mahlzeiten, und sie waren zugleich die Oberpriester, die den Göttern opferten. Sonst hatten sie aber wenig vor den andern voraus; sie konnten weder neue Gesetze machen, noch etwas an den alten verändern; und obendrein wählte das Volk jedes Jahr fünf Aufseher oder Ephoren, welche jeden König zur Rechenschaft ziehen und absetzen oder sonst bestrafen konnten. Wenn die Könige ihre Regierung antraten, so mußten sie dem Volke schwören: die bestehenden Gesetze und die Rechte des Volks zu erhalten; dafür schwur ihnen das Volk dann, die königlichen Rechte nicht zu verkürzen.

Ueber Krieg und Frieden und über die Angelegenheiten des Staats entschied die Volksversammlung, die aus allen spartanischen Bürgern bestand, welche über 30 Jahre alt waren. Aber sie konnte nicht zusammenkommen, so oft sie wollte, sondern es war noch ein Rath eingesetzt von 28 Männern, die alle wenigstens 60 Jahr alt sein mußten, damit sie bedächtig und besonnen zu Werke gingen und keine Neuerungen aufkommen ließen. Dieser Rath wurde vom

Volke gewählt, und alles was der Versammlung vorgetragen wurde, besprach er erst für sich, das Volk durfte aber darüber nicht reden, sondern blos ja oder nein sagen.

Alles Land theilte Lycurgus in gleiche Theile, und jeder Bürger empfing nur einen davon, denn vor allem sorgte Lycurgus dafür, daß keiner reicher würde als die andern. Alle sollten einfach und mäßig leben, und nicht für sich, sondern für das ganze Vaterland. Statt der goldnen und silbernen Münzen wurden eiserne eingeführt, damit sie mit andern Völkern keinen Verkehr haben und keine Schätze sammeln sollten; die Häuser mußten ganz roh sein, nur mit der Säge und dem Beil gearbeitet. Alle Bürger aßen gemeinschaftlich, jedesmal 15 zusammen, und das Hauptgericht dabei war die schwarze Suppe, die aus Schweinefleischbrühe, Blut, Essig und Salz gekocht wurde. Ein fremder König, der viel von dieser schwarzen Suppe gehört hatte, ließ sich einmal einen Koch aus Sparta kommen, um sie ihm zu kochen. Er fand sie aber abscheulich. Ja, sagte der Koch, unsre Suppe schmeckt nur, wenn man sich vorher im Flusse Eurotas gebadet hat. Jeder Spartaner mußte an diesen gemeinschaftlichen Mahlzeiten theilnehmen, und als ein König einmal müde von der Jagd war und seinen Theil zu Hause essen wollte, bekam er ihn nicht dahin, sondern mußte zu den Andern in das öffentliche Speisehaus kommen.

Ueberhaupt mußten die Spartaner in Allem was sie thaten und ließen, den Gesetzen gehorchen, und Alles war streng vorgeschrieben, womit sie sich beschäftigen mußten. Zu dem allen wurden sie von Jugend auf angehalten und so streng erzogen wie kein anderes Volk. Denn die Kinder, sagten sie, gehörten nicht sowohl den Aeltern, als vielmehr

dem ganzen Staate; darum wurden sie auch zusammen und öffentlich erzogen.

Wenn ein Kind geboren war, so wurde es von den Beamten des Staats besehen, ob es stark und gesund wäre; die schwachen und verkrüppelten setzte man in die Berge aus und ließ sie sterben, weil das spartanische Volk aus lauter kräftigen Leuten bestehen sollte. Bis zum siebenten Jahre blieben die Knaben bei ihren Müttern, sie liefen nackt herum, sie schliefen auch nackt, und sobald sie nur groß genug waren, mußten sie sich selbst vom Ufer des Eurotas das Schilfgras pflücken, auf dem sie lagen; im Winter deckten sie sich auch nur mit Streu zu. Wenn sie sieben Jahr alt waren, wurden sie öffentlich und alle zusammen von den Männern erzogen. Sie waren in Classen abgetheilt, und jede Classe hatte den tüchtigsten und klügsten Knaben zum Aufseher, dem sie gehorchen mußten. Lycurgus schrieb kein Gesetz auf, sondern alle waren in Verse gebracht, und jeder mußte sie schon als Knabe auswendig lernen, damit er schon früh wüßte, was er als Mann zu thun hätte; sonst lernten sie nur noch ein wenig Schreiben und Lesen. Desto mehr übten sie sich aber im Laufen, im Springen, im Ringen, im Schwimmen, Klettern und Fechten. Jeder Aufseher führte seine Classe zu Wettkämpfen an, auch zu Hause und bei Tische mußten sie ihm dienen. Die jüngsten mußten Gemüse holen, die älteren Holz, und damit sie listig und schlau für den Krieg würden, mußten sie alles stehlen. Einige stiegen in die Gärten, andre schlichen sich in die Speisesäle der Männer und stahlen was sie brauchten und fanden. Wenn einer dabei ertappt wurde, so bekam er viele Peitschenhiebe für seine Ungeschicklichkeit und mußte hungern, hatte er es aber unentdeckt gethan, so wurde er belobt. Ihre Mahlzeiten waren sehr spärlich, damit sie

immer darauf dächten, sich selbst zu helfen, und nicht zu weichlich würden. Nach Tische legte der Aufseher ihnen Fragen vor, wie z. B.: wer ein guter Bürger oder ein schlechter Bürger wäre? oder wen man am meisten ehren müßte? und dergleichen. Darauf mußten sie dann so kurz und witzig, als sie nur konnten, antworten; denn es galt bei den Spartanern für einen Ruhm, wenig und witzig zu reden; und weil sie sich von Jugend auf darin übten, wurden sie sehr geschickt darin, so daß die Griechen eine solche Redeweise lakonisch nannten, von Lakonien, der Landschaft, in der Sparta lag. Ein Athener spottete einmal über die kurzen Schwerter der Spartaner. Sie sind lang genug, antwortete Einer, um unsre Feinde damit zu erreichen. Ein andrer nannte sie ungelehrt. Ja, antwortete der Spartaner, denn wir allein haben von euch Athenern nichts Böses gelernt.

Besonders aber mußten alle sich schon in der Jugend abhärten, Hitze und Frost, Hunger, Durst, Nachtwachen, Schläge und Schmerzen ertragen lernen; dabei galt es für das größte Lob, wenn einer gleichgültig dabei aussah, und für die größte Schande, wenn einer schrie oder sich beklagte. Einer hatte einmal einen jungen Fuchs gestohlen und trug ihn unter seinem Mäntelchen über die Straße. Der Fuchs fing nun an zu beißen, der Knabe verzog aber keine Miene, um nicht entdeckt zu werden, und als er nach Hause kam, hatte ihm der Fuchs den Leib aufgebissen, aber er starb ohne zu klagen. Jedes Jahr war ein großes Fest der Artemis, welches die Göttin der Jagd bei den Griechen war. Dann tanzten alle Knaben und Jünglinge um den Altar, und während der Zeit wurden sie mit Peitschen geschlagen bis aufs Blut, aber manche starben lieber, als daß sie geschrien hätten.

Auch die Mädchen wurden öffentlich erzogen. Sie mußten sich üben im Laufen, im Schwimmen und in allem, was sie stark und gesund machen konnte; bei den Spielen der Knaben sahen sie zu und verhöhnten die welche sich schwach zeigten. Die verheiratheten Frauen aber mußten sich streng im Hause halten.

Wenn die Jünglinge Männer geworden waren, blieben sie doch noch immer in der harten und strengen Ordnung der Gesetze. In Sparta las man keine Bücher und schrieb auch keine; gesungen und gedichtet wurden keine andern Lieder als nur Kriegslieder; keine Maler, keine Bildhauer, keine Künstler, keine Gelehrte waren da, auch Theater gab es nicht. Desto mehr lernten und übten sie alles, was zum Kriege nöthig war. Wenn sie nicht Krieg führten, gingen sie auf die Jagd; wenn sie die Staatsgeschäfte abgemacht hatten, übten sie sich in Wettkämpfen. An den Festen standen sie in drei Chören; die Alten sangen:

Wir waren einstens jung und tapfre Streiter!

Die Männer sangen:

Wir sind es noch, versuche das, wer will!

Und endlich die Knaben:

Wir werden es einst sein, noch tapferer als Ihr!

Der Krieg war ihnen wie ein Fest, so recht ihr Leben und ihre Lust. Wenn sie im Felde waren, im Lager, durften sie mehr thun, was sie wollten; ihre Mahlzeiten waren reichlicher und besser, weil sie viel erbeuteten; sie schmückten ihr Haar und setzten Kränze auf, sie sangen und ließen sich Kriegsmärsche auf der Flöte spielen. Wenn sie in die Schlacht zogen, trugen sie rothe Röcke, damit die Feinde das Blut der Wunden nicht sähen. Wer sich tapfer bewies, wurde hoch geehrt, und den Gefallenen wurden Denkschriften

gesetzt, wer aber floh, wurde allgemein verachtet und verlor in Sparta seine Rechte. Sie trugen große Schilder, auf denen die Gefallenen vom Schlachtfelde getragen wurden; weil das Schild aber am Fliehen hinderte, so galt der für ehrlos, der ohne seinen Schild heimkehrte, denn er erschien als ein Flüchtling. Darum sagte eine spartanische Mutter einst zu ihrem Sohn beim Abschied, indem sie ihm seinen Schild reichte: »Kehre zurück entweder mit ihm, oder auf ihm.«

Strenge Sitten hatten die Spartaner schon früher; Lycurgus aber führte vieles ein und machte alles zu Gesetzen, denen die Könige wie das Volk aufs strengste gehorchen mußten. Zuletzt verbot er noch, Mauern um Sparta zu bauen, denn Sparta's Mauern wären seine Bürger. Er ließ nun alle schwören, diese Gesetze so lange zu halten, bis er nach Sparta zurückkehren würde. Dann reiste er nach Kreta und starb freiwillig, indem er nichts mehr aß. Seine Asche befahl er ins Meer zu streuen, damit nichts von seinem Körper jemals nach Sparta zurückkehren könnte, und so die Gesetze, in denen sein Geist lebte, ewigen Bestand hätten.

In den folgenden Jahrhunderten wurden nun die Spartaner immer mächtiger durch die Kriege, die sie mit den übrigen griechischen Städten im Peloponnes führten. Am frühesten unterjochten sie sich die Heloten und machten das ganze Volk zu Sclaven, die den spartanischen Bürgern gemeinschaftlich gehörten. Die mußten nun alle Handarbeit thun und allen Ackerbau betreiben, und was ihnen sonst befohlen wurde, damit die Spartaner Zeit hätten, auf die Jagd zu gehen und sich in den Waffen zu üben. Mit den Heloten konnte jeder machen was er wollte. Sie mußten sich oft betrinken, damit die spartanischen Knaben sähen,

wie verächtlich die Unmäßigkeit wäre. Von Zeit zu Zeit wurde den erwachsenen Jünglingen erlaubt, auf die Heloten-jagd zu gehen, dann lauerten sie im Wald und im Feld den stärksten Heloten auf und schlugen sie todt, um sich im Kriege zu üben. Am längsten und heftigsten kämpften die Spartaner mit den Messeniern, welche in den Gebirgen wohnten. Endlich gelang es ihnen, das ganze Volk zu unterjochen.

Nach dreißig Jahren aber wollten die jungen Messenier die Knechtschaft nicht mehr ertragen. Sie empörten sich und lieferten den Spartanern eine Schlacht, in welcher ihr Anführer Aristomenes sich so auszeichnete, daß die Messenier ihn zu ihrem König machen wollten. Er meinte aber, sie brauchten gar keinen König, und so führte er den Krieg fort. Um die Spartaner zu erschrecken, schlich er sich nach der Schlacht heimlich in ihre Stadt und hängte in einem Tempel sein Schild auf, worauf er geschrieben hatte: Aristomenes weiht der Göttin des Kriegs diesen Schild zum Denkmal seines Siegs über die Spartaner. — Nun verbündeten sich die Spartaner mit den Arcadiern und drängten die Messenier in die Berge zurück. Da zog sich Aristomenes in die Bergfestung Ira, und von dort machte er fortwährend mit einem kleinen tapfern Haufen Raubzüge in das lacedämonische Gebiet, so daß die Spartaner endlich alles Land nach der messenischen Seite hin unbebaut ließen, weil ihnen doch die Ernte immer genommen wurde. Sie legten aber einzelne Haufen an versteckten Orten auf die Lauer, und so nahmen sie den Aristomenes, der einmal mit wenigen Leuten ausgezogen war, gefangen, nachdem er sich tapfer gewehrt hatte und verwundet war. Sie schleppten ihn und die Seinigen nach Sparta, und stürzten sie von einem steilen Felsen in eine tiefe Schlucht, wohin

sie die Leichname der Verbrecher zu werfen pflegten. Die andern wurden an den Steinen zerschmettert, Aristomenes aber blieb am Leben und lag so zwei Tage und Nächte lang unter den Leichen im Dunkel, denn heraufzusteigen war unmöglich. Da hörte er ein Geräusch und merkte bald, daß es ein Fuchs war, der an den Leichen nagte. Rasch ergriff Aristomenes ihn am Schwanz, und indem er ihm folgte, gelangte er durch eine lange Höhle endlich zu einer kleinen Felsspalte, die ins Freie führte; durch die war der Fuchs hineingekommen; aber für einen Menschen war sie viel zu eng. Mit ungeheurer Anstrengung brach er nun die Steine auseinander, bis er hindurchkonnte, und eilte nach Ira. Als die Lacedämonier von den Messeniern hörten, daß Aristomenes wieder da wäre, lachten sie über das Mährchen; bald aber überfiel er sie, erschlug einen Theil ihres Heeres und bewies ihnen dadurch am besten, daß er noch lebte.

So dauerte der Kampf der Messenier noch Jahre lang, bis sie endlich durch Verrath erlagen. Ein Weib aus Ira verrieth eines Nachts an einen Lacedämonier, daß Aristomenes verwundet und die meisten Wachen wegen des fürchterlichen Wetters von ihrem Posten gegangen wären. In derselben Nacht erstiegen die Feinde den Wall von Ira und drangen ein. Es war ein Gewitter, der Regen floß so gewaltig, daß er alle Fackeln der Messenier auslöschte; so konnten die übrigen Wachen nicht sehn, wo die Feinde den Wall erstiegen. Sie machten aber Lärm, und die Besatzung eilte herbei. Mit dem Morgen brach nun der Kampf los, drei Tage und drei Nächte lang stritten die Messenier und Aristomenes mit den Spartanern; da waren ihre Kräfte erschöpft und die meisten waren gefallen, weil sie sich nicht ablösen konnten wie die Spartaner, die von außen immer

neue Mannschaft erhielten. Einige Messenier stürzten sich in die feindlichen Lanzen, um die Knechtschaft nicht zu erleben, alle Weiber und Kinder fochten mit, und endlich schlug sich Aristomenes mit fünfhundert der auserlesensten Messenier mitten durch die Feinde. Nun schweifte er im Land herum und verwüstete das lacedämonische Gebiet, dann, als die Spartaner zurückkamen, eilte er rasch noch einmal nach Ira, hieb die spartanische Besatzung nieder und schiffte sich zuletzt mit dem Rest der Messenier nach Sicilien ein, wo sie eine freie Stadt bauten und nach dem Namen ihres Vaterlandes Messina nannten. Die Andern, die in ihrer alten Heimath geblieben waren, waren von der Zeit an Unterthanen der Spartaner. Die Spartaner aber kämpften immer weiter mit den andern Völkerschaften in ihrer Nähe, und galten zu der Zeit, als die Perserkriege anfingen, für den mächtigsten Staat in ganz Hellas.

Die Athener und Solon.

Der Peloponnes war eine Halbinsel und hing durch eine Landenge, welche der Isthmus hieß, mit dem festen Lande zusammen. Wenn man aus dem Peloponnes über den Isthmus ging und sich rechtshin wandte, so kam man in die Landschaft Attika, deren Hauptstadt Athen war. Athen lag nicht weit vom Meere, an den beiden Flüßchen Ilissus und Cephisus. Ueber der Stadt war eine Burg gebaut, und eine Strecke weiter am Meere lag der Hafen, welcher der Piräus hieß. Die Athener waren Hellenen vom jonischen Stamme, ihr Land war nur klein, noch kleiner als Lacedämon, aber es war schön und fruchtbar.

In den ältesten Zeiten herrschten Könige in Athen, gut und schlecht, wie es kam. Die Athener führten Kriege mit

ihren Nachbarn, bis zur Zeit des Königs Codrus die dorischen Griechen aus dem Peloponnes sie angriffen. Diesen war geweissagt: sie würden Athen bezwingen, wenn sie den Codrus am Leben ließen, sonst nicht. Als Codrus das hörte, entschloß er sich in seinem Herzen, für sein Vaterland zu sterben. Er verkleidete sich als einen Bauer und ging in das dorische Lager. Dort fing er mit einem von den Feinden Streit an und reizte ihn zur Erbitterung, so daß dieser ihn erschlug. Aber einige von den Peloponnesiern erkannten an dem Gesicht des Todten, daß es Codrus wäre, da hofften sie nicht mehr zu siegen und zogen mit dem ganzen Heere ab.

Die Athener betrauerten und ehrten den Codrus sehr. Sie dachten aber nun: da ein solcher König doch niemals wieder kommen würde, so wäre es besser, sich gar nicht mehr von Königen beherrschen zu lassen, die allein zu befehlen hätten. Sie schafften also das Königthum ab und setzten von der Zeit an statt des Königs einen Archonten (das heißt einen Regierer) ein, der aber von allem, was er that, Rechenschaft geben mußte. Nachdem das ein paar hundert Jahre gedauert hatte, ging es den Athenern immer schlechter, viele wurden arm und konnten sich nicht helfen, und der Archont half auch nicht. Die Gesetze wurden schlecht gehalten und überall war Unordnung. Da schien es ihnen, daß ein Archont nicht genug wäre, und daß die, welche für ihre ganze Lebenszeit zum Regieren gewählt würden, zu nachsichtig oder zu übermüthig würden. Nun wählten sie zehn Archonten, die nur ein Jahr zu regieren hatten, und dann immer anderen Platz machten; sie wurden aus den ältesten und vornehmsten Familien, aus den Adligen gewählt, und der Archont Dracon machte neue Gesetze, um die Ordnung im Staate wieder herzustellen. Aber diese Gesetze

waren so streng, daß die Athener davon sagten, sie wären nicht mit Tinte, sondern mit Blut geschrieben. Fast jedes kleine Vergehen wurde wie ein Verbrechen bestraft; wenn ein Armer Obst oder Gemüse stahl, so wurde er hingerichtet, als wenn er ein Mörder wäre, denn Dracon glaubte, die Hauptsache wäre, daß man Allen Furcht einflößte und soviel als möglich verböte, und Alles so hart als möglich bestrafte. Er dachte nicht daran, eine bessere Ordnung im ganzen Staate einzuführen, und meinte: es wäre genug, wenn alles Schlechte bestraft würde.

So wurde es immer schlimmer in Athen, und das ganze Volk theilte sich in drei Parteien. Die Vornehmen und Reichen, aus denen die Archonten gewählt wurden, wollten, daß Alles so bliebe, wie es war; diejenigen Bürger, welche Handel trieben und wohlhabend waren, wollten auch an der Macht im Staate ihren Theil haben; die große Menge aber wollte, daß alle frei und gleich würden, damit es ihnen selbst nicht mehr so schlecht ginge. Denn sie waren wegen ihrer Armuth fast alle in Schulden gerathen, nun mußten sie den größten Theil von dem, was sie mit ihrer Arbeit verdienten, an ihre Gläubiger abgeben und behielten nicht genug. Einige verkauften aus Noth ihre Kinder, Andre verkauften sich selbst zu Sclaven, Manche flohen aus Athen, weil sie nicht mehr leben konnten, und Viele hatten Lust, Alles im Zorn über den Haufen zu werfen. Sie sagten ganz offen: es wäre besser, daß Einer sich zum Tyrannen machte, so könnte er ihnen doch helfen. Tyrann nannten die Griechen nämlich jeden, der durch die Gewalt der Waffen in einem Staate allein herrschte.

Wie die Vornehmen das hörten, dachten sie auch daran, es wäre besser, wenn andre Gesetze gegeben würden. Denn ein Athener, Pisistratus, erwarb sich schon so

großes Ansehen unter dem Volke, daß die Vornehmen und die Wohlhabenden fürchteten, er möchte sich zum Tyrannen machen. Alle Athener kamen also darin überein, daß sie neue und bessere Gesetze haben müßten; damit aber keiner über Ungerechtigkeit klagte, sollten Alle Einen Mann zu diesem Geschäfte wählen. Nun hatten sie in demselben Jahre den Bürger Solon zum ersten Archonten gewählt, und Allen schien es, als wenn er gerade der beste Mann wäre, um Gesetze zu geben.

Zuerst nämlich hatte Solon sich schon sonst rühmlich bekannt gemacht als ein tapferer Mann, der sein Vaterland liebte. Die Athener hatten vor Kurzem in einem Kriege mit den Megarern die Insel Salamis verloren; da die Stadt aber sehr erschöpft vom Kriege war, verboten sie bei Todesstrafe, daß einer das Volk auffordern sollte, Salamis wiederzuerobern. Weil Solon nun sehr wünschte, daß Athen die Insel wiederbekäme, ersann er eine List. Er ließ von seinen Freunden in der ganzen Stadt sagen: Solon hätte den Verstand verloren; und indem er sich so wahnsinnig stellte, lief er eines Tags auf den Markt, sprang auf den Stein, auf welchen sich die Herolde gewöhnlich stellten, und sang ein Gedicht, in welchem er die Athener aufforderte, Salamis wiederzunehmen. Es fing an:

Seht, als Herold erschein' ich von Salamis herrlichen Küsten;
Statt des gewöhnlichen Spruchs bring ich euch schönen Gesang.

Als er fertig war, begannen seine Freunde und Pisistratus, das Gedicht laut zu loben, und so bewogen sie die Bürger, jenes Gesetz aufzuheben und den Krieg wieder anzufangen. Solon selbst wurde zum Anführer gewählt und eroberte Salamis in kurzer Zeit.

So hatten ihn die Athener schon als einen tüchtigen Mann kennen gelernt, und dachten in dieser Noth an ihn.

Solon war ein wohlhabender Kaufmann, weder arm, noch sehr reich; er hatte niemals Ungerechtigkeiten begangen, und keinen Armen gedrückt, auch war er aus keinem vornehmen Geschlechte, deßwegen hofften die armen Bürger, er würde ihnen Alles zu Willen thun. Die Vornehmen und Reichen sahen, daß er ein besonnener Mann war, und weil ihm selbst manche von den Armen Geld schuldig waren, glaubten sie, daß er gewiß nichts zum Nachtheil der Reichen einrichten würde. Die wohlhabenden Bürger endlich hatten ihn gern, weil er ihres Gleichen war. Das ganze Volk wählte ihn also zum Friedensstifter und Gesetzgeber. Ja, als dieß geschehen war, baten ihn seine Freunde sehr, er möchte sich zum Tyrannen machen, damit er seine guten Gesetze mit Gewalt durchführen und aufrecht halten könnte. Aber Solon wollte das nicht, denn er glaubte, gute Gesetze wären erst dann schön, wenn sie nicht durch Zwang, sondern durch sich selbst in Freiheit gehalten und befolgt würden. So redete er den Bürgern theils mit Güte zu, und theils brauchte er streng alle die Gewalt, die dem ersten Archonten gegeben war.

Den Anfang machte er damit, daß er die Last der Armen erleichterte. Er befahl, daß das Geld mehr gelten sollte, als vorher, — nun konnten die Schuldner mit derselben Münze mehr bezahlen; und außerdem mußte von jeder Schuld ein gewisser Theil erlassen werden, — nun brauchten sie weniger zu bezahlen. Zuerst war das weder den Armen, noch den Reichen recht, denn die Armen hatten gehofft, Alles würde ihnen erlassen werden, und die Reichen hatten gedacht, sie würden Alles bezahlt erhalten. Als die Reichen aber nachher bedachten, daß sie, wenn das Volk sich einen Tyrannen gemacht hätte, wohl gar nichts bekommen hätten, und als die Armen sahen, daß sie sich nun doch langsam von Schulden frei machen konnten, und daß Solon

selbst denen, die ihm etwas schuldig waren, viel erließ: da lobten ihn beide Theile. Solon aber freute sich hoch und rühmte sich in einem Gedichte, daß er sein Vaterland von der Knechtschaft des Geldes befreit hätte. Alle Bürger feierten ein gemeinschaftliches Freudenfest und übertrugen dem Solon, Alles zu ändern, wie er es für gut fände.

Da schaffte er gleich die strengen Gesetze des Dracon ab und führte menschlichere ein; dann veränderte er die ganze Verfassung des Staats. Er theilte alles Volk in vier Klassen, je nachdem sie mehr oder weniger Vermögen hatten. Aus den drei ersten Klassen mußten die Archonten und die Mitglieder des Rathes, dem er die Beschützung der Gesetze übertrug, gewählt werden; dafür legte er ihnen aber auch die schwersten Steuern und die meisten Abgaben zum Besten des Staats auf. Ob einer aus einer vornehmen Familie war oder nicht, darauf wurde jetzt nicht mehr in der Verwaltung des Staats gesehen, und auch der ärmste athenische Bürger konnte von nun an zum Richter gewählt werden, und hatte das Recht, in die Volksversammlung zu gehen, und da zu reden und seine Stimme zu geben über Gesetze, über Krieg und Frieden und über die Verwaltung des ganzen Staats.

Außerdem gab Solon noch andre weise Gesetze. Er verordnete: wenn Einem Unrecht geschähe, so dürfte nicht bloß dieser, sondern jeder, der es wolle, den Uebelthäter verklagen, denn Alle müßten sich ansehen als Glieder eines Körpers, und Jeder müßte das Unrecht verfolgen, einerlei, ob es ihm selbst geschähe, oder einem Andern, und nicht nur Bürgern, sondern auch Sclaven. Daher sagte man in Griechenland: in Athen sind die Sclaven freier, als anderswo die freien Bürger. Wenn ein Jahr um war, so mußten alle Beamte öffentlich Rechenschaft ablegen von ihrer Ver-

waltung, und ebenso die Mitglieder des großen Rathes. Wenn sich nun fand, daß sie irgendwo Unrecht gethan hatten, so wurden sie angeklagt und bestraft; wenn aber das Volk mit ihnen zufrieden war, so erhielt jeder einen Kranz, das war damals die einzige Belohnung. Keiner wurde dafür, daß er dem Staate als Beamter diente, besoldet oder bezahlt, vielmehr war das nur eine Ehre. — Die Richter schwuren, wenn sie ihr Amt antraten: sie wollten nach den Gesetzen des Volkes und den Beschlüssen des Volksrathes richten, Tyrannei und Herrschaft Weniger verhindern, keine Geschenke nehmen, sondern Kläger und Beklagte ohne Vorurtheil anhören. — Wenn die Jünglinge achtzehn Jahre alt waren, so erhielten sie Waffen. Dabei schwuren sie folgenden Eid: Ich werde diese heiligen Waffen nicht beschimpfen, den Anführer nicht verlassen, und für das Vaterland, sowohl mit Vielen als auch allein, kämpfen. Ich schwöre, den Beamten und den vom Volke gegebenen Gesetzen zu gehorchen, keinen Aufruhr dagegen zu machen, und das Vaterland nicht in schlechterem, sondern besserem Zustande zu hinterlassen.

Endlich führte Solon noch folgendes Gesetz ein: Wenn im Staate Unruhen oder öffentliche Streitigkeiten entstanden, so mußte jeder Bürger zu einer Partei treten und erklären, was er für recht und gut in dieser Sache hielte. Denn Solon hielt es für verächtlich, sich in solchen Zeiten zurückzuziehen und nur das Seinige in Sicherheit zu bringen.

Solon ließ seine Gesetze nicht, wie Lycurgus es gethan hatte, auf ewig beschwören, sondern nur auf hundert Jahre. Er bedachte, daß nach dieser Zeit manches alte, was jetzt gut wäre, schlecht geworden, und manches neue, was nicht in seinen Gesetzen stände, nöthig sein könnte;

und überhaupt glaubten die Athener, daß die Menschen Freiheit haben müßten, sich selbst immer die besten Gesetze zu geben.

Als nun die neuen Gesetze fertig waren, hielt Solon es für gut, wenn die Athener sich erst daran gewöhnten, ohne ihn immer noch um Rath zu fragen. Er sagte also: er müßte wegen seines Handels zur See verreisen; und schiffte von Athen fort.

Nun sah er sich die Welt an und lernte fremde Völker und Gesetze kennen. Zuerst ging er nach Aegypten, dann kam er späterhin zum Krösus. Wie es ihm da erging, und wie richtig er zu dem Könige sprach, das ist schon erzählt.

Pisistratus und seine Söhne.

Während dieser Zeit war es in Athen anfangs ruhig, aber bald bemühten sich die Vornehmen wieder mächtiger zu werden, und das Volk wollte vor ihnen geschützt sein. Also gelang es dem Pisistratus, welcher schon früher mit Solon zusammen die Insel Salamis wieder für Athen erobert hatte, immer mehr bei dem Volke in Ansehn zu kommen. Nun kehrte Solon zurück und sah wohl ein, wie die Sachen standen und was Pisistratus beabsichtigte. Er hatte den Pisistratus sehr geliebt, und der verdiente es auch, denn er war ein tüchtiger Mann, gewandt im Reden und verständig in den Staatsangelegenheiten. Solon warnte das Volk oftmals vor den Anschlägen des Pisistratus, aber er ging wie immer noch freundlich mit ihm um und suchte ihn nur zu mäßigen und auf andre Gedanken zu bringen. Mehr als einmal sagte er vor dem Volk: Wenn Pisistratus nur die über-

mäßige Herrschsucht aus seiner Seele verbannen könnte, so wäre keiner von Natur so geneigt, tugendhaft und ein guter Bürger zu werden, wie er.

Endlich führte Pisistratus seinen Plan aus. Eines Tags verwundete er sich selbst, lief blutend auf den Markt und rief dem Volke zu: die Vornehmen haben mich ermorden wollen, nun schützt Ihr mich! Da wurde eine Versammlung gehalten und sie schlugen vor: dem Pisistratus eine Leibwache zu geben. Vor Allen trat Solon auf und sprach dagegen: Das führt zur Tyrannei, wenn Ihr einem Einzelnen eine bewaffnete Macht gebt. Aber das Volk nahm den Vorschlag an, und sobald Pisistratus sich nun die Tüchtigsten ausgesucht und bewaffnet hatte, besetzte er die Burg von Athen und machte sich zum Tyrannen. Nun nahm Solon seine Waffen und ging auf den Markt, da schalt er die Bürger und munterte sie auf, ihre Freiheit wieder zu erringen. Vorher, so rief er, war es leichter, die Tyrannei zu unterdrücken, als sie noch im Entstehen war, jetzt ist es eine desto rühmlichere und größere That, sie auszurotten, da sie entstanden und befestigt ist! Aber die wohlhabenden Bürger fürchteten für ihr Vermögen und gingen einer nach dem andern fort. Da ging Solon nach Hause, legte seine Waffen vor die Thür auf die Straße und sprach: nun habe ich das Vaterland und die Gesetze vertheidigt, so viel in meinen Kräften stand.

Er war damals schon alt und hatte redlich gearbeitet sein Leben lang; Staatsgeschäfte übernahm er nicht mehr. Er liebte die Dichtkunst und fuhr fort, die Athener in seinen Liedern zur Freiheit zu ermahnen.

Pisistratus regierte indessen gut und löblich. Er hielt die Solonischen Gesetze aufrecht und fügte noch einige neue hinzu; auch beobachtete er sie selbst, und als er einst

eines Mordes angeklagt war, stellte er sich freiwillig vor Gericht. Darum söhnte Solon sich mit ihm aus und gab ihm manchen guten Rath; er billigte auch Vieles von dem, was Pisistratus einrichtete, denn es war meist zum Besten des Volks. Solon lebte nach dieser Zeit noch einige Jahre und starb in hohem Alter. In seinem letzten Gedichte sagte er: die Liebe und der Wein und die Dichtkunst geben mir jetzt noch fröhlichen Muth. — Das war Solon, der Bürger und Kaufmann von Athen, welcher zugleich Dichter, Feldherr und Gesetzgeber war.

Kurze Zeit darauf verbanden die Vornehmen sich mit der Partei des Mittelstandes und vertrieben den Pisistratus aus Athen. Aber er gab seine Sache nicht auf. Elf Jahre lang lebte er in fremden Städten und suchte sich Bundesgenossen, dann kehrte er mit diesen nach Athen zurück, besiegte seine Gegner und setzte sich bei dem Volke wieder in Gunst. Er herrschte nun bis an seinen Tod mit Mäßigung und Gerechtigkeit, vor Allem war er auch bemüht, die Künste und Wissenschaften emporzubringen und das Volk zu bilden.

Pisistratus hatte zwei Söhne, Hippias und Hipparchus. Als er starb, machten diese sich zu Tyrannen und regierten anfänglich, wie ihr Vater. Sie ließen das gemeine Volk nur wenig Abgaben bezahlen, und veränderten auch nichts an den Solonischen Gesetzen, aber jedesmal einer von ihnen mußte Archont sein, und wenn es einen Krieg gab, so führte der andre das Heer an. Hipparchus ließ Dichter und Künstler nach Athen kommen, und verordnete, daß die Gedichte Homer's, des größten griechischen Dichters, zur Lust und Freude des Volks an den Festen vorgetragen würden.

Da verbanden sich zwei Jünglinge, Harmodius und

Aristogiton, um die Tyrannen zu ermorden. An einem Festtag, wo Alle sich mit grünen Zweigen schmückten, versteckten sie ihre Schwerter in die Myrtenzweige, welche sie trugen; sie gingen zur Burg hinauf und erstachen den Hipparchus. Hippias flüchtete sich zu seiner Leibwache, ließ die beiden Jünglinge ergreifen und hinrichten. Aber die Athener setzten ihnen nachher Bildsäulen, und noch Jahrhunderte später sangen die griechischen Knaben ein Lied auf diese That, welches so anfing:

Das Schwert will ich tragen im Myrtenzweig,
Harmodius und Aristogiton gleich,
Als den Tyrannen zu morden sie gingen,
Um die Freiheit Athens zu erringen.

Nun fürchtete sich Hippias und begann grausam und streng zu regieren, so daß die Athener es nicht länger ertragen konnten. Sie luden heimlich die vielen vornehmen Bürger, welche Pisistratus vertrieben hatte, zur Rückkehr ein. Diese verbanden sich mit den Spartanern, und kehrten nach Athen zurück. Da erhoben sich auch in Athen die Bürger, und Hippias wurde vertrieben. Er ging nach Persien.

Wie nun die vornehmen Familien wieder in Athen waren, dachten sie die Herren zu spielen; und als ihnen von der Volkspartei mehrere tüchtige Leute entgegentraten, riefen sie die Spartaner zu Hülfe und verbannten jene aus der Stadt. Da rief der große Rath das Volk zu den Waffen. Die Spartaner, welche die Burg besetzt hatten, wurden vertrieben, die Verbannten von der Volkspartei kehrten zurück, und alle von den Vornehmen, welche es mit den Spartanern gehalten hatten, wurden hingerichtet.

Nun wurde Athen immer mächtiger, weil das Volk sich frei rühren und regen konnte. Sie bauten mehr Schiffe,

ihr Handel nahm zu, sie wurden reicher und stärker. Manche griechischen Städte verbündeten sich mit den Athenern, und sie selbst gründeten auch außerhalb Attika neue Städte oder: Colonien.

Die Spartaner, welche bis dahin für die ersten unter allen Griechen galten, wurden nun sehr eifersüchtig auf die Athener, und beschlossen, den Hippias als Tyrannen zurückzuführen. Sie schickten also Abgeordnete nach Persien und ließen ihn rufen; unterdessen verbündeten sie sich mit andern griechischen Städten, die es auch nicht gern sahen, daß Athen so mächtig wurde.

Als Hippias nun kam, riefen die Spartaner eine Versammlung ihrer Bundesgenossen zusammen und sagten: Ihr seht wohl, wie undankbar die Athener sind. Erst klagten sie über die Tyrannei des Hippias, und als wir ihnen glaubten und ihn vertrieben, warfen sie uns selbst nachher aus der Stadt. Nun werden sie gegen uns alle unerträglich stolz und übermüthig; darum ist es billig, daß wir den Hippias zurückführen und ihm die Herrschaft wiedergeben.

Als sie so gesprochen hatten, schwiegen die Meisten, weil sie nicht gegen Sparta reden wollten. Da stand der Corinther Sosikles auf und sagte: Ihr Lacedämonier, erst führt bei euch selbst Tyrannen ein, und dann anderswo. Hättet ihr aber die Tyrannei einmal erfahren, so würdet ihr schon anders reden. — Nun fing er an zu erzählen, wie ungerecht die Tyrannen, die in Corinth gewesen wären, geherrscht hätten, und malte ihnen alle Ungesetzlichkeiten und Grausamkeiten vor. Seht, sagte er, das sind die Folgen der Tyrannei. Wenn ihr den Hippias wider alles Recht zum Tyrannen in Athen machen wollt, so versichre ich euch, daß wir dann nicht mehr eure Verbündeten sind. So

sprach Sosikles, der Korinther. Als die andern Gesandten ihn so muthig reden hörten, gaben sie ihm lauten Beifall und sagten, so meinten sie es auch. Hippias versicherte ihnen bei allen Göttern: sie würden sich schon einmal nach ihm sehnen, wenn die Athener anfingen, sie zu bedrücken. Aber es half ihm nichts. Da kehrte er nach Persien zurück und stachelte nun den Darius immer mehr gegen die Athener auf. —

Das waren die Geschichten von Sparta und Athen bis auf die Zeit der Perserkriege. Außer diesen waren nun in Griechenland noch viele andere Staaten und Städte, die meisten vom dorischen Stamme. Sparta galt damals für den ersten griechischen Staat und hatte überall den Vorrang, aber seitdem Athen die Freiheit erlangt hatte, begann ein großer Wetteifer zwischen ihnen. Die andern waren nicht so mächtig, aber fast alle regierten sich selbst und thaten, was sie wollten. Darius dachte nun die Athener leicht zu besiegen, weil sie ein so kleines Volk wären; die übrigen Griechen aber auch, weil keine Stadt der andern zu befehlen hätte, während er selbst König über so viele große Völker wäre, die alle ihm allein gehorchen müßten. Aber die Griechen waren doch, gegenüber den Persern, ein Volk, wenn sie auch sonst oft unter sich uneins waren. Sie waren stolz darauf, Hellenen zu seyn, weil sie frei lebten und Niemandes Knechte waren; alle andern Völker nannten sie Barbaren. Sie feierten gemeinschaftlich große Feste, da wurden Spiele und Wettkämpfe gehalten. Die größten und berühmtesten waren zu Olympia im Peloponnes, dahin kamen alle vier Jahre viele Tausend Hellenen zusammen, nur Barbaren durften sich dort nicht sehen lassen. Da wetteiferten die Tüchtigsten um den Preis im Laufen, im Wagenrennen, im Ringen, und die, welche gesiegt hatten

und mit dem Kranze von Olivenzweigen gekrönt waren, wurden in ganz Griechenland von den Dichtern besungen, und ihre Bildsäulen in Olympia aufgestellt. Auch Maler kamen zu diesen Festen und stellten ihre Bilder aus, um das Volk darüber urtheilen zu lassen; Sänger und Künstler aller Art zeigten, was sie vermochten; und als der Jonier Herodotus nachher die Geschichte der Perserkriege geschrieben hatte, las er sie den versammelten Hellenen in Olympia vor, und alle jubelten und bekränzten ihn. Auch auf dem Isthmus und an andern Orten wurden solche gemeinschaftliche Feste gefeiert, aber die von Olympia waren die größten, und so oft ihre Zeit kam, durfte kein Staat während dem mit einem andern Krieg führen. Immer galt es bei den Griechen für rühmlich, wenn einer darnach strebte, der Erste und Beste im Staate und in allen edlen Künsten zu seyn, und die höchste Ehre für einen Griechen war, wenn das Volk ihn lobte, oder wenn die Bürger ihm einen Kranz schenkten für das, was er gethan hatte. Bei den Persern war es ganz anders, da bestrebte jeder sich, dem König ohne Widerspruch in allen Dingen zu gehorchen, und für die höchste Ehre galt es, wenn einer vom König viel Lob oder viele Geschenke erhielt, und der wurde von allen Andern am meisten geehrt, der dem Könige am besten gefiel. Wem der König nun gar Speisen von seiner eigenen Tafel zu essen schickte, der schätzte sich über alle Maßen glücklich.

In Persien gab es gar keine andern Gesetze, als die Worte des Königs. Alles, was er sagte, mußte gethan und ausgeführt werden, recht oder unrecht, gut oder böse. Alle Länder und alle Menschen seines Reichs gehörten ihm an, und er konnte mit ihnen machen, was er wollte; oft schenkte er einem einzelnen Manne eine Stadt oder eine ganze

Landschaft. Des Königs Geburtstag war das größte Fest im Lande, und wenn er starb, hielt man das für das größte Leid. Selten kam er unter das Volk; wer vor ihm erschien, mußte sich auf die Erde werfen und ihm ewiges Leben wünschen. Alles, was der König that oder sagte, was er aß und trank und anzog, wurde sorgfältig aufgeschrieben, und das nannten die Perser die Geschichte des Reiches; darum waren auch stets Schreiber in der Nähe des Königs. Man hielt ihn für eine geheiligte Person, und glaubte, Gott selbst hätte ihn eingesetzt. Darum zeichnete er sich in Allem vor den gemeinen Leuten aus. Die spartanischen Könige aßen mit von der schwarzen Suppe in den öffentlichen Speisehäusern; aber für die Tafel des Königs von Persien wurde aus seinem ganzen Reiche das Kostbarste in jeder Art zusammengeholt. Das Wasser mußte aus dem Flusse Choaspes seyn, das Salz aus der afrikanischen Wüste, der Wein von Chalybon in Syrien, das Mehl zum Brot aus Kleinasien, und so von allen andern Sachen jede daher, wo sie am besten war. Und wenn er auf Reisen ging, wurde ihm das alles auf Wagen in silbernen Gefäßen nachgefahren. Jedes Jahr machte der König drei Reisen in seine drei Hauptstädte; in Babylon war er den Winter, in Susa den Frühling, und im heißen Sommer in Ecbatana, das in einem bergigen kühlen Lande lag. Auf jeder Reise folgte ihm sein ganzer Hofstaat nach, und so übermäßig groß war die Zahl seiner Pferde und Weiber, seiner Hunde und Hofbedienten, daß diese Reisen einem Heereszug glichen. Wenn der König aber einen Krieg führte, so befahl er jedem Volke, über das er herrschte, so viel Schiffe oder so viel Mannschaft zu geben, als er wollte.

Die Perserkriege.

Darius, der nun im Besitze eines so großen Reichs in Asien und Afrika war, verachtete die Athener, und befahl blos seinem Feldherrn Mardonius, der in Kleinasien war, gegen die Athener zu ziehen. Mardonius dachte aber schon daran, ganz Hellas zu unterwerfen; er sammelte also eine Flotte und ein Heer und zog aus. Aber als die Flotte an der Küste hin schiffte und um den Berg Athos segeln mußte, der weit in's Meer hineinragt, ward sie von einem gewaltigen Sturme überfallen. Viele Schiffe wurden weit fortgetrieben, viele an das Ufer geworfen, so daß 300 Schiffe scheiterten und 20,000 von der Mannschaft ertranken. Indeß war Mardonius durch Macedonien gezogen und hatte mit den Einwohnern des Landes, die ihn nicht durchziehen lassen wollten, gekämpft. Da er aber auch dabei viele Leute verloren hatte, und von dem Unglück der Flotte hörte, kehrte er nach Asien um, ohne die Athener nur gesehen zu haben

Nun begann Darius die Sache ernstlicher. Er sandte Herolde nach Sparta und Athen, um Erde und Wasser zu fordern, zum Zeichen, daß sie sich dem großen Könige unterwürfen. Denen erging es aber schlecht. Den einen warfen die Athener in einen Abgrund und sagten: da möchte er sich Erde für seinen Herrn holen; den andern stürzten die Spartaner in einen Brunnen, und sagten: da könnte er Wasser für den König schöpfen. So straften sie die Herolde, daß sie freie Leute aufgefordert hatten, einem Barbaren dienstbar zu seyn.

Als Darius hörte, was seinen Herolden geschehen war, gerieth er in großen Zorn. Den Mardonius setzte

er ab, machte Datis und Artaphernes zu Feldherren, und befahl ihnen, alle Athener gefangen zu nehmen und als Sclaven zu ihm zu bringen. Die sammelten in Cilizien ein starkes Landheer, und brachten es auf die Lastschiffe, welche die seefahrenden Völker hergeben mußten; dann fuhren sie mit einer Flotte von 600 Schiffen nach Jonien, nahmen dazu die Schiffe von den unterjochten jonischen Städten, und bezwangen zuerst die griechischen Inseln an der Küste. Nachdem sie einen Haufen der Einwohner zu Sclaven gemacht hatten, segelten sie mit dem ganzen Heere nach Attika. Hippias, der Verräther, der wieder Tyrann in Athen werden wollte, war mit herübergekommen, und rieth dem Datis und Artaphernes, bei Marathon zu landen; denn da war eine Ebene, die ihm für die persische Reiterei am vortheilhaftesten schien.

Wie die Athener das erfuhren, sandten sie einen Bürger, der am besten laufen konnte, nach Sparta, um die Lacedämonier zur Hülfe aufzufordern. Sie selbst aber rüsteten sich und zogen den Persern entgegen. Ihre einzigen Verbündeten waren die Bürger der kleinen Stadt Platää, welche ihnen alle zu Hülfe geeilt waren.

Als sie nun auf dem Marsche waren, riethen fünf von den atheniſchen Feldherren: mit der Schlacht zu warten, bis die Spartaner kämen, denn ihrer seien allzuwenige gegen die Menge der Perser; die andern fünf aber stimmten dafür, gleich anzugreifen. Unter den letzten war einer Miltiades, der damals, als Darius gegen die Skythen zog, den jonischen Griechen gerathen hatte, die Brücke über die Donau abzubrechen. — Dieser bewog den Oberfeldherrn Kallimachus, daß er für den Angriff entschied. Und da Miltiades sich schon als einen tüchtigen Anführer in andern Kriegen gezeigt hatte, traten ihm die andern Feldherren ihre

Tage ab, denn sonst wechselte der Oberbefehl jeden Tag unter ihnen. Aristides, der Athener, war der erste, der dieß that, und durch sein Beispiel die übrigen dazu bewog.

Nun ordnete Miltiades das Heer, und als sie bis auf eine Viertelstunde herangekommen waren, eilten die Athener in vollem Laufen auf die Perser los. Die Perser dachten, die Feinde wären unsinnig, weil sie mit so Wenigen angriffen, und weder Reiterei, noch Pfeile und Bogen hatten. Die Athener griffen aber frisch mit dem Schwerte an. Die besten Leute der Perser standen in der Mitte und brachen da die griechische Schlachtordnung durch; auf den beiden Flügeln aber schlugen die Athener und Platäer nach einem heftigen Gefecht die Perser in die Flucht. Dann ließen sie sie fliehen, schwenkten sich nach der Mitte und schlugen da auch die übrigen. Die verfolgten sie nun bis an's Meer, hieben viele von ihnen nieder, und nahmen noch sieben persische Schiffe gefangen. So war der Sieg gewonnen. Einer von den Athenern lief in einem Zuge die ganze weite Strecke von Marathon bis Athen; da rief er laut auf dem Markte: freuet euch, wir haben gesiegt! Dann fiel er vor Anstrengung todt nieder.

Indessen war die übrige persische Flotte um die Spitze von Attika gesegelt und dachte, Athen ohne Widerstand einnehmen zu können. Aber die Athener eilten gleich vom Schlachtfelde zu Lande wieder nach Athen zurück, und kamen noch eher an, als die persische Flotte. Als die Perser nun heranschifften und die Athener am Hafen in Schlachtordnung stehen sahen, kehrten sie ohne weiteres wieder um und fuhren nach Asien zurück. Bald darauf kamen auch in großer Eile zweitausend Spartaner, welche die Schlacht hatten mitmachen wollen; dazu kamen sie freilich zu spät, aber sie wollten doch gerne die Perser sehen. Sie gingen

also nach Marathon und besahen sich die Leichen, die noch auf dem Schlachtfelde lagen. Von den Persern waren 6300 in dem Kampfe geblieben, von den Athenern 192, darunter drei von ihren Feldherren. Die Spartaner lobten nun die That der Athener und kehrten heim; die Athener aber begruben ihre Gebliebenen mit großer Ehre, setzten ihnen eine Inschrift und feierten noch lange Jahre nachher mit festlichen Spielen und herrlichen Aufzügen den Tag von Marathon, wo sie ihre Freiheit behauptet und zuerst von allen Hellenen das Heer des großen Perserkönigs auf offenem Felde geschlagen hatten.

Als Datis und Artaphernes mit denen, die von der Flotte und der Mannschaft übrig geblieben waren, in Persien anlangten, beschloß Darius, nun endlich mit seiner ganzen Macht selbst gegen die Hellenen zu ziehen und sie zu unterwerfen. Drei Jahre lang ließ er überall in seinem Reiche zu diesem Feldzuge rüsten — da starb er, und sein Sohn Xerxes wurde König. Dieser zog zuerst gegen die Aegypter, welche sich gegen ihn empört hatten, und bezwang sie wieder. Darauf versammelte er in Persien die Ersten und Vornehmsten seines Reichs und sprach: Ihr Perser, ich will fortfahren, wie Cyrus und Cambyses und mein Vater Darius gethan haben, von denen jeder das Reich vermehrt hat durch große Eroberungen. Zuerst will ich nun nicht ruhen, bis ich Athen mit Feuer und Schwert gezüchtiget habe, dann aber will ich gegen die andern Völker ziehen, denn die Sonne soll kein Land sehen, welches die Grenze des persischen Reichs wäre, sondern von einem Ende der Welt bis an's andere will ich Alles zu einem Lande machen. Nun erlaube ich einem jeden von euch, seine Meinung zu sagen. — Als er nun schwieg, wagte Artabanus, sein Vetter, welcher ein besonnener Mann war,

ihn zu warnen, und sagte, ihm schiene die Sache unmöglich. — Mardonius aber, welcher auch zugegen war, wünschte sehr den Krieg, um sein früheres Unglück wieder gut machen zu können, und rief: Laßt nichts unversucht! Es geschieht nichts von selbst, sondern man erlangt Alles durch Kühnheit und Unternehmungen! — Das gefiel dem Xerxes, und nun gab er Befehle, alles zu dem großen Kriege vorzubereiten.

Der Zug des Xerxes.

Vier Jahre lang dauerten die Rüstungen. Die Phönicier und die andern seefahrenden Völker mußten eine Menge Schiffe zusammenbringen, mit denen fuhren sie voraus, und fingen an, den Berg Athos zu durchgraben. Denn weil das erstemal die Flotte bei dem Herumfahren zerstört war, sollte sie nun hindurchfahren, und also gruben sie mitten durch den Berg einen Kanal, der so breit war, daß zwei Ruderschiffe neben einander fahren konnten. Das dauerte drei Jahre. Darauf kehrten sie nach Aegypten zurück, und holten von da eine Menge Korn, und aus Kleinasien ebenso viele Lebensmittel für das Heer, die brachten sie voraus an die Küste von Thracien, im Norden von Griechenland.

Im Frühlinge des fünften Jahres sammelten sich nun allmählig aus allen Gegenden des persischen Reichs die Völkerhaufen bei Sardes in Kleinasien, dorthin reiste Xerxes selbst, und führte nun das Heer weiter.

Als er aber an den Hellespont kam, wohin die Phönizier und Aegypter schon lange vorher vorausgeschickt waren, um eine Brücke zu bauen, hatte ein großer Sturm die Brücke, als sie eben fertig war, weggerissen. Xerxes

ward sehr unwillig, daß das Meer seinem Willen entgegen gewesen war; darum ließ er ein paar Ketten hineinwerfen und stellte Leute hin, welche dem Meere 300 Peitschenhiebe geben und dabei sagen mußten: du bitteres und salziges Wasser, dein Herr legt dir diese Strafe auf, weil du ihm Schaden zugefügt hast. Aber der König Xerxes wird über dich gehen, du magst wollen oder nicht. — Zugleich ließ er denen, welche den Befehl bei dem Brückenbaue gehabt hatten, die Köpfe abschlagen.

Nun bauten andere Baumeister zwei neue Brücken. 360 große Schiffe wurden an starke Anker gelegt und mit dicken Seilen zusammengebunden, die zur Hälfte aus phönizischem Flachs, und zur Hälfte aus ägyptischem Hanf gedreht waren. Ueber die Schiffe wurden Balken neben einander gelegt und darauf Erde geschüttet, auch machten sie zu beiden Seiten einen Zaun, damit das Zugvieh und die Pferde nicht scheu würden, wenn sie in's Meer sähen.

Als die Brücken nun fertig waren, wurde bei der Stadt Abydos am Hellespont eine hohe Bühne von weißen Steinen gebaut, dort setzte Xerxes sich auf seinen Thron und übersah seine ganze gewaltige Macht, das Heer und die Schiffe zugleich. Da er nun die vielen Schiffe auf dem Meere festlich geschmückt und das ganze Ufer und alle Felder, soweit man sehen konnte, mit Menschen überdeckt sah, die alle ihm gehorchten, pries er sich zuerst glückselig, darauf aber weinte er, indem er bedachte, daß von allen, die da zusammen wären, über hundert Jahre keiner mehr leben würde.

An demselben Tage befahl er, daß alle sich zum Uebergange vorbereiten sollten. Am folgenden Tage standen sie fertig, und warteten, bis die Sonne aufging; auf den Brücken zündeten sie Räucherwerk an, und bestreuten den

Weg mit grünen Zweigen. Als die Sonne nun aufging, opferte Xerxes ihr Wein aus einer goldenen Schale, und bat sie, ihn auf seinem Zuge zu beschützen. Dann warf er die Schale, einen goldenen Becher und einen persischen Säbel der Sonne zu Ehren in's Meer; und so begann der große Zug. Am ersten Tage ging die Hälfte der Perser herüber, am zweiten die andere Hälfte, und Xerxes selbst in der Mitte seiner Leibwache auf einem prächtigen Wagen, von weißen Pferden gezogen. Der ausgezeichnetste Theil von dieser Leibwache waren die Zehntausend, welche die Unsterblichen hießen, weil alle Gefallenen gleich durch andere ersetzt wurden, so daß es immer Zehntausend blieben. Sie trugen spitze Helme, prächtige bunte Röcke, und darüber Schuppenpanzer von Gold und Silber. Als Waffen führten sie Bogen und Pfeile, einen Dolch und eine Lanze; tausend von ihnen hatten an den Lanzen goldene Aepfel und neuntausend hatten silberne. Dann kamen die Assyrier in Panzern von festgenähter Leinwand; sie trugen hölzerne Kolben mit Eisen beschlagen. Die Skythen trugen Helme mit Federbüschen, Pfeile, Bogen und Streitäxte waren ihre Waffen. Die Indier waren in Baumwolle gekleidet, die Kaspier trugen Pelze, die Saranger bunte Wämser und Stiefeln bis an die Knie. Hinter diesen kamen die Aethiopier in Löwen- und Pantherfellen mit großen Bogen aus Palmenholz, die eine Seite des Körpers mit weißen Strichen bemalt, und die andere mit rothen; auf dem Kopfe hatten sie die Häute von Pferdeköpfen, so daß die Mähnen wie ein Helmbusch herunterhingen. Die Thracier trugen Halbstiefeln von Rehfellen und Helme von Fuchsbälgen; die Reiter der Sagartier hatten Netze, um die Feinde damit von den Pferden herunterzureißen. Nun folgten noch viele tausend Wagen, Kameele und Krieger von fremden Völkern, so daß

es sieben Tage und sieben Nächte ohne Unterbrechung dauerte, bis alle über die beiden Brücken gezogen waren.

Als sie nun alle am andern Ufer waren, wurden sie auf folgende Art gezählt. Zehntausend wurden dicht zusammengestellt, dann machte man um diese einen Zaun, ließ sie wieder heraus gehen und trieb nun nach einander das ganze Heer durch diesen Zaun; so oft er voll war, waren es dann 10,000, und das wurde aufgeschrieben. So fand man, daß es im Ganzen 1,700,000 Mann waren, ohne den Troß und die Dienerschaft. Hierauf fuhr Xerxes selbst auf einem prächtig geschmückten Schiffe an der ganzen Flotte vorbei und sah sich Alles an. Außer den Schiffen, die zu den Brücken gebraucht waren, wurden 1207 Kriegsschiffe gezählt, und 3000 Lastschiffe, welche an der Küste mit den Lebensmitteln herfahren sollten. Das ganze Heer und die Flotte waren in viele Abtheilungen eingetheilt, und einer von den Oberfeldherren war Mardonius.

Nun zog der Perserkönig mit seiner ganzen ungeheuren Macht an der Küste hin nach Griechenland zu. Die meisten Flüsse auf ihrem Wege wurden von der Masse des Viehes und der Menschen ganz ausgetrunken, nur wenige hatten Wasser genug. Die Flotte fuhr immer nebenher an der Küste und brachte die Lebensmittel herzu. Alle Völkerschaften, zu denen Xerxes kam, unterwarfen sich ihm und mußten ihm Mannschaft stellen, die er mit seinem Heer vereinigte. So rückte er von Norden mit seinen Millionen auf die Athener und die Griechen los.

Seit der Schlacht bei Marathon waren es nun fast zehn Jahre her. Die Athener hatten damals durch jenen Sieg weit größeres Ansehen als früher erlangt, sie waren stolz, daß sie von allen Hellenen zuerst und allein die Perser besiegt hatten, und nun wuchs ihnen der Muth, sich

noch mächtiger zu machen und noch höheren Ruhm zu erwerben. Und weil Viele von ihnen sich bestrebten, jeder der erste und tüchtigste im Staate zu seyn, so fehlte es ihnen auch nicht an Männern, die sie dazu anführen konnten.

Aristides und Themistokles.

Als Miltiades gestorben war, gewann Aristides, der damals bei Marathon zuerst durch sein Beispiel die übrigen Feldherren bewogen hatte, dem Miltiades den Befehl abzutreten, große Achtung bei seinen Mitbürgern. Er war arm, aber redlich und gerecht; wenn er Geld für den Staat zu verwalten hatte, so legte er die genaueste Rechenschaft davon ab, und in allen Sachen kümmerte er sich nicht darum, ob etwas nützlich oder schädlich, oder ob einer sein Freund oder sein Feind wäre, sondern er handelte allein nach den Gesetzen und nach dem geschriebenen Recht des Staats; darum brachten auch Viele ihre Streitigkeiten vor ihn und ließen ihn darüber entscheiden. Als er einmal im Theater war, und einer von den Schauspielern in dem Stück, welches aufgeführt wurde, von einem andern zu sagen hatte: Gerecht will er nicht scheinen, sondern will es seyn: da wandten sich alle um und sahen auf den Aristides, weil das Wort am besten auf ihn paßte.

Aristides war ein guter Bürger und liebte sein Vaterland, aber er wollte vor allem, daß in Athen zuerst alles aufs genaueste nach Recht und Gesetz eingerichtet wäre; und weil er nun sah, daß das Volk immer reicher und stärker und übermüthiger wurde, wollte er, daß nichts an den Gesetzen verändert würde und die meiste Macht beim Rathe und bei den Vornehmen wäre, weil er glaubte, daß die besonnener handeln würden.

Während Aristides nun so großes Ansehen in der Stadt hatte, that sich auch ein jüngerer Mann hervor, mit Namen Themistokles. Der war von vornherein ganz anders, und hielt es immer mit der großen Masse des Volks. Er war aus gar keiner vornehmen Familie, denn nur sein Vater war ein Athener, seine Mutter dagegen eine Fremde; aber schon als Knabe wollte er dem Tyrannen Pisistratus nicht aus dem Wege gehen, und sagte trotzig: der Weg wäre breit genug für zwei. — In Athen waren Gymnasien eingerichtet, wo die Knaben und Jünglinge spielten, und mit einander kämpften und turnten und unterrichtet wurden; nun war eins besonders für die bestimmt, deren Eltern nicht beide von Athen waren. Weil das nun für geringer galt, und Themistokles in keiner Weise zurückstehen wollte, so beredete er eine Anzahl von den vornehmeren Knaben, mit in dieß Gymnasium zu gehen, und seit der Zeit galt es ebenso viel wie die andern. Er war wild und unbändig als Knabe, und sein Lehrer sagte einmal zu ihm: aus dir wird gewiß etwas recht gutes oder etwas recht böses. Alles was er lernen wollte, begriff er rasch und leicht. Mit der Dichtkunst und der Musik und dergleichen gab er sich absichtlich gar nicht ab, aber auf alles was die Gesetze und die Leitung des Staats und die Klugheit in den Geschäften anging, wendete er den allerstrengsten Fleiß. Die freien Stunden, die er hatte, brachte er nie mit Spielen oder Müssiggehen zu, sondern er arbeitete für sich Reden aus, und dachte sich, wie er es anfangen würde, einen vor Gericht anzuklagen oder zu vertheidigen, oder in der Volksversammlung etwas vorzubringen. Dann machte er sich auch mit Allem bekannt, was zur Führung des Krieges auf dem Lande und zur See gehört. Als er einst bei einem Gastmahl war, wo einer nach dem andern die Leier spielte, und die

Reihe auch an ihn kam, gab er sie weiter und sagte: Eine Leier zu stimmen oder zu spielen verstehe ich nicht, aber ich werde verstehn, einen kleinen und unansehnlichen Staat, wenn ich ihn verwalte, groß und berühmt zu machen.

Wie er nun erwachsen war, fing er an, sich überall hervorzuthun, denn kein Vers des Dichters Homer gefiel ihm besser als der welcher heißt:

Immer der Beste zu seyn, und hervorzuragen vor Andern!

Beim Volke machte er sich in jeder Weise beliebt; als er zu den olympischen Spielen ging, wetteiferte er mit dem reichen Cimon in der Pracht seines Zeltes und seines ganzen Aufzugs; er kümmerte sich wenig darum, daß er einen großen Theil seines Vermögens dabei verschwendete, denn er wußte das Geld nur zu gebrauchen, aber nicht zu behalten, und ebensowenig kehrte er sich daran, daß einige ihm vorwarfen: solche Pracht schickte sich nicht für ihn, weil er nicht aus einer so vornehmen Familie wäre wie Cimon. Wenn in Athen neue Schauspiele gedichtet waren, so pflegten die Reichsten das Geld zur Aufführung herzugeben und wetteiferten unter einander darin, wer ein Stück am schönsten und herrlichsten aufführte. Themistokles gewann nun auch darin einen Preis. Ein andersmal bat er einen berühmten Zitherspieler, in sein Haus zu kommen und bei ihm zu spielen, damit Viele zu ihm kämen und sein Haus bekannt würde. So verschleuderte er sein Vermögen, wenn er sich nur durch die Verschwendung in irgend einer Sache hervorthun konnte, und führte ein ausgelassenes Leben mit Umherschwärmen, Schmausereien und Trinkgelagen bis tief in die Nächte hinein. Die wildesten Füllen, sagte er nachher einmal, werden noch die besten Pferde, wenn sie nur recht in die Zucht kommen.

Als aber die Perser nach Griechenland kamen und er

mit in der Schlacht bei Marathon gekämpft hatte, und nun die Denkmäler sah, die dem Miltiades aufgerichtet wurden, und alles Volk voll Jubel den Miltiades als Griechenlands Retter pries und in den Theatern und auf den Straßen Loblieder auf den Miltiades sang — da wurde Themistokles in sich gekehrt und mochte keine Gelage mehr mitmachen, und wenn man ihn sah, ging er still und tiefsinnig hin. Oft wachte er ganze Nächte lang. Seine Freunde, mit denen er früher geschwärmt hatte, fragten ihn einmal darum; er gab ihnen bloß zur Antwort: die Siegeszeichen des Miltiades lassen mich nicht schlafen. Aber er wünschte sich nicht bloß solche Ehren, sondern er hatte tiefere und ernste Gedanken, und dachte über Athens Größe und über alles Zukünftige nach. Er sah, daß die Athener jetzt alle meinten, den Persern wäre der Krieg mit Hellas nun auf immer verleidet; aber Themistokles erkannte die Sachen besser, und weil er mit aller Macht seines Geistes daran arbeitete, wurde es ihm ganz klar, daß ein so mächtiges Reich, wie das persische, noch einen stärkeren Versuch zur Unterjochung Griechenlands machen würde. Athen war ein viel kleineres Land als Sparta, und er sah ein, daß es am besten zur See groß und mächtig werden könnte und müßte. Und nun fing er an, sich nur mit den Angelegenheiten des Staats zu beschäftigen und bestrebte sich, die Masse des Volks für sich zu gewinnen, damit er einst an die Spitze der Bürger kommen, und Athen mächtig und berühmt machen könnte.

Bald wußte er alle Bürger bei ihrem Namen zu nennen; wenn Streitende ihn zum Schiedsrichter wählten, dann entschied er streng nach den Gesetzen, so daß sich immer mehr an ihn wandten; seinen Freunden suchte er aber alle möglichen Dienste zu erweisen. Die Athener hatten damals

reiche Silberbergwerke, und pflegten das, was die einbrachten, jedes Jahr unter die Bürger zu vertheilen. Themistokles benutzte nun die Gelegenheit, als die Aegineten einen Krieg mit den Athenern führten, und schlug der Volksversammlung vor, dieß Geld nicht mehr zu vertheilen, sondern Schiffe zum Kriege dafür zu erbauen. Er setzte es durch, daß dieser Vorschlag angenommen wurde, und nun vermehrte sich die Seemacht der Athener sehr. Zugleich wurden viele aus dem Volke Matrosen und Seeleute, und weil sie ihren guten Unterhalt dabei fanden, gewann die Masse des Volks immer mehr Macht im Staat, und nahm an der Regierung mehr Theil, und suchte die Gesetze so zu verändern, daß gar keine Unterschiede mehr wären, sondern auch der Geringste zu den höchsten Aemtern kommen könnte. Da trat Aristides dem Themistokles entgegen, und Themistokles sah ein, daß er ihn verdrängen müßte, weil er die Macht Athen's aufhielt, und noch Viele auf seiner Seite hatte. Ueberall sprach er nun gegen ihn, und suchte öffentlich zu beweisen: es wäre nicht gut für Athen, daß Aristides so viel gälte. Nun hatten die Athener damals ein Gericht, welches sie das Scherbengericht nannten. Wenn nämlich einer zwar nichts Unrechtes und Ungesetzliches that, aber doch der Stadt schädlich zu seyn schien, so verbannten sie ihn auf zehn Jahre, indem jeder von den Bürgern in der Volksversammlung den Namen dessen, der nach seiner Meinung verbannt werden müßte, auf eine Scherbe schrieb. Wessen Name dann auf den meisten Scherben stand, der mußte Athen auf zehn Jahre verlassen. Die Athener hielten nun ein Scherbengericht, und verbannten den Aristides. Das geschah kurze Zeit, ehe Xerxes nach Griechenland kam.

Als jetzt das ungeheure persische Heer allmählig herannahte und die Athener einsahen, daß die schwersten Kämpfe

erst kommen würden, waren Viele in großer Verlegenheit, was zu thun wäre. Denn die Thebaner und einige andere griechische Stämme hatten sich schon dem Perserkönig zum Voraus unterworfen, weil ihnen der Widerstand unmöglich schien, und von den andern Griechen führten Manche noch Krieg unter sich selbst. Jetzt aber zeigte Themistokles, was ein thätiger und begeisterter Mann mit Geist und Kraft vermag. Er stiftete Frieden mit den Aegineten, die den Athenern noch verfeindet waren, und reiste in ganz Hellas herum, um alle Streitigkeiten auszugleichen, damit das ganze einige Volk den Persern widerstehen könnte. Dann wollte er auch Feldherr der Athener werden, denn er wußte, daß er jetzt der tüchtigste war. Er kehrte also rasch nach Athen zurück, gab einem Andern, der sich schon darum beworben hatte, heimlich einen Haufen Geld, daß er seine Bewerbung zurücknähme, und so erhielt er selbst alle Stimmen. Die Athener verlangten nun, den Oberbefehl über die ganze griechische Flotte zu haben, weil sie die meisten Schiffe dazu stellten, die Spartaner wollten ihn aber für sich, weil sie bisher immer die Ersten gewesen waren. Themistokles trat ihn freiwillig an den spartanischen Feldherrn ab, den Athenern sagte er: sie sollten nur in diesem Kriege die Tapfersten seyn, dann würden sie später auch anführen. So fuhr die griechische Flotte der persischen entgegen und ankerte bei dem Vorgebirge Artemisium; zu Lande aber wollten die Griechen erst den Eingang nach Hellas vertheidigen; sie lagerten also bei Thermopylä.

Leonidas und die 300 Spartaner bei Thermopylä.

Hier war ein Engpaß, der einzige Weg, durch den man von Norden in Griechenland einrücken konnte. An

der einen Seite unzugängliche schroffe Berge, an der andern Seite gleich das Meer, und der Weg war an manchen Stellen so eng, daß nur ein Wagen durchfahren konnte. Die Griechen, welche zu Lande kämpfen wollten, waren noch wenig gerüstet; so waren denn nach Thermopylä nur 8000 Mann gezogen und hatten sich dort gelagert, unter ihnen 300 auserlesene Spartaner mit ihrem Könige Leonidas. Als Xerxes nun mit seinem ganzen Heere nahte, und hörte, daß die Griechen dort ständen, schickte er einen Kundschafter voraus; der kam bei dem Engpaß an, als gerade die Spartaner die Wache hatten. Ihre Waffen hatten sie bei Seite gelegt; einige übten sich im Ringkampf, andere saßen im Gras und flochten ihr langes Haar zusammen; um den Kundschafter kümmerte sich niemand. Er ritt ganz verwundert zurück und meldete alles, was er gesehen hatte. Xerxes fragte einen von den Griechen in seinem Heere: was das zu bedeuten hätte? Der antwortete: wenn sie sich schmücken und ihr Haar flechten, so zeigt das an, daß sie auf Leben und Tod mit dir kämpfen wollen, denn so ist ihre Sitte. Aber Xerxes konnte nicht glauben, daß sie so kühn wären. Er rückte also noch weiter vor, und wartete vier Tage lang, ob sie nicht abziehen würden. Am fünften Tage wurde er verdrießlich über ihre unverschämte Tollkühnheit und schickte einen Herold an den Leonidas, und ließ ihm sagen: er möchte seine Waffen ausliefern. Der Spartanerkönig antwortete: Xerxes mag kommen und sie holen! Da sagte der Herold: der Perser wären so viele, daß in der Schlacht die Sonne von ihren Pfeilen verdunkelt werden würde. Desto besser, erwiderte ein Spartaner, so werden wir im Schatten fechten! Als der Herold nun zum Xerxes zurückkam, schickte dieser zornig die Meder aus, mit dem Befehl, die Griechen lebendig zu fangen und vor

ihn zu bringen. Die Meder gingen muthig darauf los, aber sie wurden übel zugerichtet und kehrten um. Da setzte sich Xerxes auf seinen Thron am Berge und ließ unter seinen Augen die Perser, welche die Unsterblichen genannt wurden, anrücken. Die fochten tapfer, bald einzeln, bald in Schaaren, aber sie litten großen Verlust und waren nicht im Stande, die Griechen zum Weichen zu bringen. Am zweiten Tage dachte Xerxes, die Feinde würden ermüdet seyn, und ließ den Angriff wiederholen. Er täuschte sich, die Griechen kämpften wie am ersten Tage, machten viele Perser nieder, und behaupteten ihren Platz. Der große König mit seinem ganzen Heere wurde von den Wenigen aufgehalten, und wußte nicht, was er thun sollte.

Da kam ein Grieche, der in dieser Gegend wohnte, Ephialtes, in das persische Lager, und verrieth sein Volk. Er zeigte für eine große Summe Geld den Persern einen schmalen, unbekannten Weg, der über die Berge führte. Des Nachts stiegen viele Schaaren mit ihm herauf, und erst als es nicht mehr zu hindern war, merkten es die Wachen und meldeten es dem Leonidas. Leonidas sah, daß nun der Engpaß verloren war, und schickte alle seine Bundesgenossen zurück, damit sie nicht nutzlos stürben. Er selbst aber mit seinen Spartanern beschloß zu bleiben, um sich und seinem Vaterlande unsterblichen Ruhm zu erwerben, und den Persern zu zeigen, was griechische Männer vermöchten.

Bei Sonnenaufgang opferte Xerxes, dann befahl er den Angriff. Da stürzten die Spartaner aus dem Engpaß hervor und griffen selbst mit aller Macht an, so daß die Perser wichen. Xerxes ließ die Fliehenden von den Anführern mit Peitschen wieder voran treiben, und ein fürchterliches Gedränge entstand in dem engen Raume; viele

wurden zertreten, viele stürzten von dem schroffen Wege ins Meer und ertranken, viel mehr wurden von den Spartanern niedergemacht. Denen waren ihre Spieße meist in dem langen Kampfe zerbrochen; nun griffen sie zu den Schwertern und stritten Mann gegen Mann. Da fiel unter den ersten Leonidas, und die Perser setzten alle Kraft daran, seinen Leichnam in ihre Hände zu bekommen. Viermal machten sie einen großen Angriff, zwei Söhne des Xerxes führten sie und wurden erschlagen, viermal trieben die Griechen sie fort. Sie nahmen die Leiche dann in ihre Mitte, und als sie jetzt die Perser, die über die Berge gekommen waren, von der andern Seite herbeieilen sahen, zogen sie sich auf einen kleinen Hügel zurück. Um diesen Hügel drängten sich nun alle Feinde und stürmten hinauf; da fielen die Spartaner, alle kämpfend, bis auf den letzten Mann.

Xerxes kam auf das Schlachtfeld, und ging unter den Todten herum. So erbittert war er über den großen Verlust seines Heeres und den langen Widerstand der Griechen, daß er dem Leonidas den Kopf abschlagen und auf einen Pfahl stecken ließ. — Zwei von den 300, welche einige Tage vorher einer Augenkrankheit wegen das Heer verlassen hatten, nahmen sich selbst das Leben aus Verzweiflung, daß sie diesen Heldentod nicht mit gestorben waren. Auf die Stelle aber, wo Leonidas gefallen war, setzten die Spartaner nachher einen steinernen Löwen, und den 300 ein Denkmal mit einer Inschrift, welche so lautete:

Wanderer, kommst du nach Sparta, so melde, daß wir dreihundert,
Seinen Gesetzen getreu, hier bei Thermopylä ruh'n.

In denselben Tagen, wo bei Thermopylä gekämpft wurde, traf die persische Flotte bei dem Vorgebirge Artemisium mit

der griechischen zusammen. Die Perser schickten 200 Schiffe, um den Griechen in den Rücken zu kommen, aber ein Sturm zerstreute sie, und so kämpften die Griechen mit den übrigen drei Tage lang in kleineren und größeren Gefechten zur See. Sie konnten aber die Perser nicht besiegen und mußten sich vor der Uebermacht zurückziehen. Dazu ergriff sie ein allgemeiner Schrecken, als sie von Thermopylä aus hörten, daß Xerxes bei dem Engpasse durchgebrochen wäre, und mit seiner ganzen Macht hinabzöge. Nun segelten sie schleunigst fort. Die Peloponnesier fingen an, auf der schmalen Landenge, welche den Peloponnes mit dem übrigen Griechenland verbindet, eine Mauer aufzuwerfen, um sich da zu vertheidigen. Indessen drang Xerxes immer weiter vor, verwüstete alles, wohin er kam, und näherte sich schon der Landschaft Attika.

Themistokles und die Schlacht bei Salamis.

Da eilte Themistokles nach Athen, um sein letztes und kühnstes Mittel, auf welches er schon lange gesonnen hatte, anzuwenden. Als nämlich alles Volk muthlos wurde, wie er ihnen erzählte, daß sie vom Peloponnes keine Hülfe zu Lande zu erwarten hätten, sprach er: Ihr Athener, unsere einzige Rettung ist, Athen allesammt zu verlassen, Weiber und Kinder auf den Inseln in Sicherheit zu bringen, und selbst auf die Schiffe zu gehen und die Perser auf dem Meere zu besiegen. — Nun traten viele gegen ihn auf, und behaupteten: das wäre unmöglich, wie sollten sie ihre Vaterstadt aufgeben, wie sollten sie die Tempel der Götter und die Gräber ihrer Eltern den Feinden zur Verwüstung überlassen? Themistokles aber ließ nicht ab. Er bewies ihnen, daß sie Athen nicht vertheidigen könnten,

daß sie in einer Landschlacht von den Millionen des Persers ertreten und zerdrückt werden müßten; er fragte und beschwor sie: ob sie nicht die Freiheit für das Allerhöchste achteten? Da stimmten sie ihm bei, und das ganze athenische Volk faßte den Beschluß, die Stadt zu verlassen. Und noch einen zweiten Beschluß setzte Themistokles durch: allen, die auf eine Zeit verbannt gewesen wären, sollte es freistehen, jetzt zurückzukehren, damit sie durch Worte und Thaten das Heil Griechenlands befördern könnten.

So stiegen die Athener nun zu Schiffe und verließen ihre Heimath. Die Alten, die Weiber und Kinder brachten sie meistentheils nach Trözene, da wurden sie freundlich aufgenommen. Die Trözenier beschlossen, sie auf gemeinsame Kosten zu ernähren, und den Kindern erlaubten sie obendrein, sich Obst aus jedem Garten zu holen. Dann nahmen die Männer und waffenfähigen Jünglinge unter Thränen von den Ihrigen Abschied und fuhren nach der Insel Salamis, wohin Themistokles auch die übrigen Hellenen, welche mit zu Schiffe kämpfen wollten, bestellt hatte. Dorthin hatte auch ein Theil von den Athenern ihre Weiber und Kinder mit genommen.

Alle Anführer kamen nun zu einem Kriegsrathe zusammen, und die meisten beschlossen, sich zurückzuziehen an den Peloponnes. Themistokles nahm rasch, ehe die Reihe an ihn kam, das Wort, und stimmte dafür, hier zu kämpfen, denn in dem engen Raume zwischen der Insel und dem Lande könnten die Perser sie nicht überflügeln. Höre, sagte Eurybiades, der spartanische Oberbefehlshaber, bei den Weltkämpfen bekommen Die Ohrfeigen, die vor der Zeit in die Schranken treten. Ja, erwiderte Themistokles, aber Die, welche zurückbleiben, werden nicht gekrönt. — Der Spartaner hob zornig seinen Feldherrnstab gegen ihn auf,

und wollte ihn schlagen, — schlag zu, rief Themistokles, aber höre mich! Eurybiades schämte sich, und sprach: So rede! Wie Themistokles aber anfing, rief ihm ein Anderer zu: Du hast hier gar nicht mitzureden und zu rathen, denn du hast kein Vaterland mehr! Sieh hin! Dabei zeigte er in die Gegend, wo Athen in Flammen stand, denn Xerxes hatte die Stadt eingenommen und anzünden lassen; man sah von Salamis her den Rauch, und die Weiber und Kinder standen weinend am Strande der Insel, und sahen hinüber. Da ließ Themistokles seinen Zorn los und rief: Ja, du Elender, wir haben die Häuser und Mauern unserer Vaterstadt verlassen, weil wir um lebloser Dinge willen nicht Sclaven werden wollten. Aber wenn ihr uns zum zweitenmale verrätherisch im Stiche laßt, dann segeln wir mit unsern zweihundert Schiffen nach Italien und bauen uns eine neue freie Stadt, die nichts schlechter werden soll, als die erste. Wenn ihr uns dann entbehrt, werdet ihr schon an diesen Tag zurückdenken!

Hierüber wurden die anderen nun besorgt und versprachen zu bleiben. Als sie aber am folgenden Tage das Heer des Xerxes gegenüber auf dem festen Lande sich ausbreiten sahen, und die große Flotte in weitem Kreise heransegeln, da wurden sie doch wieder anders Sinnes, und gaben ihren Steuerleuten Befehl, in der Nacht abzufahren. — Themistokles hatte sie nicht überzeugen können, daß bei Salamis der beste Ort zur Seeschlacht sei; er beschloß also, sie zu zwingen.

Als es dunkel wurde, rief er einen persischen Sclaven, der ihm schon seit langer Zeit treu diente; diesem befahl er, heimlich in einem Boot ans Land zum Xerxes zu fahren und ihm zu sagen: Themistokles, der Feldherr der Athener, hat deine Partei ergriffen. Er meldet dir, daß

die Griechen fliehen wollen, laß also einen Theil deiner Flotte um die Insel fahren und schließe die Griechen ein, dann können sie dir nicht entgehen. — Dem Xerxes kam dieß sehr vernünftig vor und er that so.

Nun war damals auf der Insel Aegina, die nicht sehr weit von Salamis liegt, Aristides, den die Athener vor einiger Zeit verbannt hatten. Dieser merkte die Bewegung der persischen Schiffe und fuhr in einem kleinen Ruderboot eilends nach Salamis. Da ließ er den Themistokles rufen, und sagte zu ihm: O Themistokles, unsere Pflicht ist, mit einander nur darin zu wetteifern, wer dem Vaterland den größten Dienst erweisen kann. Ich bringe dir also die Nachricht, daß du wegen des Fortschiffens der Peloponnesier unbesorgt sein kannst, denn sie können gar nicht mehr durch. Themistokles war hoch erfreut, daß seine List geglückt war, er dankte ihm sehr und bat ihn, es der Versammlung selbst zu sagen. Aristides that das, und so wurde denn für den andern Tag der Kampf beschlossen.

Als Eurybiades dieß befohlen hatte, kümmerte sich Themistokles nicht weiter um ihn, sondern richtete alles zur Schlacht so ein, wie er es selbst am besten fand, und auch die übrigen Griechen thaten stillschweigend Alles wie er es die Athener zuerst machen ließ. Er ließ sie am andern Morgen nämlich warten, bis zu der Stunde wo gewöhnlich der frische Wind große Wellen in die Meerenge trieb. Den griechischen Schiffen, welche niedriger waren, that das nichts, die persischen aber, die viel höher und größer waren, fingen an stark zu schwanken; da befahl Themistokles den Angriff. Gegenüber aber am Ufer von Attika saß Xerxes auf einem prächtigen Thron und viele Schreiber um ihn her, die mußten, wenn einer sich im Kampfe auszeich-

nete, seinen Namen und seine Stadt aufschreiben, damit der König nachher alle belohnen könnte. Der Schiffe der Perser waren viel mehr als der hellenischen, aber sie fuhren in dem engen Raum zwischen dem Land und der Insel Salamis in dichten Reihen; wie nun die hintersten vorruderten, um auch ins Gefecht zu kommen, entstand Gedräng und Verwirrung. Die Griechen aber ruderten in geordneter Reihe vorwärts, viele Schiffe enterten sie, viele bohrten sie in den Grund, wenn aber eins von den hellenischen unterging, so schwammen die Männer an das Ufer von Salamis, während die Perser, die nicht schwimmen konnten, ertranken. Nach wenigen Stunden waren die persischen Schiffe überall zurückgedrängt, nun flohen sie auseinander und so viele wurden zertrümmert, daß die Griechen am Strand von Salamis große Haufen von Rudern, Stangen und Balken aufschichteten, die der Wind vom Meer an's Land getrieben hatte. Da konnte und wollte Xerxes nichts mehr unternehmen; so zog er bei Athen vorbei zu Land und dann über den Hellespont wieder nach Asien zurück. Nur den Mardonius ließ er mit 300,000 Mann in Thessalien, denn dieser hatte ihn gebeten, ihm noch einen letzten Versuch gegen die Griechen zu erlauben.

Jetzt versammelten sich die Griechen auf Salamis und theilten die Beute. Dann fuhren sie alle nach dem Isthmus, um dort dem Tapfersten eine Ehre zuzuerkennen. Alle die mitgefochten hatten, schrieben auf, wen sie für den ersten hielten, und legten ihre Stimmtafeln auf den Altar Neptuns, des Meergotts. Da fand sich beim Zählen, daß keiner den ersten Preis erhielt, denn jeder hatte sich selbst als den Tapfersten genannt, Alle aber den Themistokles als den zweiten. So wurde er dennoch von Allen als der Erste gepriesen. Die Lacedämonier nahmen ihn mit

nach Sparta, da schenkten sie ihm einen Oelzweig als Preis der Feldherrenkunst, und als er nach Athen zurückkehrte, begleiteten ihn dreihundert der edelsten Spartaner bis an die Grenze des Landes; solche Ehre hatten sie Niemandem vorher erwiesen. Und als das nächstemal die Olympischen Spiele gefeiert wurden, bei denen fast alle Hellenen sich versammelten, und Themistokles auch erschien: da kehrten die Zuschauer sich von der Rennbahn und den Kämpfern ab, und hatten den ganzen Tag die Augen auf ihn gerichtet und zeigten ihn einander unter Jauchzen und Händeklatschen. An dem Tage rief Themistokles: Jetzt ernte ich den Lohn für alles was ich für Hellas gethan habe!

Die Vertreibung der Perser.

Im folgenden Jahre rückte nun Mardonius mit seinem ausgesuchten Heer aus Thessalien nach Griechenland hinunter, um sich und den König für alle Verluste zu rächen.

Da verließen die Athener abermals ihre Stadt; doch gaben sie dem Themistokles den Befehl über die Flotte nicht wieder. Sie meinten, er hätte nun Ehre genug genossen, und es war ihnen auch nicht recht, daß er nach Sparta gereist und dort so sehr geehrt war. Ihre 8000 Schwerbewaffneten, welche sich mit dem Landheer der übrigen Griechen verbanden, führte Aristides, den Oberbefehl über Alle hatte aber der spartanische König Pausanias. Mardonius verwüstete nun ganz Attika, verbrannte alles was in Athen noch stand und zog den vereinigten Griechen entgegen. Die waren zusammen 110,000 Mann stark und trafen den Mardonius mit seinen 300,000 Mann bei

Platää. Dort hatte dieser eine Verschanzung gemacht; am frühen Morgen rückte er heraus und warf sich zuerst mit aller Macht auf den rechten Flügel wo die Spartaner standen. Die Perser schossen mit ihren Bogen so schnell und viel, daß die Spartaner in Verwirrung geriethen und die Athener vom linken Flügel zu Hülfe riefen. Diese wurden aber auf dem Marsch selbst angegriffen, und so war alles im Gefecht und in Gefahr. Die Spartaner drangen jetzt auf die Perser ein, welche lange Zeit tapfer fochten; Mardonius selbst auf einem herrlichen weißen Pferde führte sie an. Als dieser aber gefallen war, wandten sich die Perser zur Flucht, und darauf das ganze Heer. Die Spartaner setzten ihnen bis an die Verschanzung nach, und versuchten eine Zeitlang die zu erobern, bis endlich die Athener von der andern Seite kamen und die Schanzen erstürmten. Da war die Schlacht gewonnen. Von den Spartanern hatte sich derjenige am tapfersten bewiesen, der allein von den dreihundert bei Thermopylä nicht gefallen war, hier fiel er; aber sie erkannten ihm den Preis nicht zu, denn er hätte um jene Schmach zu rächen, den Tod absichtlich gesucht und sich wie rasend auf die Feinde gestürzt. Sie gaben den Preis dem Posidonius, denn dieser hätte keine Lust gehabt zu sterben und hätte sich doch ausgezeichnet muthig und tapfer bewiesen.

Nun vertheilten die Griechen die Beute, welche über alle Maßen reich war. Als Pausanias die ganze prächtige Einrichtung des Feldherrenzelts, die gepolsterten Lagerbetten, die goldenen und silbernen Tische und Geräthe erblickte, befahl er den gefangenen Bäckern und Köchen, ihm eine Mahlzeit ganz nach persischer Art zuzubereiten. Das thaten sie mit allem Fleiß, und alles war so kostbar, daß Pausanias des Scherzes wegen seinen Dienern befahl, eine lacedämonische

Mahlzeit daneben anzurichten. Den anderen Anführern sagte er nun: welche Thoren die Perser wären, die so herrlich zu leben hätten und so arme Leute angriffen. Aber die persische Mahlzeit und die ganze üppige Einrichtung gefiel ihm doch eigentlich sehr wohl.

An demselben Tage, wo bei Platää gekämpft wurde, siegten die Griechen zur See bei Mycale über die Perser, und nun befreiten sie alle jonischen Inseln von der persischen Herrschaft. Einige stimmten jetzt dafür, die Jonier sollten Attika überhaupt verlassen und nach Europa kommen und neue Städte gründen, denn die übrigen Hellenen könnten doch nicht immer eine Flotte da halten um sie zu beschützen. Die Athener aber erhoben sich lebhaft gegen diesen Vorschlag und versicherten: Hellas und vor allem die Athener würden ihre Brüder in Asien schon zu schützen wissen, und sie möchten nach wie vor in ihrem schönen Vaterlande leben.

Von der Zeit an gewannen die Athener bei den kleinen Staaten großes Ansehen, hingegen die Spartaner, welche bei ihrem Oberbefehl übermüthig und streng waren und doch nicht so viel zur See geleistet hatten wie die Athener, wurden ihnen unangenehm. Die Athener aber begannen nun, sich selbst für die ersten zu halten, sie waren stolz und stark geworden, weil sie Hellas gerettet und so herrliche Thaten verrichtet hatten; also strebten sie, ihre Macht noch höher zu bringen und überall den Vorrang unter den Griechen zu erwerben. Die meisten Athener kehrten nach Athen zurück, ein Theil von ihrer Flotte, mit den anderen vereinigt, führte unter dem Oberbefehl des spartanischen Königs Pausanias den Krieg gegen die Perser in Kleinasien zur See weiter. Die Athener hatten aber in ihrem Vaterlande ganz andere Unternehmungen vor, zuerst muß-

ten sie ihre Stadt, welche ganz zerstört war, wieder aufbauen, und damit fingen sie schon an.

Jetzt erwies Themistokles den Athenern noch einmal den größten Dienst. Er erkannte voraus, daß die Peloponnesier und vor allen Sparta über kurz oder lang um den Vorrang in Griechenland mit ihnen in Streit gerathen würden. Damit sie nun bei einem Landkriege sicher und ungestört alle ihre Macht auf dem Meer wirken lassen könnten, fand er es für nöthig, Athen zu befestigen. Das Volk hatte freilich Lust, sich erst wieder Häuser zu bauen, doch Themistokles zeigte ihnen die Gefahr, und ließ nicht ab, bis er sie überredete, kein Haus zu bauen, ehe eine große und starke Mauer um die Stadt fertig wäre. Gleich zeigte sich auch, wie nöthig die Eile war. Denn sobald die Spartaner es erfuhren, waren sie dagegen, und sagten: dann könnten die Perser einen festen Platz gewinnen, wenn sie Athen einmal wieder eroberten. In der That aber waren sie nur eifersüchtig auf Athen.

Nun reiste Themistokles nach Sparta und ersann dort alle möglichen Vorwände und Entschuldigungen. Während dem bauten die Athener, Weiber und Kinder, Bürger und Sclaven, mit dem größten Eifer; sie nahmen ohne Unterschied was sie fanden, Pflastersteine, zerbrochene Säulen, die Trümmer von den Häusern und fügten es zusammen. Endlich erhielt Themistokles die Nachricht: die Mauer sei nun hoch genug. Da ging er in den Rath und sagte ganz offen und kühn: Ihr Spartaner, ich höre so eben mit Freude, daß Athen hinlänglich befestigt ist. Ueberhaupt habt ihr in den vorigen Kriegen wohl gesehen, daß die Athener auch ohne euren Rath zum Wohl Griechenlands zu handeln wissen, und daß sie weise genug sind, um allein zu entscheiden, was zu ihrem eigenen Besten dient. Die

Spartaner konnten nun nichts mehr thun, da die Mauern standen, sie faßten jedoch von der Zeit an Haß gegen den Themistokles und Eifersucht gegen Athen.

Themistokles kehrte nach Athen zurück, und übernahm wieder alle Geschäfte; er ließ den Hafen Piräus ausweiten und befestigen, damit er sicher und groß genug für die ganze Flotte wäre. Dann machte er noch den Plan, Athen mit diesem Hafen durch zwei lange und hohe Mauern zu verbinden. Damit die Spartaner es nicht vorher merkten und verhindern könnten, sagte er dem Volk: er hätte einen großen Plan zum Wohle der Stadt, der aber heimlich bleiben müßte; sie sollten einen Mann wählen, zu dem sie Vertrauen hätten, dem wollte er die Sache mittheilen. Hier zeigte sich, daß das Volk schon eifersüchtig darauf war, daß Themistokles eine solche Macht hatte und in der That fast allein den Staat regierte. Sie wählten den Aristides, der schon früher immer ein Gegner des Themistokles gewesen war. Der erklärte den Plan für gut, und so wurden die Mauern rasch gebaut. Aber Aristides blieb immer ein Gegner des Themistokles, und verband sich gegen ihn mit seinem Freunde Cimon.

Cimon war ein tüchtiger und tapferer Mann; als Themistokles vorgeschlagen hatte, Athen zu verlassen, hatte Cimon zuerst den Zügel seines Pferdes in einem Tempel aufgehängt, als ein Zeichen, daß sie jetzt keine Reiterei mehr brauchten; dann hatte er in den Perserkriegen brav gefochten. Er war reich und sehr freigebig. Von seinen Gärten ließ er alle Zäune wegnehmen, damit jeder sich Obst daraus holen könnte, soviel er wollte. In seinem Hause ließ er täglich eine einfache aber große Mahlzeit zurichten, und hatte offene Tafel für alle Armen. Wenn er über die Straße ging, begleiteten ihn immer ein paar

gutgekleidete Jünglinge, jeder mit einem Beutel Geld; sahen sie nun etwa einen alten Bürger in schlechter Kleidung, so mußten sie dem ihren Mantel geben, und ihm unbemerkt Geld in die Hand drücken. Er fing auch zuerst an, Athen zu verschönern und das Leben in der Stadt angenehm zu machen. Den Markt bepflanzte er mit Platanen, dann legte er auf einem dürren Platze einen großen Garten an, ließ ihn bewässern, Bäume und Sträucher hinsetzen, und schattige Spaziergänge machen. Und nicht allein dadurch machte er sich beim Volke beliebt, sondern auch durch seine Sanftmuth, Höflichkeit und Freundlichkeit, denn er war ein einfacher, guter Mann, und niemand wurde eifersüchtig auf ihn; Themistokles aber war stolz und befahl gern, weil er wußte, daß er Alles am besten voraussah und verstand; er vergaß nicht, was er Großes für Athen und Hellas gethan hatte, und wie er der Erste war, so ließ er es auch Jeden fühlen, daß er es war.

Das athenische Volk war aber auch seit jenen Kriegen stolzer und übermüthiger geworden, und konnte es nicht leiden, daß Einer so hoch stände und sie in allem überragte; manche fürchteten auch, er möchte sich einmal zum Tyrannen machen, und so vereinigten sich denn die Anhänger des Aristides und Cimon mit den andern Unzufriedenen, und verbannten den Themistokles durch ein Scherbengericht auf 10 Jahre aus Athen.

Indessen führte die griechische Flotte den Krieg gegen die Perser weiter. Sie bestand aus einem Theile Athener unter Aristides und Cimon, aus den verbündeten kleineren Staaten, und aus spartanischen Schiffen. Der König Pausanias hatte noch immer den Oberbefehl. Die Flotte vertrieb die Perser vom Hellespont und von vielen Inseln; besonders bei der Einnahme von Byzanz machte

sie reiche Beute. Pausanias nun, dem die Ueppigkeit des persischen Lebens schon nach der Schlacht bei Platää wohl gefallen hatte, wurde noch immer mehr gereizt durch alle diese Schätze und Kostbarkeiten, und bekam große Lust, so schwelgerisch wie ein persischer Satrap oder Statthalter zu leben. Die wohnten in Palästen, hatten viele Weiber, kostbare Kleider, eine Menge Diener, und hielten die herrlichsten Mahlzeiten und Schmausereien. Da nun Pausanias in dem langen Kriege, wo er schon viel Geld erworben hatte, sich immer mehr an eine ähnliche Lebensart gewöhnt hatte, war ihm der Gedanke unerträglich, daß er vielleicht bald wieder nach Sparta zurückgerufen würde. So sann er auf Verrath. Er schickte dem Xerxes die vornehmen Perser, die er bei der Einnahme von Byzanz gefangen genommen hatte, ohne Lösegeld wieder zurück, und schrieb ihm einen Brief, worin er ihm anbot: er wollte des Xerxes Tochter heirathen, und ihm dann ganz Hellas unterwerfen. Das war dem Xerxes lieb, und er schickte einen Satrapen, um die Sache näher mit ihm zu besprechen. Nun hielt Pausanias alles für ausgemacht, und fing an zu leben, als wäre er ein persischer Fürst. Er ließ sich von Trabanten begleiten, kleidete sich prächtig, und war barsch und vornehm gegen die griechischen Bundesgenossen.

Diese wollten das nicht länger leiden, und weil Cimon und Aristides nicht nur tapfer im Kriege, sondern auch in allem, was sie thaten und forderten, gerecht und billig, und besonders auch im Umgange sehr freundlich waren, so baten die Bundesgenossen die Athener, den Oberbefehl zu übernehmen. Die Spartaner erschraken, riefen den Pausanias zurück, und schickten einen andern Feldherrn. Als der aber kam, war die Sache schon ausgemacht, und die Spartaner mußten sich darein fügen. Die Athener wandten

nun große Vorsicht an, daß es nicht aussähe, als wenn sie herrschen wollten. Die Kasse, worin die Bundesgenossen ihren Beitrag zum Kriege bezahlen mußten, wurde nicht nach Athen gebracht, sondern nach der Insel Delos, und Aristides bestimmte mit solcher Gerechtigkeit, wie viel jeder Staat geben müßte, daß Alle zufrieden waren.

Indeß hatte Pausanias in Sparta mehrere von den Richtern mit Geld bestochen, und so war die Anklage gegen ihn niedergeschlagen. Da er aber neue Unterhandlungen mit Xerxes anknüpfte, fiel ein Brief von ihm zufällig den Ephoren in die Hände, und nun war sein Verrath offen bewiesen. Er floh in einen Tempel, da schloß man ihn ein und ließ ihn verhungern. Die Spartaner, welche die Rückkehr des Themistokles sehr fürchteten, weil er in wenigen Jahren Athen so mächtig gemacht hatte, hörten bei dieser Gelegenheit nun auch von der Botschaft, die Themistokles vor der Schlacht von Salamis an den Perserkönig geschickt hatte, und klagten ihn in Athen an: er hätte Hellas verrathen wollen.

Themistokles schrieb nach Athen: Ihr wißt, daß ich immer der erste seyn wollte; könnt ihr glauben, ich hätte mich dem Perserkönig unterwerfen wollen? — Aber seine Feinde brachten es dahin, daß das Volk befahl, ihn gefangen zu nehmen und vor Gericht zu stellen. Da glaubte Themistokles, wenn sie so gegen ihn gesinnt wären, würde er auch kein gerechtes Urtheil zu erwarten haben. Er floh nach Persien; dort spiegelte er dem König allerlei vor, was er für ihn thun würde. Der König war hoch erfreut, einen so großen Mann auf seiner Seite zu haben, und schenkte ihm die Einkünfte von drei Städten in Kleinasien, Magnesia, Myus und Lampsakus. Nun lebte Themistokles, von allen Persern aufs Höchste geehrt, mehrere

Jahre lang in Magnesia, bis endlich, da die Griechen unter Cimon um diese Zeit die Perser sehr bedrängten, der König ihn aufforderte, nun mit Rath und That ihm gegen die Griechen zu helfen. Aber Themistokles wollte nichts für die Barbaren und gegen sein freies Vaterland unternehmen. Er nahm Abschied von seinen Kindern, befahl ihnen, seine Gebeine nach Griechenland zu bringen, und tödtete sich durch ein schnelles Gift. So endete Themistokles, der Retter Griechenlands.

Kurz vorher war auch Aristides gestorben, den man den Gerechten nannte. Er hatte vielmals den Staatsschatz unter seiner Verwaltung gehabt, und war immer so durchaus redlich dabei gewesen, daß er ganz arm starb, wie er arm gelebt hatte. Er hinterließ nicht einmal die Kosten für sein Begräbniß. Die Athener aber errichteten ihm ein schönes Denkmal, gaben seinen Töchtern aus dem öffentlichen Schatze eine anständige Mitgift, und schenkten seinem Sohne 1000 Morgen Landes. So ehrten sie das Andenken des Aristides, welcher dem Vaterlande treu gedient und zur Macht Athens nicht wenig beigetragen hatte.

Seit der Zeit war Cimon der angesehenste Mann in Athen. Er suchte, so lange er lebte, die Athener davon abzuhalten, ihre Macht unter den Hellenen selbst zu erweitern und die Spartaner auch zu Lande vom Vorrang zu verdrängen, wozu die Athener die allergrößte Lust hatten. Zweierlei gefiel dem Cimon an Sparta sehr gut: die Einfachheit und Ruhe, welche im Vergleich zu Athen dort war, und dann, daß das Volk selbst dort nicht soviel zu sagen hatte, sondern nur die, welche zu Beamten oder in den Rath gewählt waren. Er wünschte, daß die Griechen untereinander ganz friedlich wären, und vor allem den Kampf gegen die Perser gemeinschaftlich fortsetzten. Da er nun ein ausge-

zeichneter Feldherr war, so führte er diesen Krieg als Befehlshaber über die Athener und die athenischen Bundesgenossen auf die rühmlichste Weise. Nachdem er in Kleinasien viele persische Städte erobert hatte, zogen ihm endlich die Perser mit einem Landheere und einer Flotte entgegen; das Landheer lagerte sich am Flusse Eurymedon in Kleinasien, die Flotte lag an der Mündung desselben vor Anker. Cimon griff die Flotte an, versenkte viele Schiffe, setzte den Fliehenden nach und nahm sie gefangen. Dann kehrte er aber um, landete am Eurymedon, setzte die Seesoldaten ans Land, stürmte mit ihnen das Lager der Perser, und schlug sie vollständig. So hatten die Griechen unter seiner Anführung an einem Tage zwei Siege erfochten, mit denselben Soldaten zu Land und zur See. In jener Zeit fürchteten sich die Perser nun so sehr vor den Griechen, und namentlich vor den Athenern, daß man auf dem ganzen jonischen Meere keinem persischen Schiffe begegnete, ja daß die Perser selbst in ihrem eigenen Lande oft nicht wagten, sich der Küste bis auf eine Tagereise weit zu nähern.

Athen und Perikles.

Während indessen Cimon in Asien zu Felde zog, und seine Partei, zu der die vornehmen Familien und die reichen Landbesitzer gehörten, die Macht der Volksversammlung zu beschränken suchte, trat unter den Führern der Volkspartei der Athener Perikles als der trefflichste auf. Perikles hatte sich in seiner Jugend zuerst nur in den Kriegen mit den Persern durch seine Tapferkeit ausgezeichnet, aber mit den Angelegenheiten des Staats sich wenig beschäftigt. Als nun aber Themistokles, welcher immer gegen die Vornehmen die Volkspartei ergriffen hatte, verbannt war,

nahm Perikles an dem öffentlichen Leben Antheil und trat der Partei des Cimon entgegen. Von nun an sah man ihn kaum einen andern Weg gehen, als auf den Markt, wo gewöhnlich die Bürger Vormittags sich unterhielten, in die Volksversammlung und auf das Rathhaus. So eifrig bemühte er sich um das Volk und den Staat, daß er jede Einladung zu Gastmälern und Trinkgelagen ausschlug.

Nun war eine Haupteinrichtung in Athen, welche verhinderte, daß alle Macht in die Hände des Volkes käme, der Areopag. So hieß eine Behörde, deren Mitglieder immer die Beamten waren, welche ihr Archontenamt nicht mehr führten. Dieser Areopag hatte nicht nur das Gericht über viele Streitigkeiten und Verbrechen, und die Aufsicht über mancherlei im Staate, sondern vor allem auch die Verwaltung des öffentlichen Schatzes, und so konnte er das Volk sehr oft verhindern, das zu thun und das Geld des Staats zu dem anzuwenden, was es wollte. Als nun Cimon gerade im Felde war, ließ Perikles in der Volksversammlung den Antrag machen: dem Areopag die Verwaltung des Schatzes und manche andere Geschäfte zu nehmen. Trotz alles Widerstrebens der Vornehmen und der Freunde des Cimon wurde dieß auch beschlossen, und nun hatte das Volk eine weit größere Gewalt als zuvor.

Als Cimon dieß bei seiner Rückkehr erfuhr, wurde er sehr unwillig darüber und suchte die ganze Sache wieder zu hintertreiben. Das Volk aber war schon ohnehin unzufrieden damit, daß er den Spartanern so freundlich gesinnt war und sie so lobte, und wenn er etwas tadelte, manchmal sagte: so machen es die Lacedämonier nicht. Daher hielt das Volk ein Scherbengericht und verbannte den Cimon auf 10 Jahre aus der Stadt.

Jetzt begannen die Athener, da Keiner ihnen mehr in der Stadt widerstrebte, ihre Herrschaft über ihre griechischen Bundesgenossen immer mehr zu befestigen und auszubreiten. Anfangs waren diese kleineren Staaten und Städte ganz freie Bundesgenossen der Athener, und diese hatten nur den Oberbefehl in allen Kriegen, und die Verwaltung des gemeinschaftlichen Kriegsschatzes. Allmählig aber wurden die kleineren Städte des Kriegführens überdrüssig, und stellten keine Schiffe und Mannschaft mehr, sondern bezahlten dafür nur einen höheren Beitrag. Das war den Athenern eben recht. Sie bauten nun für dieß Geld selbst Schiffe, die sie mit ihren eigenen Leuten bemannten; so wurde ihre Flotte immer größer. Sie fühlten sich stark und ließen es die Andern fühlen und begannen zu herrschen. Wenn eine verbündete Stadt den Beitrag nicht zur rechten Zeit bezahlte, oder vom Bunde abfiel, so führten die Athener Krieg mit ihr, bezwangen sie und unterwarfen sie sich. Sie setzten in den Städten zwar niemals Tyrannen ein, sondern vielmehr brachten sie da, wo die Vornehmen noch die Gewalt hatten, das Volk zur Herrschaft, aber das Volk mußte sich dann in allem, was den Krieg anging, dem Willen der Athener fügen. So hießen die kleinen Staaten zwar noch immer freie Bundesgenossen, doch in der That geschah überall der Wille der Athener. Perikles zog theils oft zu Felde, theils blieb er in Athen und leitete das Volk zu dem, was nützlich war; wenn es aber zu übermüthig wurde, so mäßigte er die Bürger und bewegte sie durch seine Reden zur Ueberlegung und Besonnenheit.

Dieß alles erfüllte die Spartaner noch mehr als zuvor mit Eifersucht und Besorgniß. Seitdem die Athener durch Aristides und Cimon den Oberbefehl zur See erlangt hatten, waren die Spartaner nicht mehr mit zu Felde gezogen

gegen die Perser, weil sie nicht unter atheniſchem Befehl ſtehen wollten. Die Bundesgenoſſen, welche ſie ſelbſt anführten, waren hauptſächlich die Peloponneſier, aber auch noch viele andere von den Pflanzſtädten, die von Peloponneſiern gegründet waren. Wenn nun die kleineren Staaten mit einander Krieg führten, ſo kamen ihnen von beiden Seiten die großen zu Hülfe, um ihre Bundesgenoſſen zu ſchützen, und ſo geriethen auch die Spartaner mit den Athenern zuerſt in einen Krieg. Nämlich die Thebaner, welche in Böotien, im Norden von Attika, wohnten, wollten die kleineren Städte, die um Theben lagen, ſich unterwerfen, und die Spartaner kamen ihnen dabei zu Hülfe, damit Theben deſto ſtärker gegen Athen würde. Da ſtellten die Athener gleich ein Landheer auf und rückten nach Böotien.

Als Cimon dieß hörte, eilte er aus der Verbannung, kam in voller Rüſtung bei dem Heere an und erbot ſich, es gegen die Spartaner anzuführen. Doch der große Haufe erhob ein Geſchrei: Cimon wäre immer ein Spartanerfreund geweſen, und wollte ſie jetzt gewiß ſo führen, daß die Spartaner ſiegten. Alſo verboten die Feldherren ihm, mitzukämpfen. Da hielt Cimon eine Rede an ſeine Freunde bei dem Heere, die auch in Verdacht waren, und ermahnte ſie, nun zu zeigen, wie ſie für ihr Vaterland geſinnt wären. Bei Tanagra in Böotien kam es zur Schlacht, und die Spartaner ſiegten; die atheniſche Abtheilung aber, bei welcher Cimon's Freunde waren, wich nicht vom Schlachtfelde, ſondern nach dem muthigſten Kampfe fielen ſie alle, 100 an der Zahl, bis auf den letzten Mann.

Aber die Athener ließen ſich durch ſolche Unfälle nicht muthlos machen. Nach zwei Monaten ſchickten ſie ſchon ein neues Heer nach Böotien, ſchlugen die Thebaner, und brachten die kleinen Städte wieder unter ihre Bundesgenoſſenſchaft; mit

einer Flotte fuhr Perikles an die Küsten des Peloponnes, und fügte den Bundesgenossen der Spartaner vielen Schaden zu. Während der Zeit wurden die langen Mauern von Athen nach dem Hafen Piräus, die von Themistokles angefangen waren, ganz vollendet, und die Stadt vor jedem Angriff geschützt.

Die Athener vergaßen nicht, was Cimon und seine Freunde bei Tanagra gethan hatten. Perikles selbst, obwohl er in den Angelegenheiten des Staats ein Gegner Cimon's war, stellte den Antrag: ihn zurückzurufen; das Volk stimmte mit Freuden bei, und so kehrte Cimon nach Athen zurück. Vor allem bemühte er sich, den Frieden zwischen Sparta und Athen herzustellen, der denn auch nach vielen Unterhandlungen abgeschlossen wurde, aber nur auf fünf Jahre. Dann bewog er das Volk, den Kampf gegen die Perser wieder zu beginnen. Athen allein mit seinen Bundesgenossen rüstete nun zweihundert Kriegsschiffe aus, mit denen Cimon nach der Insel Cypern segelte, um die Perser von da zu vertreiben. Dort starb er an einer Wunde, die er im Kampfe empfangen hatte. Aber er befahl sterbend, seinen Tod zu verheimlichen und die Perser anzugreifen. Also thaten die Athener und erfochten einen großen Sieg zur See und zu Lande. Von da an hörten sie auf, gegen die Perser zu kämpfen, und wandten all ihre Kräfte daran, in Hellas der erste, größte und herrschende Staat zu werden. Was sie selbst aber gern wollten, das führte Perikles aus, indem er sie leitete, und, nicht durch Macht oder Zwang oder sonst gemeine Mittel, wie früher die Tyrannen, sondern nur durch seine eigene Vortrefflichkeit der erste Mann in Athen war.

In der Zeit, wo Perikles im Umgang mit weisen Männern und durch Arbeiten und Studiren sich still vor-

bereitete, hatte er große Gedanken und Pläne gefaßt, wie Athen die mächtigste und herrlichste Stadt in Hellas, und die Athenischen Bürger die ersten unter den Hellenen werden könnten. Als er nun anfing sich mit den Staatsangelegenheiten zu beschäftigen, auf den Markt zu gehen und in der Volksversammlung zu reden, da sah er, daß die Partei der Vornehmen immer widerstrebte und ihn hinderte. Sie mengten sich nicht unter das Volk, sondern nannten die Aermeren den Pöbel, und sagten: es finge eine Pöbelherrschaft an. Wenn es aber zum Abstimmen über etwas kam, so hielten sie unter sich zusammen, um es nach ihrem Willen zu lenken. Darüber war das Volk sehr unwillig und suchte die Macht an sich zu reißen und Perikles unterstützte es darin, weil er sich zutraute, daß er die Athener dann lenken und zu allem Großen und Schönen leiten könnte. Auf seinen Rath und mit seiner Hülfe wurden nun alle Bürger, so viel es möglich war, zu gleicher Macht gebracht. Früher hatten die Aermeren wohl das Recht, in die Volksversammlungen zu gehen, mitzusprechen und zu beschließen was die Athener thun wollten, und sie hatten auch das Recht, zu Gericht zu sitzen, und wollten alles das sehr gern thun: aber sie konnten es eben nicht, weil sie keine Zeit hatten und arbeiten mußten, um ihr Brod zu verdienen. Da sagte Perikles: es wäre eines athenischen Bürgers unwürdig, wenn er nicht so viel freie Zeit hätte, daß er am Staate theilnehmen und thun könnte, was eines Bürgers Recht und Pflicht ist. Also wurde auf seinen Vorschlag beschlossen: denen die zu Gericht saßen, für jedesmal eine kleine Summe Geld zu geben aus der Staatskasse. Nun konnten Alle mit zu Gericht sitzen. Gewöhnlich wurden 1500 Richter gewählt, die ließen sich dann die Streitigkeiten vortragen und Redner traten auf und sprachen für den Kläger, andere

redeten für den Beklagten, und dann entschieden die Richter. Ebenso geschah es mit der Volksversammlung; wer hineinging bekam ein bestimmtes Geld bezahlt; nun konnten die Geringeren hineingehen und mitreden und ihre Stimmen abgeben, und die Vornehmen hatten nun nicht mehr so viel Macht.

Die Athener wollten auch nicht, daß bloß die, welche Geld hätten, sich am Theater freuen könnten; sie errichteten eine besondere Kasse, aus der allen Bürgern, die es nöthig hatten, das Geld für das Theater gegeben wurde. Die Theater der Athener und auch der anderen Griechen waren aber nicht bedeckte Häuser, sondern unter freiem Himmel saßen die Zuschauer auf Sitzen, die hoch wie Treppen übereinander aufstiegen. Diese Sitze waren in den Felsen gehauen, auf dem die Burg von Athen stand, und wenn man auf den obersten Plätzen saß, so sah man weit über die Bühne hin, Berge und Olivenwälder und das Meer auf dem die Schiffe segelten. Da wurde also Theater gespielt unter freiem Himmel; und das ging prächtig, weil es fast immer schönes Wetter in Griechenland ist. Die reichen Bürger wetteiferten darin, wer auf seine Kosten ein neues Schauspiel am schönsten aufführen ließe; so wurden oft sechs Stücke an einem Festtag gegeben, dann ward öffentlich entschieden, wessen Aufführung und wessen Gedicht am schönsten gewesen wäre; die Sieger erhielten als Preis einen Kranz, und ihre Namen wurden auf eine Säule eingegraben. Der erste von den Trauerspieldichtern der Athener hieß Aeschylus, der hatte selbst bei Salamis mitgefochten, und sein erstes Stück hieß: Die Perser, darin kam die Schlacht bei Salamis vor. Andere Stücke handelten von den alten Helden die in Griechenland gelebt hatten; in den Lustspielen aber wurde gescherzt und gespottet über alles Lä-

cherliche was vorfiel, und keiner war so angesehen und groß im Staat, daß er sich nicht hätte gefallen lassen müssen, auf der Bühne nachgemacht und verlacht zu werden. Die Athener liebten das Theater sehr, und ein Trauerspiel von dem Dichter Sophokles gefiel ihnen einmal so gut, daß sie bei dem nächsten Kriege den Sophokles mit zum Feldherrn wählten; und er führte sein Amt recht gut.

Denn die Athener erzogen ihre Söhne nicht bloß mit dem Lernen von Wissenschaften, und in der Musik und Dichtkunst und Redekunst, sondern sie mußten ihre Körper auch üben in Kraft und Geschicklichkeit, und vom 18ten Jahre an mußten sie die Waffen führen; so konnte wohl einer zugleich Dichter und Gesetzgeber und Feldherr sein, wie Solon; oder zugleich ein großer Redner und Staatsmann und Feldherr, wie Perikles. Viele Ringschulen gab es in Athen, und drei große Gymnasien. So ein Gymnasium lag in einem weiten Garten, der rund um mit Gebüsch bepflanzt war. In der Mitte stand das große Gebäude selbst, zuerst kam man in einen Hof mit Säulenhallen, an der Seite waren Säle. Dahin gingen die Lehrer, oder jeder gebildete und erfahrene Mann der sonst Lust hatte, und unterhielten sich mit den Knaben um ihren Verstand auszubilden, und ihnen früh zu lehren: was recht und unrecht wäre, was schön und häßlich, was einem freien Athener geziemte und was nicht. In den anderen Sälen waren Bäder, denn die Athener badeten sich täglich das ganze Jahr hindurch; dann kam ein Hof, wo die Jünglinge sich im Ringen übten, und daneben waren lange Bahnen für die, welche wettlaufen wollten. Wenn einer zwanzig Jahr alt war, dann durfte er in die Volksversammlungen gehen und sich um Staatsämter bewerben. Der besuchteste Ort in ganz Athen war aber der Markt; da wurde nicht bloß gekauft und verkauft,

sondern Vormittags pflegten sehr viele Bürger da zusammen zu kommen, da machten sie ihre Geschäfte ab, und sprachen mit einander: über Krieg und Frieden, was sie in der Volksversammlung vorbringen oder was sie gegen ihre Feinde unternehmen, oder was sie in Athen neu einrichten wollten. Und außerdem gingen die meisten Bürger, wenn sie in Athen und nicht beim Heere waren, fast täglich in die Gymnasien, in die Volksversammlungen und in die Gerichtshöfe. Abends gingen sie in den Lustwäldchen am Flusse Ilissus spazieren.

So viel freie Zeit hatten die Athener aber nur, weil sie, wie alle Völker damals, Sclaven und Sclavinnen hatten. Die mußten fast alle häuslichen Geschäfte verrichten, Kochen, Backen, die Kinder warten, das Feld bestellen. Man konnte sie kaufen und verkaufen, gewöhnlich nahm man sie aus den gefangenen Barbaren; und selbst von den ärmeren Bürgern pflegte jeder wenigstens einen Sclaven zu halten, die Reichsten wohl über hundert. Doch rühmten sich die Athener, daß sie vor allen anderen die Sclaven milde behandelten; sie erlaubten ihnen, für sich selbst zu arbeiten, und so konnten manche sich soviel verdienen um sich loszukaufen, dann waren sie frei.

Immer mehr nahm der Reichthum Athens zu, nun es seine Herrschaft auf der See befestigt hatte. Die athenischen Schiffe fuhren überall hin, und von allen Orten kamen Schiffe nach Athen; da wurde alles was zum Leben gehörte, Getreide, Wein, Früchte, alles was man zur Pracht, zum Nothwendigen und Nützlichen brauchte, Gold, Silber, Elfenbein, Edelsteine, Weihrauch, Purpur eingehandelt, gekauft und vertauscht. Jedes Jahr, die Athener mochten Krieg haben oder nicht, ließ Perikles 60 Schiffe in See gehen, damit die Bürger theils von dem reichlichen

Sold lebten, den sie empfingen, und sich theils immer im Krieg zur See, im Rudern und Segeln übten. Durch den Handel und die Schifffahrt stieg die Macht Athens, und die Stadt ward so sehr die reichste und lebendigste in Griechenland, daß einer von ihren Bürgern damals schrieb: Wer bedarf nicht der Stadt Athen? Alle Länder bedürfen ihrer, die reich sind an Korn und Heerden, an Oel und Wein; alle Leute, die mit ihrem Geld oder ihrem Verstande sich etwas erwerben wollen, Handwerker, Weltweise, Dichter, Künstler, Alle, die nach hörens- und sehenswerthen Dingen begierig sind, Alle, welche kaufen und verkaufen wollen, wo können sie alles Gute und Schöne und Nützliche und Angenehme leichter und besser finden, als in Athen?

An der bloßen Macht und an dem bloßen Reichthum war dem atheniſchen Volke nicht genug, sie hatten mehr als jemals ein Volk auf der Erde ihre Luſt an dem Schönen, und so stimmten sie freudig bei, als Perikles ihnen vorschlug: die überflüssigen Schätze wollten sie auf solche Dinge wenden, von denen sie unsterblichen Ruhm hätten, auf große Kunstwerke, die noch lange nach ihnen beständen und bewundert würden. Nun ließ Perikles die Stadt mit den herrlichsten Gebäuden schmücken. Die Privathäuser, in denen die Bürger wohnten, waren klein, aber die öffentlichen Gebäude, die Allen gehörten, die Tempel, die Hallen, das Rathhaus, dann die Bildsäulen der Götter und Helden, die am Markt, auf den freien Plätzen, auf den Spaziergängen und in den Tempeln standen, waren das Schönste, was jemals auf der Welt gewesen ist; und die Baumeister und Künstler hatten es von keinem Volke gelernt oder nachgeahmt, sondern sie ersannen und bildeten es aus ihrem eigenen Geiste. Vor allem bewundernswürdig war die Burg von Athen. Das Thor war breit, höher als alle Häuser,

von glänzendem Marmor, mit fünf Durchgängen, eine breite marmorne Treppe führte von der Stadt hinauf. Dann trat man in den Hof, wo der Tempel der Athene stand; Athene war die Göttin der Weisheit, der Künste und des Kriegs, die Schutzgöttin von Athen. Ganz von Marmor war der Tempel gebaut, Säulenhallen umgaben ihn von allen Seiten; im Innern stand die Bildsäule der Göttin, 36 Fuß hoch, von dem berühmten Bildhauer Phidias aus Elfenbein und Gold gearbeitet. Aus dem Erz aber, welches die Athener von den persischen Waffen und Rüstungen bei Marathon erbeutet hatten, war eine andere gewaltige Bildsäule der Göttin vom Phidias gegossen; die stand hoch oben auf der Burg, und wenn die Seefahrer um das Vorgebirge von Attika schifften, leuchtete ihnen dieß Bild, wenn die Sonne darauf schien, zehn Stunden weit entgegen.

So wurden in Athen die herrlichsten Bau- und Kunstwerke aufgeführt, alle während der Zeit, daß Perikles den Staat lenkte. Er verwandte große Summen Geldes aus dem öffentlichen Schatze dazu, und dadurch machte er nicht nur Athen zur schönsten Stadt in Hellas, sondern er erlangte auch, daß so viele als möglich von den Bürgern Theil nähmen am Schatz, und wohlhabend würden. Denn zu jenen Werken war vielerlei nöthig, Steine, Erz, Elfenbein, Gold, Ebenholz, Cypressenholz. Nun wurden zuerst die Kaufleute und die Schiffer wohlhabend, die dieß aus fernen Ländern holten und an den Staat verkauften; dann gehörten zur Arbeit eine Menge Künstler und Handwerker, Schmiede, Steinmetzen, Bildhauer, Zimmerleute, Goldarbeiter; die hatten nun alle guten Verdienst dabei, und so wurden die Athener immer reicher und mächtiger.

Das Volk übertrug dem Perikles alles sehr gern, denn er machte es gut, und auch so, daß sie den Vortheil

davon hatten; dann wußten sie aber auch, daß er redlich und uneigennützig war, und niemals Gewinn für sich suchte. Während der langen Zeit, daß er den Staat verwaltete, vermehrte er sein eigenes Vermögen durchaus nicht; er lebte sehr einfach in seinem Hause, und alle Geschäfte darin hatte er einem treuen Diener übergeben, damit er selbst an nichts Anderes, als an den Staat zu denken brauchte. Wenn er freie Zeit hatte, war er zusammen mit seiner Gemahlin Aspasia und seinen Freunden; dann sprachen sie von den edlen Künsten und Wissenschaften und von Athen. Wenn er aber etwas ersonnen hatte, was zu thun und auszuführen wäre, ging er in den Rath und in die Volksversammlung; da munterte er das Volk auf, wenn es furchtsam oder unlustig war, und mäßigte es, wenn es übermüthig oder leichtsinnig etwas beschließen wollte. So lenkte er mit seiner schönen und gewaltigen Beredtsamkeit die Seelen der Athener, und obwohl damals das Volk alle Macht in den Händen hatte, und thun konnte, was es wollte: that es doch, so lange Perikles an der Spitze stand, am meisten was er wollte, und wozu er redete; und von seiner Beredtsamkeit sagten sie: Er blitzt und donnert. Als die athenische Flotte die Insel Samos erobert hatte, übertrug das Volk dem Perikles, die Leichenrede auf die dabei gefallenen Athener zu halten, und so herrlich sprach er, daß die Frauen ihn, als er von der Rednerbühne herabstieg, mit Blumen bekränzten, wie einen Sieger in Wettspielen.

Stets hielt Perikles die Athener von allzu weiten und tollkühnen Unternehmungen ab, und wünschte, daß sie, soviel als möglich wäre, ihre Macht befestigten und sicherten. Sein letzter und größter Plan war: in Athen sollten sich Abgesandte von allen griechischen Städten in ganz Europa und Asien versammeln, um über die freie Schifffahrt auf

dem Meere und einen allgemeinen Frieden unter den Hellenen zu rathschlagen. Dann wäre Athen unzweifelhaft auf immer die Hauptstadt Griechenlands geworden. Er schickte auch Abgeordnete überall hin, aber die Spartaner fürchteten, daß Athen noch mächtiger dadurch werden möchte. Sie hintertrieben also heimlich die Pläne des Perikles, indem sie ihren Bundesgenossen und allen kleineren Städten vorstellten: Die Athener hätten es jetzt auf die Unterjochung von ganz Hellas angelegt. Dann suchten sie auch die athenischen Bundesgenossen von Athen abwendig zu machen und in den peloponnesischen Bund zu ziehen, dessen Oberhaupt Sparta war.

Der peloponnesische Krieg.

So begann denn endlich, nachdem Athen und Sparta seit den Perserkriegen eifersüchtig auf einander gewesen waren und um den Vorrang in Hellas gestritten hatten, der große peloponnesische Krieg. Auf der einen Seite standen die Athener und ihre Bundesgenossen, auf der andern die Spartaner mit den Peloponnesiern und den übrigen Verbündeten, und aller Haß, den sie gegen einander gesammelt hatten, brach nun los, da sie nicht mehr vereint gegen die Perser für ihre Freiheit, sondern Hellenen gegen Hellenen kämpften: wer in Hellas der Erste und Mächtigste seyn sollte.

Schon lange waren sie sich im Grunde ihrer Herzen feindlich gesinnt, und warteten nur auf Gelegenheit zum Kriege. Die Spartaner und ihre Bundesgenossen fürchteten und haßten die Athener von ganzer Seele, und das athenische Volk begehrte nichts mehr, als die Spartaner ganz zu demüthigen und allein in Hellas an der Spitze zu stehen. Die Korinther, welche zu den Peloponnesiern gehörten, be-

wogen nun eine von ihren Pflanzstädten, Potidäa, die erst zum atheniſchen Bunde gehörte, abzufallen und ſich in den peloponneſiſchen Bund aufnehmen zu laſſen. Die Athener ſchickten augenblicklich eine Flotte und belagerten Potidäa. Da eilten die Korinther nach Sparta, klagten über Friedensbruch der Athener, und die Peloponneſier beſchloſſen nun den Krieg. Die Spartaner voran, verſammelten ſie ſich auf dem Iſthmus, und zogen mit 60,000 Mann nach Attika.

Jetzt kam den Athenern die Befeſtigung ihrer Stadt, welche Themiſtokles angefangen, und Perikles vollendet hatte, trefflich zu ſtatten, denn gegen ein ſolches Heer hätten ſie zu Lande nicht kämpfen können. In Athen waren nur 20,000 freie Bürger, davon war immer ein großer Theil auf Handelsreiſen und viele in den Pflanzſtädten und auf der Kriegsflotte abweſend. Nun brauchten ſie aber nicht wie damals ihre Stadt zu verlaſſen, ſondern ſie nahmen alle Landbewohner mit darin auf, und blieben darin. Die Peloponneſier verſuchten keinen Angriff, dagegen verwüſteten ſie die ganze ſchöne Landſchaft Attika. Nun fingen die Landbewohner in der Stadt an, über ihre Verluſte zu klagen. Das Volk murrte gegen Perikles, der Schuld daran wäre, und Viele, die ſich alles zutrauten, verlangten ungeduldig von ihm, er ſollte ſie herausführen und die Feinde angreifen. Aber Perikles blieb feſt. Er wußte, daß dieß verderblich ſeyn würde, und gab nicht nach. Vielmals trat er in den Verſammlungen auf und ſetzte dem Volke alle Gründe auseinander, ermahnte ſie zur Standhaftigkeit, und beſchwichtigte endlich mit ſeinen beredten Worten ihr Murren und ihre Ungeduld. Er ſandte eine Flotte nach dem Peloponnes, welche an verſchiedenen Stellen landete und da das Gebiet der Feinde verheerte und ihnen großen Schaden zufügte. Er ſelbſt aber, obwohl er ein ausgezeichneter Feld-

herr war, ging nicht mit; denn er wußte nur zu gut, daß er allein die Leidenschaften des Volks im Zügel halten konnte, und daß es ohne ihn schlecht gehen würde. Weil das Volk nun unzufrieden mit ihm war, versuchten einige schlechte Leute, die aber in den Versammlungen zu reden und zu schreien und dem Volke zu schmeicheln verstanden, sich gegen ihn zu erheben; vor andern der Gerber Kleon, ein unwissender und roher Mensch, der bei dem großen Haufen der Erste war. Sie höhnten den Perikles wegen seiner Feigheit, sie sangen in den Straßen Spott- und Schimpflieder auf ihn. Aber den Perikles berührte das Alles gar nicht, und er blieb fest und ruhig. So erhaben war er über solche Anfeindungen, daß er es ruhig litt, als einmal einer vom Pöbel Abends hinter ihm herging und ihn fortwährend schimpfte; Perikles sah sich nicht einmal um; als er aber an sein Haus gekommen war, und der Mensch ihm bis dahin scheltend folgte, befahl er einem Diener, ihn mit einer Laterne nach Hause zu begleiten, da es schon dunkel war.

Als die Peloponnesier nun in Attika nichts mehr zu thun wußten, zogen sie sich zurück; im nächsten Jahre aber fielen sie mit einem ebenso starken Heere wieder in das Gebiet der Athener ein und verwüsteten alles, was indeß gepflanzt und gesäet war. Die Landbewohner flüchteten sich wieder mit Weibern und Kindern in die Stadt. Der Sommer war sehr heiß, Athen war ganz überfüllt von Menschen, die vielen Tausende vom Lande fanden kein Unterkommen, oder wohnten und schliefen eng zusammen: da brach eine fürchterliche Krankheit, die Pest, in Athen aus. Die Aerzte kannten sie nicht, und wußten kein Mittel zu geben; wer nur mit einem Kranken in Berührung kam, wurde angesteckt, und so starben die meisten Aerzte zuerst. Eine große

und allgemeine Furcht kam in die Herzen der Menschen, einer scheute sich vor dem andern, viele Kranke wurden verlassen und starben ohne Pflege, denn jeder schauderte davor, von ihnen angesteckt zu werden, weil die Pest schrecklicher als irgend ein Uebel war, das man jemals gekannt hatte. Zuerst fühlte der Kranke eine große innere Hitze und Kopfweh, dann wurden seine Augen und sein Hals entzündet, über den ganzen Körper verbreiteten sich Blattern und Geschwüre, und endlich glühte eine rasende Hitze in allen Gliedern, so daß die Kranken voll Verzweiflung ans Wasser liefen, und viele sich in die Brunnen stürzten, um sich nur zu kühlen. Junge und Alte, Schwache und Starke wurden ohne Unterschied davon ergriffen, die Menschen starben haufenweise, die Straßen, das Wasser, die Luft wurden ungesund und verpestet, und noch immer nahm die Ansteckung kein Ende. Da geriethen viele in eine Art Verzweiflung, und dachten: wenn sie denn doch sterben müßten, so wollten sie ihr Leben noch recht genießen. So schwelgten und tranken sie denn unsinnig, und lebten in allen Ueppigkeiten; da wurde geraubt, geplündert, keine Scheu vor dem Gericht war da, und der ganze Haufen des Pöbels that, was ihm gutdünkte, so daß nicht nur Viele starben, sondern auch die Gesinnungen der Lebenden verderbt und zügellos wurden; nur die edlen und guten Menschen übernahmen die Pflege der Kranken. Auf den Straßen lagen die Leichen herum, sogar in den Tempeln; keine Ordnung und keine Sitte war mehr bei den Begräbnissen und im ganzen Leben. Als endlich die Krankheit nachließ, fuhr Perikles mit einer großen Flotte an den Peloponnes und kämpfte anfangs siegreich, dann aber brach auch da unter der atheniſchen Mannschaft die Pest aus, Tausende starben, und sie mußten sich nach Athen zurückziehen.

Nun tobten die Volkshaufen in Athen gegen Perikles und schrieen: er hätte das Alles verschuldet, denn er hätte ihnen zum Kriege gerathen! Kleon trat mit einer Anklage gegen ihn auf. Vergebens erinnerte Perikles sie, daß sie selbst voller Freuden den Krieg beschlossen hätten, vergebens suchte er sie zum edlen Muth im Unglück zu erheben. Alle wilden und niedrigen Gesinnungen waren entfesselt, sie nahmen dem Perikles die Verwaltung des Staats und verurtheilten ihn zu einer großen Geldstrafe.

Perikles selbst war standhaft geblieben bei all dem Unglück seines Vaterlands, weil er fühlte, daß Alles verloren wäre, wenn er den Muth verlöre. Er wollte ein Beispiel geben, wie der Mensch sich nicht zerdrücken lassen muß von so schweren Lasten. Seine vertrautesten Freunde und Verwandten starben an der Pest, man sah ihn nicht weinen; das undankbare Volk schmähte und verurtheilte ihn, er trug es gelassen. Nur endlich, als sein letzter und jüngster Sohn auch an der Pest starb, und er selbst ihm den Todtenkranz aufsetzte, wurde er überwältigt von all dem Schmerz, so daß er in ein lautes Weinen ausbrach und ein Strom von Thränen aus seinen Augen strömte, was Niemand bisher von ihm gesehen hatte.

Das Volk bereute endlich, was es gethan hatte, es übergab ihm wieder die Verwaltung des Staats und wählte ihn zum Feldherrn. Aber im nächsten Jahre, als zum zweitenmal die Pest in Athen wüthete, erkrankte auch Perikles. Als er nahe am Sterben war, saßen seine übrig gebliebenen Freunde an seinem Lager und sprachen von dem, was er Herrliches geleistet, wie er beinahe vierzig Jahre dem Staate vorgestanden, und als Feldherr neun große Siege erfochten hätte. Sie glaubten, er hörte es nicht mehr. Er aber richtete sich auf und sagte: Warum sprecht

ihr von lauter Sachen, deren auch Andere sich rühmen können, und übergeht das Größte? Das ist, daß um meiner Handlungen willen nie ein Athener ein Trauerkleid anzulegen gebraucht hat.

So starb Perikles, unter dessen Leitung Athen seine größte Macht und seinen schönsten Glanz erlangt hatte; er, der Edelste und Größte der Hellenen, den viele den Göttlichen nannten, weil er ihnen an Weisheit, Kraft und Milde als ein vollendeter Mensch erschien.

Als Perikles starb, war der athenische Schatz gefüllt und die Macht der Stadt war so groß, daß sie sich selbst von den Verwüstungen der zweiten Pest rasch erholte. Aber das Volk war durch die Leitung des Perikles so reich und mächtig geworden, und der große Haufen hatte so sehr alle Gewalt in den Händen, daß auch nur ein so ausgezeichneter und großer Mann wie Perikles diese übermüthigen, leichtsinnigen und trotzigen Leute hatte lenken können. Nach seinem Tode waren zwar noch manche redliche und besonnene Männer da, besonders der Feldherr Nicias, aber er war nicht so beredt und so weise wie Perikles; daher rissen nun diejenigen, die dem Volke schmeichelten und ihm alles zu Willen thaten, die Aemter und die Staatsverwaltung an sich; besonders der Gerber Kleon, ein prahlerischer und unverschämter Mensch, der immer das sagte, was dem größten Haufen gefiel. Er schimpfte auf die Spartaner, auf die Vornehmen, auf den Nicias als einen langsamen langweiligen Mann, und sagte: die Athener könnten Alles durchsetzen was sie wollten. Das war dem Stolze der Athener gerade recht, und so bekam Kleon einen großen Einfluß im Staate.

Nun rüsteten die Athener wieder eine Flotte, und schlugen die Peloponnesier zweimal. Als die Stadt Mitylene

von dem atheniſchen Bunde abgefallen war, belagerten ſie ſie, nahmen ſie ein, und Kleon ſetzte durch, daß tauſend von den Mitylenern hingerichtet wurden. Da rächten ſich die Lacedämonier durch eine gleiche Grauſamkeit; ſie belagerten die Stadt Platää, hieben alle Männer, die ſich ihnen ſchon zu Gefangenen ergeben hatten, nieder, verkauften die Weiber und Kinder als Sclaven und machten die ganze Stadt dem Erdboden gleich. Nun wurde der Krieg Jahre lang ſo weiter geführt und jede Partei dachte nur darauf, die andere ganz zu vernichten. Die Spartaner und Peloponneſier griffen die kleinen Städte an, die mit den Athenern verbündet waren, und wo ſie eine eroberten, ſchafften ſie die Volksherrſchaft ab, tödteten oder verbannten die Führer der Volkspartei und ſetzten die Vornehmen ein. Die Athener bekriegten die Verbündeten der Peloponneſier, und wenn ſie eine Stadt bezwungen hatten, richteten ſie die Volksherrſchaft ein und tödteten oder verbannten die von der vornehmen Partei. Die Verbannten von beiden Parteien ſuchten dann zurückzukehren und ihre Vaterſtadt wieder zu erlangen mit Waffengewalt, ſo entſtanden allenthalben Bürgerkriege, alle Leidenſchaften waren ungebändigt und Grauſamkeiten wurden von beiden Seiten begangen; in ganz Hellas floß helleniſches Blut durch helleniſche Waffen. Eide wurden gebrochen, mit Falſchheit und Hinterliſt ſuchte jeder durchzuſetzen was er wollte, und keiner dachte mehr daran, daß ſie ein gemeinſames Vaterland hätten; die Athener wollten die Peloponneſier vernichten, um allein thun zu können was ſie wollten, und die Spartaner ihrerſeits ebenſo; es kam nun nur darauf an, wer den beſten Feldherrn und das meiſte Glück hatte.

Zuerſt hatten es die Athener. Sie landeten im Peloponnes und brachten den Spartanern ſolche Verluſte bei,

daß diese den Frieden anboten. Nun war alles in Athen voll Jubel und Uebermuth. Aber Kleon beredete das Volk, den Spartanern so unerträglich harte Bedingungen zu machen, daß diese sich lieber von neuem zum Kriege anstrengten. Unter ihrem tapfern König Brasidas rückten sie gegen die Athener aus und trafen sie bei Amphipolis. Brasidas fiel zwar in der Schlacht, aber die Spartaner gewannen sie und Kleon wurde auf der Flucht erschlagen. Nun waren beide Theile erschöpft und es gelang dem Athener Nicias, einen Frieden auf fünfzig Jahre mit den Spartanern zu schließen.

Die Athener aber erholten sich sehr bald wieder von diesen Verlusten und es fiel ihnen lästig, Ruhe zu halten. Um die Zeit trat nun in ihrem Staate ein Mann auf, der eben so kühn, übermüthig, leichtsinnig und unternehmungslustig war, wie die Athener selbst, und der darum bald der erste Mann unter ihnen wurde. Er hieß Alcibiades.

Alcibiades.

Schon als Knabe zeichnete er sich vor allen seinen Gespielen durch einen unbändigen Trotz und Muthwillen aus, er war eitel und wollte um jeden Preis überall der erste seyn; wie er das anfing, war ihm ganz einerlei. Einmal wurde er im Ringen von seinem Gegner niedergeworfen, da biß er ihn in den Arm. Nun ließ der andere los und sagte: pfui Alcibiades, du beißest ja wie ein Weib. Nein, erwiederte der, sondern wie die Löwen! Ein andresmal spielte er Würfel auf der Straße, und gerade war an ihm der Wurf, als ein Wagen hergefahren kam. Alcibiades bat den Fuhrmann, er möchte ein wenig halten; der fuhr aber zu. Da warf Alcibiades sich vor dem Wagen platt auf die

Erde in den Weg und schrie: nun fahre zu! Da hielt der Fuhrmann still. — In den Gymnasien lernte Alcibiades sehr gern und übte sich namentlich in der Redekunst, denn wer etwas beim Volke damals durchsetzen wollte, mußte sich vor allem im Reden auszeichnen. — Schon als ein Jüngling wurde er von allen Athenern seines Alters bewundert, weil er sich überall hervorthat; jeder wollte ihn nun zum Freunde haben. Zuweilen ließ er sich's gefallen, meist wurde er aber ungezogen und übermüthig. So lud ihn einmal einer zum Trinkgelage ein. Alcibiades kam aber erst ganz spät in der Nacht halb betrunken an. Er trat herein und befahl seinen Sclaven, die ihm folgten, einen Haufen goldene und silberne Schüsseln vom Tische zu nehmen; dann ging er wieder fort und ließ es die Sclaven in das Haus eines Armen tragen. Sein Freund litt das ganz geduldig und sagte: wie gütig ist Alcibiades doch, ich hätte ihn gern Alles nehmen lassen und er nimmt nur die Hälfte.

So unverschämt er nun aber auch sein konnte, war er doch in seiner Jugend oft gutmüthig, und bereute seine schlechten Streiche. Einmal hatte er gewettet, einem alten anständigen Manne eine Ohrfeige zu geben, und er that es, um die Wette zu gewinnen. Aber am anderen Tag lief er hin, lärmte so lange bis er eingelassen wurde, dann entblößte er seinen Rücken und bat den Mann, ihn doch peitschen und bestrafen zu lassen wie er wollte. Der aber vergab ihm.

Wie nun die Athener immer mehr über den Alcibiades schwatzten, wurde auch einer aufmerksam auf ihn, der in vielen Dingen ganz anders war als die meisten Athener. Er hieß Socrates und war ein schlichter Bürger, aber einer der weisesten Männer aller Zeiten. Seine einzige und liebste Beschäftigung war, daß er nach Wahrheit und

Weisheit suchte, und mit jungen Leuten umging und sich mit ihnen unterhielt. Dann gewöhnte er sie durch Fragen und Belehrungen, nachzudenken und zu erkennen: was wahr und gut und schön wäre, was einem edlen Menschen und einem braven Bürger geziemte. Er erzog sie dazu: tugendhaft zu sein und sich selbst zu beherrschen, das Gute zu thun, das Edle und Schöne zu lieben, die Gesetze zu achten und nicht das für wahr zu halten, was die Meisten sagten und schrien, sondern was jeder selbst durch Nachdenken und durch die Belehrungen weiser Männer erkannt hätte. Socrates sah nun, daß Alcibiades nicht nur viel Verstand und ausgezeichnete Anlagen zu einem Feldherrn und Staatsmann hatte, sondern daß auch etwas Edles und Gutes in seinem Herzen war, darum ging er viel mit ihm um und versuchte, ihn von seinem Leichtsinn, seiner Eitelkeit und seinem schwelgerischen Leben abzubringen. Alcibiades gewann den Socrates sehr lieb und verehrte und bewunderte ihn, lange Zeit ging er mit niemand anders um und vernachlässigte all seine anderen Freunde. Auf dem Feldzug gegen Potidäa waren sie immer beisammen und schliefen Nachts in einem Zelt; in einer Schlacht, als Alcibiades verwundet wurde, blieb Socrates bei ihm stehen, deckte ihn mit seinem Schild und rettete ihm fechtend das Leben; ein anderesmal als das Heer auf dem Rückzug verfolgt und die Reiterei schon voraus war, sprengte Alcibiades, der zu ihr gehörte, zurück, ritt neben dem Socrates her und vertheidigte ihn gegen die Feinde, bis er in Sicherheit war.

Als sie aber wieder in Athen waren, vergaß Alcibiades all seine guten Vorsätze, denn das leichtsinnige Leben bei Wein und Weibern war gar zu verlockend für ihn, seiner Eitelkeit wurde zu viel geschmeichelt. Er war nämlich der Schönste von allen Hellenen die damals lebten, und Alle sahen

schon deßhalb auf ihn, drängten sich um ihn und bewunderten ihn; er sprach so angenehm, er bewegte sich so schön und fein und gewandt, er ging auch immer prächtig gekleidet, und die Athener liebten die Schönheit mehr als alle anderen Menschen es jemals gethan haben. Nun wurde seine Eitelkeit und seine Ehrsucht ganz übermächtig in ihm und er machte oft die tollsten Streiche, damit die Athener nur immer von ihm allein sprächen. Er hatte einmal einen wunderschönen Hund gekauft für mehr als tausend Thaler, dem schnitt er eines Tages den Schwanz ab, bloß damit ganz Athen darüber sprechen sollte. Er war sehr reich und warf das Geld oft mit vollen Händen weg, zu den olympischen Spielen sandte er einmal sieben vierspännige Wagen, die beim Wettfahren die drei höchsten Preise gewannen.

Als er nun anfing, an den Staatsgeschäften Antheil zu nehmen, konnte es gar nicht fehlen, daß er bald am meisten beim Volk galt und den Nicias ganz verdunkelte. Der Friede mit den Peloponnesiern war ihm nun vor allem lästig, weil er sich auch im Kriege auszeichnen wollte, und da die Athener gerade so gesinnt waren, benutzten sie durch seine Schlauheit die erste geringe Streitigkeit mit einer peloponnesischen Stadt und fingen, trotz alles Gegenredens des Nicias und der besonnenen Männer, den Krieg wieder an, nachdem der Friede nur sechs Jahre gedauert hatte. Alcibiades wurde gleich zum Feldherrn gewählt, und nun wurde er eigenwillig und übermüthig, daß sogar im Volke viele fürchteten, er würde sich zum Tyrannen machen. Dann wurden sie wüthend gegen ihn, weil sie ihre Freiheit behalten wollten; wenn er aber wieder einmal ein prächtiges Fest gegeben, oder eine schöne Rede gehalten und ihnen geschmeichelt hatte, dann vergötterte ihn die Menge fast. Es war mit ihnen so, wie ein Dichter einmal in einer Komödie davon sagte: bald hassen

sie ihn, bald lieben sie ihn, aber entbehren können sie ihn nicht.

Zuerst hatten die Athener aber kein Glück in dem neuen Kriege; sie wurden von den Spartanern im Peloponnes geschlagen. Alcibiades wandte nun andere Mittel an; er reiste im Peloponnes umher und suchte überall die Bundesgenossen gegen die Spartaner aufzuwiegeln; das gelang ihm auch sehr gut. Aber daran war ihm nicht viel gelegen; denn das war weder etwas sehr Großes noch sehr Rühmliches. Er kehrte also nach Athen zurück und lebte dort mit seiner gewöhnlichen Pracht; bis sich bald eine willkommene Gelegenheit für ihn fand. Von der Insel Sicilien nämlich, wo viele griechische Pflanzstädte waren, kamen Gesandte der Stadt Egesta und baten die Athener um Hülfe. Sie wären im Kriege mit der Stadt Selinus, und die hätte sich mit der großen dorischen Stadt Syracus verbündet, also möchten die Athener ihnen nun beistehen, da sie allein zu schwach wären.

Die Athener waren dazu gar nicht abgeneigt; aber Niemand ergriff die Sache so eifrig wie Alcibiades. Denn hier hatte er Aussicht zu einem großen Feldzuge, wo er Ruhm und Ehre und Reichthum erwerben und sich zum größten Manne in ganz Athen und Hellas machen könnte. Mit Syracus dachte er nur den Anfang zu machen, ganz Sicilien wollte er erobern, dann Italien, dann die mächtige Seestadt Carthago, so daß die Athener die Herren aller Meere wären, und Er sie dazu gemacht hätte. Als daher Nicias in der Volksversammlung die Athener von einer so weitläuftigen Unternehmung gegen Syracus abmahnte, trat gleich nach ihm Alcibiades auf und regte das Volk mit einer feurigen Rede zum Kriege an. Wenn wir still sitzen wollen, rief er, so werden wir auch das was

wir haben verlieren. Laßt uns den Peloponnesiern zeigen, daß wir sie verachten und daß es uns ganz einerlei ist, ob sie uns auch einmal schlagen und unsere Aecker verwüsten. Wir schicken unterdeß eine große Flotte nach Sicilien, erobern die Insel und werden dadurch so stark, daß wir uns die Peloponnesier und wen wir sonst wollen, unterwerfen können.

Leicht waren die Athener überredet, jeder versprach sich Ehre und Vortheil von einem solchen Zuge; sie wählten den Alcibiades, den Nicias und den Lamachus zu Feldherren und gaben ihnen Vollmacht, eine so große Flotte auszurüsten wie sie wollten. Viele bekamen Lust, mit in See zu gehen; in ganz Athen sprach man von nichts Anderem, als von dieser herrlichen Unternehmung; die jungen Leute baten die Alten, welche in Sicilien gewesen waren, ihnen von dem Lande zu erzählen, und selbst in den Gymnasien saßen die Knaben und zeichneten die Insel oder die Küste von Karthago in den Sand, und stritten sich darüber, ob es so recht wäre, und wo Syracus und Egesta und Selinus läge. — Bald fing man an die Bundesgenossen zu bestellen und die Flotte auszurüsten. Die Kriegsschiffe wurden nie aus dem öffentlichen Schatz angeschafft, sondern die reichsten Bürger suchten eine Ehre darin, jeder nach der Reihe ein Kriegsschiff auf seine eigenen Kosten auszurüsten. Dabei zeigten die Athener dießmal recht, wie viel sie sich davon versprachen. Alle 100 Schiffe, die sie allein stellten, wurden mit der höchsten Pracht verziert und geschmückt, viele erhöhten den Lohn der Matrosen, und alle wollten den übrigen Hellenen einmal beweisen, was die Athener vermöchten.

Plötzlich kam aber noch Etwas dazwischen. Man fand nämlich eines Morgens, daß allen Bildsäulen des Hermes

(welcher der Gott des Handels war) die Gesichter verstümmelt waren. Die Feinde des Alcibiades klagten ihn nun an, er hätte es gethan nach einem Trinkgelage, das er in der Nacht vorher gehabt hatte. Weil Alle nun wußten, daß Alcibiades solche muthwillige Streiche liebte, glaubte es das Volk und zog ihn vor Gericht. Ob er es wirklich gethan hatte, das ist niemals herausgekommen. Jetzt bedachten seine Feinde aber, daß Alcibiades durch seine Redekunst und seine Liebenswürdigkeit das Volk leicht für sich gewinnen könnte, und brachten es also dahin, daß er erst mit der Flotte abfuhr. Nun wiegelten sie das Volk gegen ihn auf; sie sagten: er hätte schon oft kostbare Geschenke von den Bundesgenossen empfangen, er machte einen Aufwand wie kein Anderer in Athen. Wißt Ihr nicht, sagten sie zu dem Haufen, was er sich alles herausgenommen hat, wie wenig er sich aus den Gesetzen macht, wie er Jeden hochmüthig behandelt, wenn er Lust hat? Wer hat zu diesem Zuge nach Sicilien so gerathen, wie er? Bloß darum, weil er sich nachher zum Tyrannen über uns machen will.

Das Volk wurde wüthend, glaubte alles und schickte das Staatsschiff nach Sicilien, um den Alcibiades abzuholen, damit der Prozeß gegen ihn gleich beginnen könnte. Das Schiff ging dorthin, nahm den Alcibiades auch mit, doch auf dem Wege entfloh er. Da er sich nun in Athen nicht vor das Gericht stellte, wurde er für schuldig gehalten und in seiner Abwesenheit zum Tode verurtheilt.

Die Athener hatten wenig bedacht, wie sehr sie sich selbst dadurch schadeten; denn niemand hätte den Krieg auf Sicilien so gut führen können, als Alcibiades, der immer klug, tapfer und verwegen war. Nun versäumte aber Nicias mit seiner Bedächtigkeit die rechte Zeit. Im zweiten

Jahre hatte er endlich Syracus angegriffen und mit den neuen Mannschaften von Athen ziemlich in Noth gebracht: da rächte sich Alcibiades an den Athenern. Er war nämlich gleich nach Sparta geflohen und hatte sich dort bei Allen sehr beliebt gemacht; er aß die schwarze Suppe, machte die Leibesübungen mit und setzte sich so in große Gunst. Seht, sagte er in einer Versammlung, die Athener sind ungerecht gegen mich gewesen, und nun will ich ihnen so lange schaden, bis sie mich wieder aufnehmen müssen; denn ich liebe mein Vaterland und will auf jede Weise wieder dahin. Darum rathe ich Euch, schickt ein Heer mit einem tüchtigen Anführer den Syracusanern zu Hülfe, und ein anderes schickt nach Attica. Da befestigt die Stadt Decelea und verwüstet von dort beständig das Land der Athener.

Die Spartaner sahen wohl, wie vortrefflich dieser Rath war, und befolgten ihn. Ihr Feldherr Gylippus ging nach Sicilien, verbündete sich mit den dorischen Städten und machte die Syracusaner von der Belagerung frei; nun schlugen sie den Nicias zweimal. Rasch sandten die Athener, sobald sie es hörten, ein Heer und einen Feldherrn zu Hülfe; aber indessen hatten auch die Spartaner dem Gylippus frische Mannschaft geschickt, und den Syracusanern war es nach einer großen Seeschlacht gelungen, die athenische Flotte in ihren Hafen einzuschließen. Vergebens versuchte sie in zwei Gefechten sich durchzuschlagen, es gelang ihr nicht. Da beschloß Nicias endlich, zu Lande nach einer befreundeten Stadt auf der Insel sich zurückzuziehen. Aber die Athener kannten die Wege nicht, sie verirrten sich, das Heer kam in verschiedenen Haufen auseinander, und nachdem sie mehrere Tage mit den Feinden gekämpft hatten, wurden sie endlich gezwungen, sich gefangen zu geben. Nun frohlockten die Syracusaner und rächten sich fürchterlich. Den Nicias

richteten sie hin, viele Gefangene verkauften sie als Sclaven, die meisten Athener sperrten sie in die großen Steinbrüche bei Syracus, wo viele in der Sonnenhitze bei der schlechten Nahrung und den schweren Arbeiten starben.

Solch ein Unglücksschlag hatte die Athener noch nie betroffen; er war ganz vollständig, das Landheer wie die Flotte waren verloren. Sie wollten es darum auch anfangs gar nicht glauben, weil sie es nicht für möglich hielten. Als es sich aber bestätigte, geriethen sie in die größte Niedergeschlagenheit und schalten und wehklagten über die, die ihnen zu dem Kriege gerathen hatten. Doch hielt das nicht lange an, und sie richteten sich wieder auf. Sie nahmen das Letzte von dem Schatz, den Perikles gesammelt hatte, brachten wieder eine Flotte zusammen und schickten sie nach Kleinasien. Da that es sehr Noth; denn Alcibiades war mit den Peloponnesiern dorthin gegangen und fing an, alle atheniſchen Bundesgenossen abspenstig zu machen. Obendrein schlossen die Spartaner, da sie kein Geld zum Kriege mehr hatten, mit dem Tissaphernes, einem Satrapen des Perserkönigs, ein Bündniß gegen Attica. Sonst war es ihr Stolz gewesen, zusammen mit den Athenern für die Freiheit von ganz Hellas gegen den Perserkönig und seine Barbaren zu kämpfen, jetzt verbanden sie sich mit dem Satrapen der Barbaren, um die Athener zu unterjochen und ihnen ihre Freiheit zu nehmen, so sehr waren sie durch ihre Herrschsucht verdorben.

Aber Alcibiades konnte es nicht aushalten, ohne etwas zu befehlen und auszurichten. Er sann darauf, wie er nach Athen zurückkehren könnte, da er sich unter den Lacedämoniern gar nicht wohl fühlte; sie waren ihm zu roh und ungebildet. Also begann er sehr fein, zwischen dem Tissaphernes und den Spartanern Uneinigkeit zu stiften.

Dem einen sagte er: wenn er die Spartaner so unterstützte, würden sie Athen besiegen und dann Krieg gegen Persien anfangen; den Spartanern flößte er wieder Mißtrauen gegen die Perser ein. Zu derselben Zeit verschaffte er den Athenern heimlich kleine Vortheile und ließ den Anführern der Flotte sagen: er hielte den Tissaphernes ab, die Spartaner kräftig zu unterstützen. Nun regte sich beim Heere wieder die alte Liebe zum Alcibiades, und sie wünschten seine Rückkehr. Als daher in Athen die Vornehmen eine Revolution machten und die Volksherrschaft abschafften, empörte sich das Heer in Kleinasien dagegen, und wählte den Alcibiades zum Feldherrn.

Nun zeigte er seine Kraft. Mehrere athenische treugebliebene Städte befreite er, dann griff er die Spartaner an und schlug ihre Flotte ganz vollständig. Eben damals hatte sich in Athen auch das Volk empört, die Herrschaft der Vornehmen wieder abgeschafft und selbst die Gewalt in die Hände genommen; das Erste was sie thaten, war, daß sie den Alcibiades zurückriefen. Er aber unterjochte erst viele abgefallene Städte, erpreßte große Geldsummen von ihnen, schlug eine persische Flotte und kehrte dann mit den Schätzen und mit seiner Flotte nach Athen zurück. Alles Volk strömte nach dem Piräus, als er landete; mit Jubel empfingen sie ihn und führten ihn in die Versammlung. Da sprach er zuerst Vieles zu seiner Vertheidigung, dann machte er ihnen großen Muth für die Zukunft, und so gewann er wieder die Herzen der Menge. Er wurde zum unumschränkten Heerführer zu Lande und zur See gewählt, und noch zum letztenmal nach so vielen Verlusten strengten die Athener ihre Kräfte an zur Ausrüstung einer Flotte, mit der sie endlich die Peloponnesier bezwingen wollten.

Aber ihr Schatz war nun erschöpft, und während die Spartaner von dem persischen Satrapen Geld empfingen, mußten die Athener es von ihren Bundesgenossen einzeln eintreiben. Zudem hatten die Spartaner jetzt auch einen sehr tüchtigen Admiral, den Lysander. Er war tapfer und listig, sonst aber ein Mensch, dem alle Mittel recht waren. Er meinte: Wenn die Löwenhaut nicht ausreicht, muß man den Fuchspelz daran nähen, und ein Lieblingssprichwort von ihm war: Knaben betrügt man mit Würfeln und Bällen, Männer mit Eidschwüren. Den Alcibiades mochte er nun nicht angreifen, weil er ihn als einen trefflichen Feldherrn kannte; daher paßte er die Gelegenheit ab, als dieser nach einer Stadt an der Küste gesegelt war, um Geld einzutreiben. Zwar hatte Alcibiades seinem Unterbefehlshaber streng verboten, sich in einen Kampf einzulassen; aber dieser ließ sich vom Ehrgeiz verführen, griff den Lysander an und wurde geschlagen. Der Verlust war nicht so sehr groß, aber als das Volk von dieser Niederlage hörte, schob es alle Schuld auf den Alcibiades und setzte ihn ab.

Noch einmal rüsteten sie Schiffe aus und schickten sie der Flotte zur Verstärkung. Sie lag bei Aegos Potami, der Stadt Lampsakus gegenüber. Lysander fuhr nun mehrere Tage hintereinander von Lampsakus den Athenern entgegen, wenn sie aber auf ihn zuruderten, wich er schnell zurück. Wie er das so oft that, wurden die Athener sorglos, und eines Tages, da sie gerade am Lande waren, und die Spartaner wieder ansegelten, hielten sie es nicht der Mühe werth, auf die Schiffe zu eilen. Nun fuhr Lysander rasch darauf los, und ehe die Schiffe ordentlich bemannt waren, nahm er sie alle, 180 an der Zahl, nach kurzem Kampfe weg. Die 3000 athenischen Seesoldaten, die sich ihm gefangen gaben, ließ er alle niederhauen, und nun war

er Herr zur See. Er unterjochte die Bundesgenossen Athens, jagte die Freunde des Volkes aus den Städten oder ließ sie ermorden, und setzte überall spartanische Vögte ein, die mit grausamer Strenge herrschten. Indessen hatten die Peloponnesier Athen von der Landseite ganz eingeschlossen; nun erschien auch Lysander mit seiner großen Flotte vor dem Hafen, und da die Befestigungen Athens ihnen zu stark waren, begannen sie die Stadt auszuhungern. In Athen selbst war Uneinigkeit zwischen der Parthei der Vornehmen, welche sich unterwerfen wollte, und der des Volkes, welche widerstehen wollte; aber endlich siegte der Hunger, und die Stadt ergab sich. Nun genossen die Spartaner und ihre Verbündeten die Freuden der Rache. Alle athenischen Schiffe bis auf 12 verbrannten sie, und unter Flötenspiel und unter dem Jauchzen der bekränzten Bundesgenossen wurden die langen Mauern und die Befestigungen des Piräus niedergerissen; denn Viele bildeten sich ein: mit diesem Tage, wo Athen gedemüthigt wäre, begänne die Freiheit für Hellas. So endete der große peloponnesische Krieg, nachdem er 28 Jahre gedauert hatte.

Aber es kam nun nicht mehr dazu, daß unter den Griechen Friede geworden wäre, oder daß sie sich alle zu irgend einer rühmlichen Unternehmung vereinigt hätten. Denn durch die langen Bürgerkriege waren die Gesinnungen der meisten verdorben und sie dachten jeder nur an sich, an seinen eigenen Lebensgenuß und Vortheil, darum konnte man mit Geld bei den meisten Alles ausrichten. Auch mit den Spartanern war es um nichts besser, sie lebten nicht mehr nach ihren einfachen Sitten, und waren nur gewaltthätiger geworden. Sie setzten in Athen eine Herrschaft von 30 Tyrannen ein, damit so die innere Macht der Athener ganz gebrochen würde. Nur den Alcibiades

fürchteten sie noch, und ließen ihn daher durch die Perser in Kleinasien heimlich ermorden.

Eine solche fremde Tyrannei konnten die Athener nicht lange ertragen. Sie vertrieben durch einen Aufstand die 30 Tyrannen, und während der spartanische König Agesilaus in Kleinasien mit den persischen Satrapen kämpfte, verbanden die Athener sich mit den Thebanern, um Sparta anzugreifen. Nun kehrte Agesilaus schnell zurück und schützte Sparta. Indessen hatten die Athener sich aber bei den Persern eingeschmeichelt, und erfochten mit persischen Schiffen einen großen Sieg über die Spartaner. So machten auch die Athener gemeinschaftliche Sache mit den Barbaren, um die Spartaner zu unterdrücken. Doch diese thaten es ihnen noch zuvor. Sie schickten den Antalcidas nach Asien und ließen durch ihn den persischen Satrapen bange machen vor den Athenern. Das gelang, und nun schlossen die Spartaner mit dem Perserkönig das schimpflichste Friedensbündniß. Sie erkannten den König als Schiedsrichter über die hellenischen Streitigkeiten an, ließen ihn bestimmen, welche Städte zu Athen und welche zu Sparta gehören sollten, und verbanden sich endlich mit ihm, diesen Frieden gegen Alle aufrecht zu erhalten.

Die Athener hatten damals nicht Kraft genug, diesen Schimpf von Griechenland abzuwenden. Sie hatten zwar wieder ihre Volksherrschaft, aber das Volk war durch die langen Kriege verdorben. Socrates, der ihnen verhaßt war, weil er ihren Leichtsinn und ihr ganzes Treiben laut tadelte, wurde angeklagt und hingerichtet. Seit der Zeit bekümmerten sich die athenischen und die übrigen hellenischen Weisen wenig mehr um das, was im Staate geschah. Sie lebten mit ihren Schülern und suchten ihnen Weisheit und Wissenschaften zu lehren. Andere schrieben herrliche Bücher

von der Geschichte Griechenlands, von der Erkenntniß der Weisheit und von allem Edeln und Schönen. Viele von diesen Büchern haben wir noch jetzt, und können daraus sehen, wie die Hellenen lebten und dachten und was sie gethan haben.

Durch das Bündniß mit Persien wurden die Spartaner nun unerträglich übermüthig und fingen an, überall, wo sie konnten, zu tyranniſiren. So überfielen sie auch heimlich die Burg von Theben und legten eine starke Besatzung herein; denn auf die Thebaner hatten sie eine besondere Eifersucht, weil diese von den letzten Kriegen nicht so schwach geworden waren, wie die andern Staaten.

Pelopidas und Epaminondas.

In Theben lebten aber zu der Zeit zwei edle und tapfere Männer, Pelopidas und Epaminondas. Pelopidas war reich, jung und feurig, Epaminondas war etwas älter als er, weise und besonnen; er lebte in großer Einfachheit und Armuth, und konnte oft nicht ausgehen, wenn der eine Mantel, den er nur hatte, gewaschen wurde. Er war des Pelopidas bester Freund, keiner war eifersüchtig auf die Vorzüge des andern, sondern sie verbanden sich zusammen mit mehreren Thebanern, um ihr Vaterland zu befreien. Bei einem Gastmahle erschlugen sie die Anführer der spartaniſchen Besatzung und nahmen die Burg wieder ein. Die Athener hörten das mit Freuden und griffen die Spartaner zur See an. Als aber Pelopidas in einem kleinen Gefechte die Spartaner, welche seit langer Zeit niemals zu Lande besiegt waren, geschlagen hatte, traten die Athener wieder zu den Spartanern; denn Pelopidas und Epaminondas versuchten jetzt offenbar, Theben zum

ersten Staat in Hellas zu machen und den Vorrang zu gewinnen, den früher Athen und dann Sparta gehabt hatten. Sie rückten dem gefürchteten spartanischen Landheere muthig entgegen und schlugen es vollständig bei Leuctra unter der Anführung des Epaminondas, der eine ausgezeichnete Stellung des Heeres erfunden hatte, welche man die schiefe Schlachtordnung nannte. Nach dem Siege zog er in den Peloponnes und wiegelte die spartanischen Bundesgenossen auf; Pelopidas reiste indessen nach Persien, um sich mit dem Könige zu verbünden, und führte nach seiner Rückkehr Krieg mit den Tyrannen von Thessalien. Die Thebaner waren mit einemmal so mächtig durch diese beiden Männer geworden, daß sie eine Versammlung von Gesandten aller hellenischen Staaten nach Theben beriefen, um über den Frieden zu rathschlagen.

Aber alle waren eifersüchtig auf die Thebaner, und nur die peloponnesischen Völkerschaften traten zu Theben, weil sie von dem Joch der Spartaner befreit zu werden hofften; es kam kein allgemeiner Friede zu Stande. Pelopidas war indessen in einer Schlacht gegen einen thessalischen Tyrannen gefallen, und Epaminondas zog nun noch einmal nach dem Peloponnes. Zum erstenmale sahen da die spartanischen Frauen wehklagend den Rauch von den Lagern eines feindlichen Heeres aufsteigen, denn niemals waren die Feinde so nahe nach Sparta gekommen. Bei Mantinea trafen die Heere auf einander. Epaminondas stellte die Thebaner wieder in dieselbe Ordnung wie bei Leuctra, und durchbrach gleich im ersten Angriffe die spartanische Schlachtreihe — da wurde er von einem Wurfspieß in die Brust getroffen. Man trug ihn aus der Schlacht in sein Zelt, die Wunde war tödtlich. Er hielt sich noch so lange aufrecht, bis er hörte, daß die Thebaner gesiegt hätten,

dann ließ er das Eisen aus der Wunde ziehen. Du stirbst! rief einer seiner Freunde, und hinterläßt nicht einmal Söhne? Epaminondas erwiederte: aber zwei unsterbliche Töchter, die Schlachten von Leuctra und Mantinea. Darauf starb er.

Nach seinem Tode zeigte sich, daß die Thebaner nicht so sehr durch ihre eigene Kraft, als durch den Pelopidas und Epaminondas so weit gekommen waren. Sie verstanden allein nichts mehr auszurichten, und zogen sich zurück. Auch Sparta war nun nicht mehr stark genug, wieder zu seiner früheren Macht zu gelangen, und die Athener waren nicht einig und fest genug, um sich wieder an die Spitze zu stellen. So hatte denn jetzt eigentlich Niemand den Vorrang in Hellas, weil Keiner etwas Gemeinschaftliches wollte, sondern jeder Staat nur darauf sann, die andern zu unterdrücken und selbst obenan zu kommen. Der Reichthum hatte sie noch außerdem verdorben; die Meisten dachten nur daran, das Leben recht zu genießen, aber nicht, Großes und Rühmliches zu thun; darum konnte man auch mit Geld Alles bei den Meisten ausrichten. Sie hatten keinen starken Willen mehr, weil Jeder, unbekümmert um die Andern, seinen eigenen Willen haben wollte.

So zankten sich die Staaten unter einander, und führten immerfort kleine Kriege mit einander, bei denen nichts herauskam, als daß Alle immer mehr uneins wurden, und immer ein Staat den andern schwächte. Gute Gesetze waren noch da, aber sie wurden zu wenig gehalten, und vergeblich versuchten einzelne redliche Männer in Sparta und in Athen, dem Uebel abzuhelfen. Sie gaben zwar ein gutes Beispiel, aber sie hatten keine großen Gedanken und keine großen Pläne. Sie wußten nur immer das Volk zu ermahnen: es sollte doch besser werden und den Gesetzen mehr

gehorchen; aber das hatten Alle so oft gehört, daß es ihnen gleichgültig war, und es half nichts.

Niemand hatte nun auf diese Uneinigkeit und Kraftlosigkeit der hellenischen Staaten mehr geachtet, und Keiner verstand sie besser zu benutzen, als Philipp, König von Macedonien.

Philipp von Macedonien.

Die Macedonier waren ein mit den Griechen verwandtes Volk, und nach und nach waren auch so viele Griechen dahin eingewandert, daß man Macedonien wohl ein griechisches Land nennen konnte; sie hatten auch fast dieselbe Sprache. Sie waren kräftige Leute, und hatten im Kriege mit den benachbarten Völkerschaften, den Thraciern und Thessaliern, ihre Macht immer vermehrt. Als Philipp König wurde, fand er viele Feinde, seine eigenen Verwandten und fremde Völker. Er unterdrückte ein paar Verschwörungen, führte einen raschen Krieg, und wußte sich strengen Gehorsam zu verschaffen. Aber er regierte gerecht, er belohnte gute Dienste, und verwaltete sein Reich fest und gut. Gegen die Vornehmen war er nachgiebig; er gab ihnen manche Vorrechte und lenkte sie dahin, sich besonders im Kriege auszuzeichnen. Ueberhaupt wandte er große Sorgfalt auf sein Heer, übte es in den Kriegen, und stellte das Fußvolk in die berühmte Schlachtordnung, welche man die Phalanx nannte. Sie standen dann 16 Mann hoch, und trugen so lange Spieße, daß die vom fünften Gliede noch über das erste hervorragten, so daß die Fronte wie ein Wald von lauter eisernen Spitzen war. — Als er nun sein Reich befestigt hatte, und sich auf die Treue und den Gehorsam der Macedonier verlassen konnte, fing er an, sich in die

griechischen Angelegenheiten zu mischen. Zuerst setzte er sich in Thessalien fest, dann kam er freiwillig den Thebanern in einem Kriege zu Hülfe, und ließ sich in die griechische Bundesgenossenschaft aufnehmen. Er verhetzte immer eine Stadt gegen die andere, so daß sie sich gegenseitig schwächten; denen, die ihm mißtrauten, erwies er Freundlichkeiten und große Dienste, wo er aber damit nicht auskommen konnte, half er sich mit Bestechungen. Er pflegte zu sagen: keine Festung wäre so gut verwahrt, daß nicht ein mit Gold beladener Esel hereinkönnte. Weil er sah, daß die Griechen verdorben genug waren, um sich durch Geld gewinnen zu lassen, wandte er dieß Mittel häufig an, und erwarb sich so fast in jeder Stadt Freunde und Anhänger. Die meisten Griechen, namentlich die Athener, waren veränderlich und wankelmüthig, aber Philipp war ein fester und beharrlicher Mann, und zwanzig Jahre lang führte er langsam, Schritt für Schritt, mit List und Stärke, seinen Plan durch.

Wie nun aber seine Freunde immer zahlreicher wurden, und er nach und nach bei allen griechischen Angelegenheiten mitredete, während er sein Reich und sein Heer immer besser einrichtete und verstärkte, da traten manche gegen ihn auf, welche fürchteten, er würde sich zum Tyrannen machen. Vor allen war es der große Redner Demosthenes in Athen; der unterließ keine Gelegenheit, das Volk vor Philipp zu warnen; er errinnerte die Athener an ihren alten Ruhm, er ermahnte sie, ihre Freiheit zu schützen und bei Zeiten Anstalten zu machen, ehe es zu spät wäre. Demosthenes hatte sein ganzes Leben darauf verwandt, sich zum Redner zu bilden. Er hatte zuerst eine ganz undeutliche und schwache Stimme und benahm sich auch sehr ungeschickt, aber mit einer bewundernswürdigen Ausdauer überwand er das alles.

Jahrelang lief er täglich einen Berg hinauf, während er laut redete, um seine Brust zu stärken, dann ging er am Ufer des Meeres und nahm Kieselsteine in den Mund und bemühte sich trotzdem ganz deutlich zu sprechen, endlich schloß er sich lange Zeit in ein unterirdisches Gemach ein und studirte da vor einem Spiegel, wie er sich im Aeußeren schön und würdig benehmen müßte, denn darauf hielten die Athener sehr viel. So wurde er denn der größte und berühmteste Redner, und gegen Philipp sprach er unablässig in den Volksversammlungen, und so gewaltig beredt, daß Philipp einmal sagte, als er eine Rede des Demosthenes für den Krieg gegen ihn las: Bei Gott, wenn ich diese Rede gehört hätte, ich hätte selbst für den Krieg gegen mich gestimmt! — Zuweilen ließen sich auch die Athener durch ihn zu Feindseligkeiten bewegen, aber sie hatten keine Ausdauer. Und dann waren auch zwei Parteien für Philipp in der Stadt. Die einen waren die Verräther, die er mit Geld gewonnen hatte. Andere sagten aber gerade heraus ihres Herzens Meinung: Ihr seht ja, die Griechen können nichts Rechtes mehr anfangen, weil sie unter sich uneins sind und weder sich selbst regieren können, noch ihren eigenen Gesetzen gehorchen wollen. Philipp ist ein tüchtiger Mann, der muß an die Spitze von Griechenland treten, dann werden wir einmal wieder gegen die Barbaren etwas Tüchtiges ausrichten können, anstatt uns untereinander zu bekriegen und zu schwächen.

So lange es nöthig war, täuschte Philipp die Athener über seine Absichten. Als es ihm aber Zeit schien, rückte er bei der ersten Gelegenheit durch Thessalien in Griechenland ein. Da bot Demosthenes alle seine Beredsamkeit auf; die Thebaner beweg er zu einem Bündniß, die Athener riß er mit hin, für ihre Freiheit zu kämpfen. Sie rüsteten

ein Heer und zogen dem Philipp entgegen, aber bei Chäronea wurden sie von ihm und seinem Sohne Alexander vollständig geschlagen, und waren nun in seiner Gewalt.

Philipp hatte aber gar nicht die Absicht, die Griechen zu tyranniſiren. Er gab ihnen die Gefangenen zurück, machte Frieden mit ihnen, und da ihm jetzt keiner mehr widerstrebte, rief er eine Versammlung aller Hellenen nach Corinth. Die Spartaner erschienen nicht, das kümmerte ihn wenig. Er sagte den Griechen: sein einziger Zweck wäre von Anfang an gewesen: sie alle zum Krieg gegen die Perser zu vereinigen. Sie bewilligten ihm nun Mannschaften und Schiffe und wählten ihn zu ihrem Oberanführer. Als er so weit mit seinem Plan gekommen war, und durch seine ausdauernde Tapferkeit und Klugheit die Griechen unter der Anführung der Macedonier vereint hatte, starb er; er wurde bei einem großen Fest ermordet. Die Griechen haßten die Tyrannen nicht mehr so sehr, als daß einer von ihnen es gethan hätte, sie fühlten auch wohl, daß er der tüchtigste von ihnen war. Einer von seinen eigenen Soldaten that es, der sich wegen einer Beleidigung rächen wollte.

So kam unvermuthet schnell das Reich des Philipp an seinen Sohn Alexander.

Alexander der Große.

Alexander war als Knabe kühn und feurig, und verstand doch auch, sich selbst zu beherrschen. Vor allem zeigte sich aber sein Muth, und sein Sinn war immer auf Großes gerichtet. Einige von seinen Gespielen fragten ihn einmal, als sie sahen, daß er sehr schnell laufen konnte: ob er nicht Lust hätte, bei den olympischen Spielen mit in die Wette zu laufen? Ja, sagte er, wenn ich Könige zu Gegnern

hätte. Als er heranwuchs, und sein Vater so viele Siege erfocht, ward er immer finster, wenn er eine neue Botschaft davon hörte, und sagte zu seinen Freunden: Mein Vater wird mir noch alles vorweg nehmen und mir nichts Großes mit Euch auszuführen übrig lassen! — Im Laufen und Springen, auf dem Pferd, mit der Lanze und dem Schwert, war er früh gewandt und stark. Einmal wurde seinem Vater ein schönes Pferd zum Kauf angeboten, aber es war so wild, daß es jeden Reiter abwarf, darum ließ Philipp es wieder wegführen. Da bat Alexander sich die Erlaubniß aus, es einmal zu versuchen. Er lief nun zum Pferde hin, faßte es beim Zügel und führte es gegen die Sonne, denn er hatte bemerkt, daß es immer vor dem Schatten des Reiters scheu geworden war. Dann streichelte er es, warf sacht seinen Mantel ab, schwang sich hinauf und hielt es am Zügel still zurück. Wie das Pferd nun Lust zum Laufen bekam, gab er ihm Freiheit und trieb es immer heftiger an, bis es sich müde gelaufen hatte. Da war es zahm geworden. Sein Vater schenkte ihm nun das Pferd, und er ritt es nachher in allen seinen Schlachten. Es hieß Bucephalus.

Philipp ließ den Alexander aber nicht bloß zum Kriege erziehen, sondern gab ihm auch den weisen Aristoteles zum Lehrer, der ihn in den Künsten und Wissenschaften unterwies. Nun lernte Alexander rasch und fleißig, er suchte das Wahre und Gute und Schöne zu erkennen, und schon frühzeitig legte er das kindische Wesen ab und dachte an ernste Dinge. So besuchten ihn einmal persische Gesandten, als sein Vater gerade abwesend war, und sie wunderten sich sehr, was für Fragen der Knabe ihnen vorlegte: wie weit es bis Persien wäre? wie der König sich zu seinen Feinden verhielte und wie groß seine

Macht wäre? Eine besondere Freude hatte Alexander an den Heldengedichten des Homer, weil darin von den großen Helden so herrlich erzählt war. Ueberallhin nahm er dieß Buch mit, und wenn er im Hause oder im Felde war, hatte er es immer unter dem Kopfkissen neben seinem Dolch liegen. Fast noch als Knabe zog er mit seinem Vater in den Krieg, und das kam ihm nun sehr zu statten, da er erst 21 Jahre alt war, als er beim Tode seines Vaters König der Macedonier wurde.

Denn die angrenzenden Völkerschaften empörten sich gleich darauf, und auch in Griechenland jubelten viele, daß der Tyrann gestorben wäre; Athen rüstete sich, Theben griff die macedonische Besatzung, welche dort gelassen war, an. Alexander hörte aber nicht auf den Rath der alten Generale, die ihm riethen, Griechenland fahren zu lassen. Nachdem er in einem kurzen Feldzug die empörten Völkerschaften wieder zur Ruhe gebracht hatte, rückte er in Griechenland ein, schlug die Thebaner und zerstörte ihre Stadt, nur das Haus des Dichters Pindarus ließ er stehen. Da blieb Athen still: Alexander ging nun nach Corinth, ließ sich an seines Vaters Stelle zum Oberanführer ernennen und das Heer, welches ihm die Griechen versprochen hatten, zusammenkommen. — Als er damals in Corinth war, hörte er viel von dem Diogenes, der die Weisheit auf eine ganz besondere Art suchte. Er sagte nämlich: man müßte sich frei machen von allen Bedürfnissen und so arm als möglich leben. Darum ging er in Lumpen, lebte nur von Wasser und Brod und statt eines Hauses hatte er eine Tonne zur Wohnung. In der Tonne lag er nun gerade und sonnte sich, als Alexander zu ihm kam; denn er selbst war gar nicht begierig, den König zu sehen. Dieser sprach nun mit ihm und fragte ihn endlich: ob er ihm eine

Gunst erweisen könnte? O ja, sagte Diogenes, gehe mir ein wenig aus der Sonne. Alexander erstaunte, daß der Mann von einem König nichts Anderes zu bitten wüßte, und sagte zu seinen Begleitern: Wahrlich, wenn ich nicht Alexander wäre, möchte ich Diogenes sein.

Das Heer, mit welchem Alexander nun gegen das große persische Reich zog, bestand zum Theil aus Macedoniern, zum Theil aus den hellenischen Hülfstruppen; zusammen waren es nur dreißigtausend Mann Fußvolk und dreitausend Reiter, aber alle vortrefflich gerüstet, und in den Waffen erfahren und geübt. Geld nahm Alexander sehr wenig mit, im Gegentheil, was er selbst an Gütern besaß, verschenkte er an seine Diener und Freunde. Was behältst du denn? fragten sie ihn. Die Hoffnungen, antwortete Alexander. Er wußte wohl, daß ihm, wenn er siegte, die großen persischen Schätze von selbst in die Hände fallen würden; und daß er Sieger würde, wußte er auch, denn er vertraute sich und seinem Heere.

Unter beständigen Kämpfen mit den wilden Völkerschaften zog nun das macedonische Heer seinen Weg bis an den Hellespont. Da stiegen sie in die Schiffe, welche hierhin vorausgeschickt waren, und fuhren über das Meer an derselben Stelle wo Xerxes einst die großen Brücken hatte bauen lassen. Alexander voran, sprang zuerst in voller Rüstung vom Schiffe ans Land. Als nun das ganze Heer herüber war, zogen sie zu den Gräbern der Helden, die Homer besungen hatte, da feierten sie Kämpfe und Spiele und erinnerten sich an die großen Thaten, von denen Homer erzählt. —

Das persische Reich war noch immer so groß wie früher, aber weil die Perser nur gesucht hatten, die Völker zu knechten und tributpflichtig zu machen, so hatten sich manche

schon oft empört. Die Satrapen oder Statthalter der einzelnen Länder wirthschafteten schlecht und führten zuweilen sogar unter einander Krieg; es war keine Ordnung, es gab eigentlich keine Gesetze in dem Reich als den Willen des Königs, und die Könige waren meist schwach und verdorben von dem üppigen Hofleben. Der, welcher damals regierte, war ein guter aber schwacher Mann, und hieß Darius Codomannus.

Es dauerte immer lange Zeit, bis das große persische Reichsheer in Bewegung gebracht wurde, und so standen dem Alexander nur die Truppen einiger kleinasiatischen Satrapen entgegen. Sie hatten aber auch eine Abtheilung griechischer Söldner; denn die Griechen gaben sich damals schon dazu her, um Geld und Gold für jeden, der sie bezahlte, in den Krieg zu ziehen. Dieß Heer der Satrapen war hinter dem Fluß Granicus aufgestellt, und die macedonischen Generale riethen Alexander'n, sie nicht so anzugreifen, denn der Uebergang wäre gefährlich. Wie? antwortete er, der Hellespont, über den wir gekommen sind, würde sich ja schämen, wenn wir uns vor diesem Flüßchen fürchteten! Er stellte sein Heer in Ordnung und stürzte sich selbst an der Spitze seiner Reiter in dem Fluß. Nun begann am anderen Ufer ein hartnäckiger Kampf. Im Gedränge sprengten zwei von den Satrapen auf den König los, den sie an seiner hohen weißen Feder auf dem Helm erkannt hatten. Während er den einen niederstieß, hieb ihn der andere mit seiner Streitaxt über den Kopf, daß der Helm zersprang; schon holte er zum zweitenmal aus, da hieb Klitus, einer von den macedonischen Generalen, ihm den ganzen Arm von der Schulter ab, und rettete so Alexander'n das Leben. Sie drängten die Perser nun zurück und schlugen sie in die Flucht; die griechischen Söldner wurden

zum Theil niedergehauen, zum Theil gefangen genommen, und ungehindert rückte Alexander nun in Asien vorwärts. Er bezwang die jonischen Städte und richtete in allen, die sich ihm ergaben, die Volksherrschaft ein, dann nahm er Sardes ohne Widerstand und zog an der Südküste weiter. In der Stadt Gordium stand in einem Tempel ein Wagen, an dessen Deichsel der Strick in einen Knoten so künstlich verschlungen war, daß Niemand ihn hatte lösen können, und die Sage ging, wer es thäte, würde Herr von Asien seyn. Alexander besah auch den Knoten, zog sein Schwert und hieb ihn durch, da kamen gleich viele Enden zum Vorschein und er war aufgelöst.

Indessen hatte Darius ein großes Heer gesammelt und lagerte sich da, wo Kleinasien an Syrien stößt. Alexander zog ihm entgegen, aber ein plötzlicher Unfall hemmte ihn. Eines Tages sprang er, noch ganz erhitzt vom Marsch, in einen kleinen Fluß, um sich zu baden, da erkältete er sich und wurde gefährlich krank. Große Trauer war im Lager; der Arzt Philippus bot ihm endlich ein starkes Mittel an, und Alexander willigte ein. Aber kurz vorher erhielt er von dem General Parmenio einen Brief, darin stand: Trau dem Philippus nicht, die Perser haben ihm Geld gegeben, er will Dich vergiften. — Alexander legte den Brief unter sein Kissen. Als Philippus nun mit der Arznei kam, gab ihm der König den Brief, und während der ihn las, trank er den Becher aus, er hatte kein Mißtrauen in seiner Seele. Er hatte sich auch nicht in Philippus getäuscht; denn das Mittel war gut, der König wurde bald gesund und rückte mit dem Heer vorwärts.

Darius stand bei Issus mit 600,000 Mann, die das kleine macedonische Heer weit überflügelten. Aber Ale-

xander machte eine Schwenkung und fiel ihnen mit dem rechten Flügel in die Flanke. Bald kam er an die Mitte, wo Darius stand, und als dieser in die Flucht geschlagen war, zerstreute sich auch verwirrt das ganze Heer. Von den Macedoniern fielen nur wenige Hundert, von den Barbaren über 100,000, und eine ganze Schlucht des Gebirges war von den Leichen verstopft. Den Darius bekam Alexander nicht gefangen, aber seinen Wagen, seinen Bogen und seinen Purpurmantel, seine Mutter, seine Gemahlin und ihre Töchter, sein Zelt und viele Schätze. Als Alexander in das Zelt trat, wo eine Pracht von Polstern und Decken, von goldenen und silbernen Geschirren, von Salben und Wohlgerüchen war, sah er seine Freunde an und sagte: Das hieß hier also wohl König sein und regieren? — Er wollte sich nun eben zu Tische setzen, als Einer meldete, daß die Mutter, die Gemahlin und die Töchter des Darius ein lautes Wehgeschrei erhoben hätten, weil sie den Wagen und den Mantel des Darius eben gesehen, und darum glaubten: er wäre umgekommen oder gefangen. Sogleich ließ Alexander ihnen sagen: Darius wäre in Sicherheit; dann ging er selbst mit dem Hephästion, seinem liebsten und vertrautesten Freunde, hin um sie zu besuchen. Wie sie nun in das Zelt der Frauen traten, wußte die Mutter des Darius nicht, wer von beiden Alexander wäre, denn sie waren gleich gekleidet. Sie fiel also vor dem Hephästion, weil er etwas größer war, auf die Knie, um ihn nach persischer Sitte anzubeten. Als sie an dem Lächeln merkte, daß sie sich geirrt hatte, glaubte sie, es sei um ihr Leben geschehen, denn in Persien stand der Tod darauf, wer gegen den König einen solchen Verstoß machte. Aber Alexander hob sie auf und sagte freundlich: Du hast nicht geirrt, o Mutter, denn auch der da ist

Alexander. Dann nahm er den kleinen Sohn des Darius auf den Arm und küßte ihn. Auch behandelte er die Gefangenen nicht nach der griechischen Art, alle Barbaren zu verachten und als Sclaven zu behandeln, sondern er ließ ihnen alle Ehren, die sie bisher empfangen hatten, und richtete ihre Bedienung schön und reich ein.

Darius schrieb ihm nun einen Brief, und bot ihm für seine Familie ein sehr großes Lösegeld, für den Frieden aber wollte er ihm den Theil von Asien bis an den Euphrat geben. — Ich thäte es, sagte Parmenio, wenn ich Alexander wäre. — Ich auch, erwiederte der König, wenn ich Parmenio wäre. Er schrieb dem Darius zurück: Deine Familie kannst Du ohne Lösegeld erhalten, wenn Du selbst sie holst; mich aber hast Du von nun an als den König von ganz Asien zu betrachten. — Alexander setzte dem Darius nicht nach, um ihn an der Bildung eines neuen Heeres zu verhindern, wie Einige riethen. Wenn er ein neues Heer hat, werde ich ihn zum zweiten und letzten Male schlagen, sagte er. Jetzt aber zog er nach Phönizien herunter, um die persische Seemacht in seine Gewalt zu bekommen, damit er auch das Meer beherrschte und freien Verkehr mit Griechenland und Macedonien hätte.

Am längsten widerstand ihm Tyrus, die mächtigste unter den phönizischen Städten; sie lag auf einer Insel, von hohen Mauern geschützt, von all' ihren vielen Einwohnern vertheidigt. Sieben Monate dauerte die Belagerung. Aber aus den übrigen Städten sammelte Alexander eine Flotte, vom Lande ließ er durch das Meer einen hohen Damm bis an die Mauer aufführen, von da zertrümmerte er sie mit Maschinen, griff mit seiner Flotte von allen Seiten an, erstürmte endlich mit großen Anstrengungen die

Stadt, und machte sie zu seinem Hauptwaffenplatz und zum Haupthafen für seine Flotte an dieser Küste.

Dann zog er herab nach Aegypten. Dort waren vor jener Zeit viele Empörungen gegen die persische Herrschaft gewesen, denn die Perser hatten die Aegypter gedrückt und ihre Religion verspottet. Alexander zeigte sich ihnen als ein anderer Herrscher. Er wollte jedem Volk seine Religion lassen, er wollte die Völker vereinigen, ohne sie zu knechten und zu unterdrücken. So brachte er denn in den Tempeln feierliche Opfer für die Gottheiten des Landes; und wie die Aegypter darüber hoch erfreut waren, zeigte er ihnen, daß die Griechen hier auch heimisch sein sollten, und kein Volk das andere verachten oder sich von ihm absondern. Darum ließ er in den Vorhöfen der Tempel seine Soldaten Leibesübungen und Kampfspiele halten nach griechischer Art, und die Künstler, die ihm aus Griechenland gefolgt waren, oder wer vom Heer in der Musik, im Gesang, im Leyerspiel erfahren war, wetteiferten mit einander öffentlich, und wer es am schönsten machte, wurde bekränzt und vom Könige reich beschenkt. Bloß die Truppen, die Alexander dortließ, wurden von Macedoniern befehligt, zu den Statthaltern des Landes nahm er aber geborne Aegypter. Das Wichtigste war, daß Alexander dort an der Mündung des Nils eine neue Stadt gründete, wohin in den folgenden Zeiten viele Griechen zogen, weil sie vortrefflich zum Handel gelegen war. Sie ist noch jetzt eine große Stadt und heißt nach ihm, wie er sie nannte, Alexandria. Dann zog er, ehe er Aegypten verließ, auch noch nach dem berühmten Tempel des Jupiter Ammon in der Wüste. Die Macedonier erzählten nachher, der Priester hätte den König als den Sohn des höchsten Gottes begrüßt, und nun gewannen alle Völkerschaften noch mehr Scheu und Ehrfurcht vor ihm. Ale-

rander selbst pflegte von dergleichen Dingen zu sagen: Gott ist der gemeinschaftliche Vater aller Menschen; die besten Menschen aber sind besonders seine Kinder.

Nun hatte Alexander eine große Seemacht, er hatte die Länder, die er verlassen mußte, in Ruhe und Ordnung gebracht, und ging auf Darius los, der ein neues, noch weit größeres Heer gesammelt hatte. Die macedonischen Generale riethen ihrem König, diese Masse bei Nacht anzugreifen; er antwortete: ich stehle den Sieg nicht. Er ordnete sein Heer, welches erst vor Kurzem durch neue Mannschaften aus Macedonien verstärkt war; Parmenio befehligte den linken Flügel, er selbst mit dem rechten griff an. Nur mit der äußersten Tapferkeit überwand er den Anfall der scythischen Reiter, und rückte auf das Fußvolk los, als plötzlich Boten von Parmenio herüber kamen: er wäre in Noth, der Feind hätte ihn umringt, das macedonische Lager würde schon geplündert, der König möchte ihm Hülfe schicken. Alexander ließ ihm sagen: er müßte wohl von Sinnen sein, daß er sich um das Lager und das Gepäck bekümmerte, er sollte als tapferer Mann seinen Platz behaupten! Dann schlug er selbst das feindliche Fußvolk in die Flucht, drängte Alles über den Haufen, und kam so in fortwährendem Siegen zuletzt mit seinem rechten Flügel auch zum Parmenio, mit dem vereint er nun noch die Uebrigen schlug. Die Nacht brach an, das ganze Perserheer, wie es nie an Ordnung und Zucht gewöhnt war, gerieth in die vollständigste Verwirrung, und sie wurden von den nachsetzenden Macedoniern zu Tausenden niedergehauen.

Darius floh nach Ecbatana. Alexander aber zog im Triumph in das große Babylon ein und ließ sich zum König von ganz Asien ausrufen. Die Macedonier fanden hier alle Pracht und Herrlichkeiten Asiens; sie dachten, sie

würden sich nun an den Persern bloß rächen und über sie herrschen, und die persischen Schätze genießen können; aber sie täuschten sich. Alexander wollte die Asiaten nicht zu Sclaven machen, und nicht als ein macedonischer König ihr Tyrann seyn, sondern er wollte wirklich König von Asien sein und die Griechen und Asiaten vereinigen. Darum opferte er in dem Tempel ihres Gottes Belus, die Statthalterschaften über die einzelnen Provinzen gab er nicht bloß den macedonischen Vornehmen, sondern vielmehr den persischen Großen, die sich ihm unterwarfen; er ging freundlich mit ihnen um, und nahm asiatische Truppen in sein Heer auf. In Susa, der zweiten Hauptstadt, fand er nun den größten Vorrath der unermeßlichen Schätze, und alles Uebrige in der dritten Hauptstadt, Persepolis, welches die älteste war und wo die Gräber aller persischen Könige waren. Nur hier ließ er einmal die Vergeltung üben für die Zerstörungen der Perser in Griechenland, und er selbst warf die erste Brandfackel in den großen Königspalast, zum Zeichen, daß die alte Herrschaft der persischen Könige ihr Ende hätte, und sein griechisch-asiatisches Reich anfinge. Alle Tempel und Gräber ließ er unangetastet und ehrte und schützte sie. Mit dem Königsmantel, der Krone und dem Scepter der alten Perserkönige geschmückt, saß er auf dem goldnen Thron von Asien, und empfing die Huldigungen seiner neuen Unterthanen; er war nicht mehr ein Eroberer und Feind, sondern ihr König. Er in seinem ganzen Reich der Erste an Tapferkeit, hoher Einsicht und großmüthigem Sinn!

Als er von Persepolis aufbrach, um zum letztenmal gegen den Darius zu ziehen, vernahm er, daß der Satrap Bessus sich gegen diesen empört hätte, ihn gefangen mit sich führte und sich selbst zum König der Perser machen wollte. Da ließ Alexander die Schwerbewaffneten zurück,

und mit seiner besten Reiterei setzte er Tag und Nacht den Flüchtigen nach. Es ging durch wilde Länder, auf unbetretenen Wegen, endlich in die Wüste, wo das Wasser fehlte; viele blieben liegen vor Ermattung. Am elften Tage, als sie auf's äußerste erschöpft waren, fanden sie ein wenig Wasser, aber es reichte bei weitem nicht für Alle. Einer schöpfte einen Helm voll und reichte ihn dem Alexander. Der aber trank nicht, weil er es nicht besser haben wollte als seine Soldaten. Da spornten die Reiter ihre Pferde und riefen: Wir sind nicht müde, wir sind nicht durstig, wir halten uns gar nicht für sterblich, so lange wir einen solchen König haben! Endlich erreichten die Vordersten einen Wagen, darauf lag Darius, zum Tode verwundet von Bessus und seinen Leuten, die ihn da zurückgelassen hatten. Dem ersten Macedonier, der ihm zu trinken gab, sagte er noch: Dich wird Alexander belohnen, den Alexander werden die Götter belohnen für die Güte, die er meiner Mutter, meiner Gemahlin und meinen Kindern erwiesen hat; ich drücke ihm durch dich die Hand dafür. Darauf starb er. Als Alexander zu der Stelle kam, warf er seinen Mantel über ihn, schickte den Leichnam nach Susa zu des Darius Mutter, und ließ ihn mit allen Ehren in den Königsgräbern beisetzen. Nun zog er dem Bessus nach, immer weiter, bis er ihn endlich an der nördlichsten Grenze des Reiches traf, ihn mit leichter Mühe schlug und gefangen nahm; nachher ließ er ihn öffentlich in der Hauptstadt hinrichten. Jetzt aber kehrte er hier um auf seinem Zuge, weil Niemand die weiteren Länder kannte, und schon die, welche er durchzogen und erobert hatte, waren eine ungeheure Strecke.

In Persien beschäftigte er sich für's Erste damit, das große Reich zu ordnen und eine gute Verwaltung einzu-

richten. Er sah, daß die neuen Völker, über die er nun herrschte, sehr an ihren alten Sitten und Gebräuchen festhielten, und darum nahm er die meisten davon an; er kleidete sich oft persisch und richtete auch seinen ganzen Hofstaat mit großer Pracht ein, ebenso wurden auch viele von den Ceremonien beibehalten, die die Ehrfurcht gegen den König ausdrückten. Er selbst lebte dabei nicht schwelgerisch, sondern einfach, wie früher, und ließ auch die Macedonier, wie sonst, in Vertraulichkeit mit sich umgehen. Unter den Macedoniern waren nun zwei Partheien. Ein Theil von ihnen hatte sich leicht und gern an das persische Leben gewöhnt, sie waren alle durch die Freigebigkeit des Alexander sehr reich geworden, und lebten nun, wenn sie nicht zu Felde mußten, in übermäßiger Ueppigkeit und Schwelgerei, und freuten sich an Trinkgelagen und Jagen, an Schmausereien, an kostbaren Kleidern und weichlichem Leben. Ein anderer Theil aber begriff gar nicht, warum Alexander so viel persische Sitten angenommen hatte, und wurde sehr unwillig darüber; es ärgerte sie, daß sie nicht über alle Perser erhaben sein sollten, daß die Perser ebensogut zu Statthaltern gemacht wurden, wie die Macedonier. Manche wollten sich auch, weil sie in Hellas an bürgerliche Freiheit und Gleichheit gewöhnt waren, nicht gefallen lassen, daß der König jetzt mit etwas mehr Rücksicht und Ehrfurcht behandelt werden sollte, als sonst. Einer von diesen war Clitus, der dem Alexander in der Schlacht am Granicus das Leben gerettet hatte. Als sie nun einst beim Weine saßen, lobte ein griechischer Redner (wie deren viele an Alexanders Hof gekommen waren) den König auf eine übermäßige Art. Clitus, der viel getrunken hatte, wurde zornig und rief: Die Macedonier haben doch das Meiste gethan! Die Andern ermahnten ihn zur Ruhe, er aber

fuhr in seiner Hitze fort, dem König vorzuwerfen: daß er die Perser, die doch Barbaren wären, ebenso behandelte wie die Macedonier. So wurde er immer gröber. Alexander hielt noch an sich, und die Anderen brachten den Clitus hinaus. Draußen aber sprang er ihnen fort, lief wieder in den Saal und rief: Alexander, Du kannst sagen was Du willst, aber künftig lade keine freien Männer, die an freimüthige Reden gewöhnt sind, zur Tafel, sondern Barbaren und Sclaven, die Dich anbeten! Da sprang Alexander empört auf, riß einem Soldaten den Spieß weg, und schleuderte ihn nach Clitus. Der fiel durchbohrt hin. Als Alexander den, der ihm das Leben gerettet hatte, todt sah, gerieth er in verzweifelten Schmerz und wollte sich selbst durchstechen. Seine Freunde fielen ihm in den Arm, nahmen ihm die Waffe weg und brachten ihn mit Mühe zur Besinnung. Aber drei Tage lang wollte er weder essen noch trinken, lag seufzend da und rief unaufhörlich den Namen Clitus! Erst als ihn seine Freunde erinnerten, was er in diesen Tagen zu thun beschlossen hätte, ermannte er sich wieder und gab Befehle.

Er wollte nämlich auch nach Osten hin eine Grenze für sein Reich festsetzen; nach Süden war es Aegypten, von Westen war er selbst aus Macedonien gekommen, im Norden war er am Fluß Jaxartes gewesen, nun wollte er nach Osten ziehen, um sich auch dort die Völker zu unterwerfen. Damit waren manche seiner Generale sehr schlecht zufrieden, denn sie wären lieber da geblieben, wo sie sich's bei ihren Schätzen, die sie von Alexander empfangen hatten, so wohl seyn ließen. Manche hatten sich an eine weichliche Lebensart gewöhnt, und statt daß sie in Macedonien sich oft selbst ihren Helm und Harnisch putzten und ihr Schwert schliffen, hielten sie sich jetzt ganze Haufen von

Kammerdienern, die sie beim Baden, beim Salben, beim Anziehen bedienen mußten; während Alexander sich sowohl auf Feldzügen, als auf Jagden und Reisen immerfort übte und anstrengte, und überall voran war, wo es etwas zu thun oder zu ertragen gab.

Mit seinem macedonischen Heere zog er nun nach Indien hin, über hohe Gebirge, über breite Ströme, durch die Länder wilder Völkerschaften, die er besiegte. Ueberall, wo ein Platz ihm passend schien für den Handel und den Verkehr, gründete er neue Städte, dahin ließ er dann die vielen Griechen kommen, welche damals, sobald sie von Alexander's Siegen und den asiatischen Schätzen gehört hatten, aus Hellas nach Asien geeilt waren. Den König Porus, in dessen Heere Elephanten waren, die auf dem Rücken Thürme mit Soldaten trugen, besiegte er und nahm ihn gefangen, dann setzte er ihn in seine Herrschaft als Statthalter wieder ein. Und immer weiter zog er nach Osten, bis an den Ganges, den heiligen Strom der Indier, wollte er kommen. Da begann die Regenzeit, die in diesen Ländern Monate lang dauert; Krankheiten brachen im Heere aus; die Soldaten, die schon lange im Felde waren, wurden unlustig, und endlich, als sie an den Fluß Hyphasis kamen, und wieder herüber und weiter sollten, riefen sie laut und baten, er möchte sie zurückführen. Sie hätten schon so viele Mühsale erduldet, sie wären schon so viele Jahre von Hause, sie wünschten doch auch ihre Heimath wieder zu sehen: ob sie denn hier umkommen sollten? Unmuthig rief der König: So ziehe ich allein vorwärts, mag gehen wer will! Drei Tage blieb er in seinem Zelt, sah Keinen, und hoffte, sie würden anderen Sinnes werden. Aber Alles blieb still und sah trübselig aus. Da gab er Befehl zum Rückzug; das ganze Heer jubelte und dankte

ihm. Auf dem Indus erbauten sie eine mächtige Flotte von mehreren tausend Schiffen, die geschmückt und in schönster Ordnung den breiten Strom hinabfuhren bis ans Meer. Da segelte Nearch, einer der besten Feldherren Alexanders, mit der Flotte weiter an der Küste, um nachher durch die Mündung des Euphrats wieder nach Persien zu kommen, Alexander mit dem Hauptheere kehrte zu Land zurück. Das war die größte Mühsal, die sie je ausgestanden hatten; der Weg führte durch eine Wüste, sechzig Tage lang. Sie litten von der Hitze, von Hunger und Durst, die Wagen blieben im Sande stecken, viele Pferde und Menschen verschmachteten; sie dachten kaum hindurchzukommen. Endlich erreichten sie das schöne Land Caramanien, da lebten sie wieder auf; sie fanden Kleider, Lebensmittel, Pferde, Kameele, Alles, was sie brauchten, im Ueberfluß, und Alexander ließ sie sich erholen nach Herzenslust. Feste wurden gefeiert, sie hielten wieder Kampfspiele, sie bekränzten sich auf dem Marsche, und viele Einwohner des Landes kamen an den Weg mit Früchten, mit Trauben, mit Wein, mit Blumen und in festlichen Kleidern; da war Alles vergessen, und sie freuten sich doppelt an all der Herrlichkeit und dem fröhlichen Leben, weil es ihnen vorher so schlimm gegangen war.

Aber im Reich sah es übel aus. In der langen Abwesenheit Alexanders hatten die neuen und die alten Statthalter gleich schlecht gewirthschaftet, manche hatten gedacht: der König würde da wohl im Kriege oder in der Wüste umkommen: so waren sie denn allen ihren Lüsten gefolgt. Sie hatten die Völker tyrannisirt, viele Ungerechtigkeiten begangen, in schändlicher Schwelgerei gelebt, Tempel geplündert und auf jede unerlaubte Weise Schätze an sich gerafft. Da mußte Alexander, wenn nicht Alles ver-

loren gehen sollte, streng und rasch verfahren. Den ersten Satrapen, der sich nicht verantworten konnte, ließ er auf der Stelle aufknüpfen, und nun wagten alle Mißhandelten und Unterdrückten, ihre Stimme zu erheben. Ohne Rücksicht hielt Alexander Gericht, viele Statthalter wurden abgesetzt, viele hingerichtet, ganz einerlei, ob es Macedonier oder Perser waren. Wie die Völker das sahen, liebten sie ihren neuen König von Herzen, und wurden treu gesinnt gegen ihn.

Als nun die Ordnung wieder hergestellt, und Alles im Gange war, lud im Frühjahre der König alle Großen des Morgenlandes mit ihren Familien, alle Fürsten und Statthalter von nah und fern nach Susa ein zu einem großen, unerhörten Fest. An demselben Tage, wo er seine Hochzeit mit der Tochter des Darius feierte, verheiratheten sich die meisten seiner Generale und viele tausend Soldaten des Heeres mit Perserinnen, als ein Zeichen, daß nun die Völker von Asien und die Griechen und Macedonier sich nicht mehr haßten und verachteten, sondern mit einander in Frieden und Freundschaft leben wollten. Unter dem prächtigen Zelte, das mit Goldstickereien und blauen und purpurnen Teppichen geschmückt war, saß unter dem Thronhimmel Alexander mit seiner Braut, um ihn seine Freunde und Generale mit ihren Bräuten; weiterhin waren Tafeln für das ganze Heer reich und kostbar gedeckt, und Trompetenstöße zeigten den vielen Tausenden an, was geschah; wie die Götter angerufen wurden, wie die Gesundheit des Königs getrunken wurde, und wie Alles weiter ging. Allen Neuvermählten gab der König die Aussteuer und reiche Geschenke; für ihn selbst waren aus Griechenland und ganz Asien die kostbarsten Hochzeitgaben von Gesandten hergebracht, an Gold und Silber unermeßliche Schätze; allein

für 15 Millionen goldene Kränze. Eine Menge Lustbarkeiten wurden veranstaltet, Schauspiele wurden aufgeführt; fünf Tage lang dauerten die Feste. Am letzten Tage wurden große Tische mit Gold und Silber im Lager aufgestellt, und der König bezahlte die ungeheuern Schulden aller seiner Offiziere und Soldaten.

Aber ein großer Theil des Heeres vergaß über all diesen Freundlichkeiten doch nur auf kurze Zeit den Groll gegen Alexander, daß er die Perser ebenso behandelte, wie die Macedonier. Sie wollten wohl die schönsten persischen Frauen heirathen, aber sie erbitterten sich, daß auch die Perser im Heere gerade so geehrt wurden, wie die Macedonier. Und als Alexander einst die neue persische Mannschaft musterte, die ganz nach macedonischer Art bewaffnet und eingeübt war, reizte das die Macedonier noch mehr. Nun er ihnen aber ankündigte: er wollte die alten Soldaten, die zum Dienst untauglich geworden waren, mit Ehren und Geschenken in ihre Heimath zurückschicken: da geriethen sie in große Wuth, obwohl sie in Indien selbst ihre Entlassung gefordert hatten. Nicht nur die 10,000 alten Soldaten, sondern das ganze Heer empörte sich und verlangte mit wildem Geschrei: er sollte sie nur gleich Alle gehen lassen, sie sähen nun wohl, daß er kein Macedonier, sondern ein Perser wäre; sie wollten fort!

Alexander, unbewaffnet wie er war, stürzte unter sie, packte die Nächsten und schleuderte sie seinen getreuen Leibwächtern zu; dann zeigte er auf die ärgsten Schreier, dreizehn wurden ergriffen. Zum Tode! rief er. Sie wurden niedergehauen; tiefes Schweigen war unter allen Soldaten. Da trat Alexander wieder auf die Rednerbühne, und hielt ihnen in einer zürnenden Rede ihren Undank vor. Ich habe euch durch Asien und Europa von Siegen zu

Siegen geführt, ich habe mehr Wunden und Mühsal erduldet, als Einer von euch, ich habe für euch gewacht, damit ihr ruhen konntet; ich habe euch reich gemacht, so daß Mancher von euch prächtiger lebt, als ich; nichts habe ich behalten, als diesen Purpur und diese Krone. Ihr wollt mich verlassen? so geht hin, ihr habt euern Abschied Alle! — Hierauf ging er in sein Schloß und ließ sich vor Niemand sehen. Am dritten Tage ließ er die persischen Truppen sich aufstellen, theilte sie nach macedonischer Art ein, machte Perser zu Feldherren, wählte sich aus den tapfersten eine persische Leibwache, und ließ nun den Macedoniern sagen: sie sollten augenblicklich das Lager verlassen, und hingehen, wohin sie wollten, wenn sie nicht etwa vorhätten, sich in einer Schlacht mit ihm zu messen.

Als sie das hörten, bereuten sie bitterlich und verfluchten, was sie gethan hatten. Sie zogen vor das Schloß, warfen ihre Waffen zur Erde, und riefen mit Weinen und Flehen: sie ergäben sich auf Gnade und Ungnade, Alexander sollte ihnen nur wieder gut sein! Zwei Tage und zwei Nächte blieben sie da und baten unablässig; da sah der König, daß es ihnen Ernst war. Er trat hinaus; er weinte selbst über ihren Schmerz, und versöhnte sich mit ihnen. Sie nahmen ihre Waffen auf und zogen mit Liedern und Jauchzen wieder in das Lager. Große Feste wurden gefeiert, und zuletzt zogen die alten Soldaten reich beschenkt nach Macedonien und Griechenland zurück.

Da erzählten sie nun von allen großen Thaten und Siegen, die sie erfochten hatten, und von den Herrlichkeiten des weiten und reichen Asiens, von den Palästen und Königstädten, und dem lustigen Leben, das man da in Babylon und Susa führen könnte, und wie viele Schätze man sich so leicht erwürbe. Und sie beschrieben die neuen

Städte, die Alexander angelegt hatte; da wäre noch so viel zu thun, für Handwerker und Bauleute und Künstler aller Art, da wäre zu handeln mit so vielen fremden kostbaren Waaren, und ganz neue und unbekannte Länder würden noch entdeckt. Wie das die Griechen hörten, begannen viele nach Asien zu ziehen, nach Persien, nach Aegypten, nach Syrien; Kaufleute, Handwerker, Schauspieler, Künstler und Gelehrte, die blieben da wohnen und lehrten den Asiaten die griechischen Künste und die griechische Sprache; und die griechische Weisheit verbreitete sich immer mehr im Morgenlande.

Zwölf Jahre hatte Alexander geherrscht, da starb er, erst 33 Jahre alt. Bis an sein Ende war er rastlos thätig gewesen, noch in den letzten Tagen seiner Krankheit gab er Befehle, und machte Anordnungen für eine neue Unternehmung. Er war der schönste und edelste Mann seiner Zeit; noch bei seinem Leben ehrten ihn Viele wie einen Gott. Der Schmerz seines Heeres und seiner Freunde war ohne Maaß.

Als er gestorben war, fand sich Keiner, der die Kraft gehabt hätte, das große Reich in Asien und Europa zusammenzuhalten. Seine Generale theilten sich in die einzelnen Länder, der eine nahm Aegypten, der andere Syrien, wieder einer Kleinasien, dann Macedonien, dann Persien — die nannten sich Könige und Fürsten und führten lange Jahre Krieg mit einander. So war nun das Morgenland in viele Reiche getheilt, kein Volk zeichnete sich vor den anderen aus, kein König brachte die Völker zusammen zu großen und merkwürdigen Thaten. Die Griechen aber lebten bald unter macedonischer Herrschaft, bald eine Weile frei, dann wieder unter Tyrannen: sie wurden nie wieder einig und verrichteten nichts Großes mehr. Aber wie sie schon früher viele

Colonien gegründet hatten, so zerstreuten sie sich seit Alexanders Zeiten immer mehr in alle alten und neuen Städte des Morgenlandes, und lehrten den Völkern ihre Sprache und ihre Künste, so daß sie sich nun weit mehr verstanden und mit einander verkehrten als bisher. Vor Alexander hatten die Griechen meist alle fremden Völker verachtet und sie Barbaren genannt und nur gut genug zu Sclaven, aber nicht zu Menschen gehalten; seit jener Zeit aber fingen sie an, die Fremden als ihresgleichen und als Menschen zu betrachten, sie lebten unter ihnen und theilten ihnen alle schönen und guten Gedanken mit, die die großen Dichter und Weisen der Griechen gedacht und in ihren Büchern aufbewahrt hatten. Seit Alexander allen fremden Göttern geopfert hatte, bewahrten die Völker ihren Gottesdienst nicht mehr allein für sich, sondern lehrten ihn anderen und verehrten viele Götter gemeinschaftlich. Die Könige führten Kriege mit einander und wollten jeder der mächtigste werden, aber kein Volk hatte eine besondere Tüchtigkeit und kein König hatte einen großen Gedanken. So wurden denn nach und nach Alle bezwungen von einem neuen Volke, das stark war, und Verstand zum Herrschen hatte, und die Welt eroberte: dieß Volk waren die Römer. Jetzt muß also die Geschichte der Römer erzählt werden, weil die allein in der alten Welt nach Alexander und den Griechen Großes und Denkwürdiges gethan haben.

Die Römer.

In dem Lande Italien lebten viele verschiedene Völkerschaften, die in den ersten Zeiten wenig mit einander

verkehrten. Oben im Norden Italiens, unter den hohen Bergen welche die Alpen heißen, wohnten die Gallier, ganz unten im Süden Italiens und auf der Insel Sicilien wohnten die Griechen, die aus Asien und Griechenland schon früh hierhin eingewandert waren und viele schöne Städte am Meer gebaut hatten. In der Mitte von Italien waren größere und kleinere Völker, die Samniter und Etrurier, die Volsker und andere, unter denen wohnten auch die Römer in ihrer Stadt Rom und in der Umgegend am Tiberfluß.

Ihr erster König hieß Romulus, von dem erzählten die Römer nachher viele Wundergeschichten. Romulus und sein Bruder Remus wären die Söhne des Kriegsgotts gewesen und hätten als kleine Kinder die Milch einer Wölfin getrunken. Als sie groß geworden wären, hätten sie viele junge Leute aus den anderen Völkern um sich gesammelt und Kriege geführt, bis sie zuletzt eine Stadt hätten gründen wollen. Aber darüber wäre ein Streit entstanden, Romulus hätte dann seinen Bruder Remus getödtet, und die Stadt Rom gegründet. Darauf wäre er der König und Feldherr der Römer in vielen Kriegen gewesen, und endlich bei einem Gewitter von der Erde in den Himmel aufgefahren.

Zuerst also lebten die Römer unter Königen, die sie sich wählten. Sie führten Kriege mit den anderen Städten in der Nachbarschaft, einige zerstörten sie, andere bezwangen sie bloß und nahmen die Einwohner unter ihr Volk auf. So wurden die Römer immer mächtiger, und nach und nach machten sie sich Gesetze und ordneten ihren Staat, wie sie es wollten. Am meisten that dabei der König Servius Tullius.

Die Vornehmen und Adeligen unter den Römern hießen Patricier und rühmten sich, daß ihre Väter und

Vorfahren die ersten Römer gewesen wären. Die Leute aus dem Volk hießen Plebejer und wurden von den Vornehmen gering angesehen, sie waren auch meistentheils viel ärmer. Die Vornehmen wählten aus sich eine Rathsversammlung, die auf römisch der Senat hieß, ohne deren Willen durfte der König nichts Wichtiges unternehmen. Vorher hatten die Plebejer nun gar nichts im Staate zu sagen, Servius Tullius aber richtete es ein, daß sie auch in die Volksversammlung kommen durften, wo über die Beschlüsse des Senats abgestimmt wurde. Er theilte alle Römer, Patricier und Plebejer, in sechs Klassen, je nachdem sie viel oder wenig Vermögen hatten, und jede Klasse war für den Krieg besonders bewaffnet. Die in der ersten waren ganz schwer gerüstet mit Panzer, Beinharnisch, Schild und Helm, sie führten Schwert und Spieß, unter ihnen waren auch die Ritter, welche zu Pferd in den Krieg zogen. Die zweite Klasse hatte keinen Panzer, die dritte hatte weder Panzer noch Beinharnisch, die vierte führte nur Spieß, Schwert und Schild, in der fünften waren die leichten Soldaten mit Spieß und Schleuder, in der sechsten Klasse aber waren die Armen, die keine Steuern gaben und für gewöhnlich auch nicht in den Krieg zu ziehen brauchten, weil sie ganz von ihrer Hände Arbeit leben mußten und keine Zeit übrig hatten. Die ersten Klassen aber, in denen fast lauter Patricier und Reiche waren, hatten die meiste Macht in der Volksversammlung.

Die Vertreibung der Könige und die Gründung der Republik.

Den Servius Tullius stieß sein Schwiegersohn Tarquinius Superbus vom Thron und ließ ihn er-

morden. Dann machte er sich eine Leibwache, die er mit seinem vielen Gelde unterhielt, und herrschte nun übermüthig und grausam gegen Patricier und Plebejer. Wer sich ihm widersetzte, den ließ er ermorden oder hinrichten, so daß zuletzt weder der Senat noch das Volk ihm zu widerstehen wagte. Er war ein tapferer Feldherr und eroberte mehrere Städte für das römische Gebiet; seine Soldaten fürchteten ihn, weil er sehr streng war, und waren ihm treu, weil er sie gut belohnte.

Als er aber einst im Kriege war, ging einer von seinen Söhnen, die eben so frech wie er waren, des Nachts nach Rom, und beleidigte die Lucretia, die Gemahlin des Patriciers Collatinus, so schändlich, daß sie sich aus Verzweiflung selbst ermordete. Da riefen Collatinus und sein Freund Junius Brutus die Patricier und das Volk zusammen, zeigten ihnen den Leichnam der Lucretia und forderten sie auf: sich die Herrschaft solcher gewaltthätigen Menschen, wie Tarquinius und seine Söhne wären, nicht länger gefallen zu lassen. Sie verschlossen nun die Thore der Stadt, und das Volk erklärte in der Versammlung mit einem feierlichen Eid: daß Tarquinius und sein ganzes Geschlecht auf ewige Zeiten aus Rom verbannt sein sollte. Jetzt wollten sie gar keine Könige mehr haben. Zwei Consuln sollten jedes Jahr von den Patriciern gewählt werden, um den Staat immer ein Jahr gemeinschaftlich zu regieren. Sie sollten auch Recht sprechen, und als Zeichen ihrer Macht sollten zwölf Diener, welche Lictoren hießen, jeder mit einem Bündel Stäbe und einem Beil vor ihnen hergehen. Brutus und Collatinus wurden gleich zuerst zu Consuln gewählt und so hatten die Römer einen freien Staat, oder: eine Republik, gegründet.

Aber Tarquinius gab seine Sache noch nicht ver-

loren. Er war in eine etrurische Stadt geflohen und schickte von da Gesandte nach Rom, um seine Schätze zurückzufordern. Als die Gesandten diese nun erhielten, bestachen sie durch reiche Geschenke mehrere von den Patriciern, und so bildete sich heimlich wieder eine Partei für den Tarquinius, zu der sogar die beiden Söhne des Brutus gehörten. Sie verschworen sich gegen die Republik. Ein Sclave belauschte aber ihre Berathungen und zeigte alles den Consuln an. Da riefen Brutus und Collatinus das Volk und den Senat zusammen auf den Marktplatz, welcher das Forum hieß. Sie setzten sich beide auf ihre Richterstühle und ließen die Angeklagten vorführen. Zuerst kamen die Söhne des Brutus. Ihr Vater sprach das Todesurtheil über sie, und winkte den Lictoren. Die banden ihre Ruthenbündel los, geißelten die Verurtheilten mit den Ruthen und schlugen ihnen mit dem Beil das Haupt ab. Brutus blieb sitzen und sah hin mit unverwandten Augen. Darauf kamen zwei Neffen des Collatinus, deren Verrath auch entdeckt war. Collatinus wünschte ihr Leben zu retten und trug an: sie sollten aus Rom verbannt werden. Brutus aber sprach für den Tod. Da wurden auch diese enthauptet, nach ihnen alle übrigen Verschwornen. Collatinus aber schien wegen seiner Weichherzigkeit untüchtig zum Consul und Schützer der Republik, Brutus nöthigte ihn, sein Amt niederzulegen und sich aus Rom zu entfernen. An seiner Stelle wählten die Patricier den Valerius; der schlug dem Volke gleich vor, ein Gesetz zu machen: daß jeder, der nach königlicher Macht strebte, dem Tod verfallen seyn sollte. Das Volk nahm es an, und weil er außerdem die Plebejer beschützte und die Ländereien des Tarquinius unter die Armen vertheilte, nannten sie ihn von da an Valerius Publicola, das heißt Volksfreund.

Jetzt sammelte Tarquinius ein Heer gegen Rom, und ließ seinen Sohn Aruns damit ausziehen. Brutus führte ihm die Römer entgegen, aber die Schlacht blieb unentschieden, denn gleich im Anfang rannten Brutus und Aruns mit solcher Wuth auf einander los, daß sie sich gegenseitig durchbohrten; so waren beide Heere ohne Anführer.

Tarquinius floh hierauf zum etrurischen König Porsena, der zog mit einem mächtigen Heere aus, und schlug die Römer dicht bei der Stadt, so daß die vordersten Etrurier schon auf der hölzernen Brücke waren, die über die Tiber in die Stadt Rom führte. Da stellte sich ihnen mitten auf der Brücke ein Römer, Horatius Cocles, mit Schild und Schwert entgegen; ganz allein hielt er die Feinde auf, während hinter ihm die Römer die Pfähle unter der Brücke zerhieben. Als er nun die Brücke zusammenstürzen hörte, sprang er von oben über das Geländer in die Tiber, und schwamm mit voller Rüstung an's andere Ufer. Seinen Schild hielt er über sich und kam glücklich an der römischen Seite an. Für dießmal war Rom gerettet.

Aber Porsena ging an einer anderen Stelle über die Tiber, und schloß die Stadt von allen Seiten ein. Als nun große Hungersnoth in Rom war, und Viele sich schon für verloren hielten, ging Mucius, ein römischer Jüngling, mit seinem Dolch unter dem Mantel, in das Lager des Porsena. Er kam vor das königliche Zelt; weil er aber den Porsena nicht kannte, stürzte er auf dessen Schreiber, der ein prächtiges Kleid trug, und erdolchte ihn, in der Meinung es wäre der König. Nun ergriffen ihn die Soldaten, entwaffneten ihn und führten ihn vor den Porsena. Der fragte ihn: wer bist Du? — Er antwortete: ich bin Mucius, ein römischer Bürger und einer

von denen, die sich gegen Dich verschworen haben. Weiter sprach er nichts. Da drohte ihm der König, ihn in das Feuer werfen zu lassen, das neben dem Zelte brannte, wenn er nicht noch mehr über die Verschwörung gestände. Mucius sah ihn verächtlich an, trat zu dem Feuer, hielt seine rechte Hand in die Flamme und ließ sie langsam verbrennen, ohne eine Miene zu verziehen. Da erschrak der König, ließ ihn vom Feuer wegreißen und sagte: Du sollst frei seyn. Mucius antwortete: so will ich Dir zum Danke sagen, daß dreihundert römische Jünglinge sich verschworen haben, Dich zu ermorden. Mich traf das Loos zuerst, die anderen werden folgen. —

Vor solchen Menschen wurde dem Porsena unheimlich, und er machte Frieden mit den Römern. Aber er legte ihnen harte Bedingungen auf, und vieles Land, das sie früher erobert hatten, mußten sie zurückgeben. Noch zweimal wiegelte Tarquinius ein anderes Volk, die Latiner, gegen Rom auf, und dreizehn Jahre dauerte im Ganzen der Kampf der Römer für ihre Freiheit, bis endlich Tarquinius starb. Horatius Cocles und Mucius wurden vom Volke gepriesen und beschenkt; dem Mucius gaben sie noch den Ehrennamen Scaevola, das heißt Linkhand, weil er nur noch die linke Hand hatte; und alle seine Nachkommen behielten den Namen.

Die Kämpfe der Patricier und Plebejer.

Als die Patricier nun keinen König mehr zu fürchten hatten, wurden sie immer übermüthiger gegen die Plebejer, und besonders behandelten die Reichen die Armen, die ihnen Geld schuldig waren, hart und grausam. Die Gesetze halfen den Armen nichts dagegen, denn die Patricier hatten die

Gesetze gemacht, und so waren die fürchterlich streng geworden. Wenn ein Schuldner nicht bezahlte, so hatte der Patricier das Recht, ihn zu seinem Knechte zu machen, ihn an Andere zu verkaufen, ja ihn tödten zu lassen. Die Plebejer haßten darum die Patricier von ganzem Herzen, und warteten nur auf eine Gelegenheit, sich von ihnen zu befreien. Alles war in Rom voll Uneinigkeit und Erbitterung, und das war um so gefährlicher, weil gerade damals die benachbarten Völkerschaften die Römer belästigten und angriffen. Von innen und außen waren sie in Noth, Bedrängniß und Kampf. So sah es in Rom aus zu der Zeit, wo in Griechenland die Perserkriege anfingen.

Die Volsker griffen Rom an, und die Plebejer wurden von den Consuln zu den Waffen gerufen. Da erschien auf dem Markt ein alter Soldat in zerlumpten Kleidern, sein Rücken ganz blutig von Striemen. Seht, rief er dem Volke zu, während ich im Krieg war, verbrannten die Feinde mir meine Felder; ich kam in Armuth und Schulden, mein Gläubiger machte mich zum Knecht und ließ mich peitschen; das haben die Plebejer zum Dank, wenn sie in den Krieg ziehen! — Nun wurde das Volk erbittert und empörte sich. Alle schrien: sie wollten keine Kriegsdienste mehr thun!

In dieser Noth wählte der Senat einen Dictator. Das geschah nur in großen Gefahren; denn ein Dictator konnte thun was er wollte, und Jeder mußte ihm gehorchen; erst nachher, wenn die bestimmte Zeit seiner Dictatur abgelaufen war, hatte er Rechenschaft vor dem Senat und dem Volk abzulegen, ob er auch nach den Gesetzen gehandelt hätte. Der Senat wählte nun den Valerius, einen Nachkommen des Publicola, zum Dictator, der versprach den Plebejern, ihre Lasten sollten erleichtert werden. So

folgten sie ihm in den Krieg und schlugen die Volsker. Als aber hinterdrein die Patricier das Versprechen des Valerius nicht erfüllen wollten, legte er voller Zorn sein Amt nieder, und das Volk zog aus der Stadt auf den heiligen Berg, wo es sich in einem Lager verschanzte.

Nun geriethen die Patricier in Angst. Sie schickten Gesandte heraus um mit dem Volk zu unterhandeln, und bewilligten ihm, was es forderte. Die Schuldknechte wurden freigegeben, den ganz Armen wurden die Schulden erlassen, und obendrein erhielt das Volk von nun an das Recht, jährlich aus sich selbst zwei Beamte, welche Tribunen hießen, zu wählen. Diese Tribunen waren unverletzlich, Keiner durfte sie in's Gefängniß setzen oder ihnen sonst Gewalt anthun; sie selbst hatten das geheiligte Amt: zu wachen, daß dem Volke kein Unrecht geschähe. Um das zu verhindern, hatten sie die Macht, bei jedem Beschluß des Senats, der ihnen unrecht schien, Nein zu sagen; dann war er ungültig. So kehrten die Plebejer wieder in die Stadt zurück.

Die Patricier hatten das alles nur aus Noth und sehr ungern zugestanden. Vor allen aber zürnte über die neuen Rechte der Plebejer ein junger Patricier, Marcius Coriolanus. Er war ein stolzer und tapferer Mann, im letzten Kriege mit den Volskern hatte er die Stadt Corioli im Sturm erobert, davon hieß er Coriolanus. Als nun in den folgenden Jahren eine Hungersnoth entstand, rieth er den Senatoren: das Brodkorn theuer zu verkaufen, und dadurch die Plebejer wieder zu Schuldnern und Knechten der Patricier zu machen; denn die Patricier allein müßten herrschen, so wäre es von Anfang gewesen, und darum müßte es so bleiben.

Wie die Tribunen das hörten, riefen sie ein Volks-

gericht zusammen und verbannten den Coriolanus aus Rom. Da beschloß er in voller Leidenschaft, sich an diesen Plebejern zu rächen und sie zu züchtigen. Er ging zu den Volskern, den Feinden Roms, und bot ihnen an, sie zum Siege gegen die Römer zu führen. Sie machten ihn zum Feldherrn, er drang in das römische Gebiet ein, verwüstete alle Aecker der Plebejer, und lagerte sich nahe bei Rom. Das Volk war nicht zum Kriege gerüstet, und der Senat schickte Gesandte an Coriolanus, um Frieden zu schließen. Er aber wollte sie demüthigen und ließ sie gar nicht vor sich. Da zogen die römischen Frauen hinaus, um ihn durch ihre Bitten zu erweichen. Seine Gemahlin Volumnia mit ihren beiden Kindern auf den Armen trat ihm weinend entgegen, seine alte Mutter Veturia fragte ihn zürnend: ob sie denn einen Verräther geboren haben sollte? Das überwältigte sein Herz. Er stürzte ihr in die Arme und rief: O Mutter, Mutter! Rom hast Du gerettet, aber Deinen Sohn verloren! — Und so gab er dem Heer den Befehl zum Rückzug. Die Volsker, denen er versprochen hatte, Rom zu erobern, schlugen ihn aus Rache todt.

In Rom dauerten danach die Kämpfe der Patricier mit den Plebejern noch immer fort, und wenn auch einer von den Patriciern volksfreundlich gesinnt war, so hatte er alle andern aus seinem Stande zu Feinden. So war es mit Spurius Cassius, einem Manne, der schon in drei Schlachten gesiegt hatte und zweimal mit Ehren Consul gewesen war. Als er zum drittenmal Consul wurde, wollte er das Gesetz einführen, daß alles eroberte Land der Republik unter die Plebejer vertheilt werden sollte. Aber die Patricier klagten ihn an, als wollte er sich zum König machen; sie verurtheilten ihn im Senat, ließen ihn enthaupten und sein Haus bis auf den Grund niederreißen;

sein Gesetz erfüllten sie nicht, obwohl es von der Volksversammlung angenommen war. Der Tribun Genucius klagte sie deßhalb an — am nächsten Morgen wurde er todt in seinem Hause gefunden.

In derselben Zeit brach im römischen Gebiet zweimal eine schreckliche Pest aus, an der fast die Hälfte aller Einwohner starb, und weil die Aecker in dieser Noth nicht bebaut wurden, kam wieder Hunger und Theuerung Die Plebejer fingen an, sich zu empören; dagegen mißbrauchten die Consuln auch ihre Macht, und kehrten sich nicht mehr an die Gesetze. Die Tribunen trugen darauf an, neue Gesetze zu machen, in denen die Rechte aller Bürger bestimmt würden; aber am Tage der Volksversammlung drängten die jungen Patricier sich bewaffnet auf den Markt und vertrieben die Tribunen und das Volk.

Jetzt griffen die benachbarten Völker mit neuem Ungestüm die Römer an; diese wählten in der Noth ihren besten Feldherrn, den Cincinnatus, zum Dictator. Die Abgeordneten des Senats, die auf sein Landgut kamen, um es ihm anzuzeigen, fanden ihn hinter dem Pfluge; denn die Römer lebten damals noch so einfach, daß auch die Vornehmen oft den Ackerbau trieben. Seine Frau brachte ihm den Mantel aus der Hütte; so ging er vom Pfluge weg nach der Stadt, stellte sich an die Spitze des Heeres und schlug die Feinde. Da aber der Krieg fortdauerte, und die Plebejer nicht mit in's Feld ziehen wollten, mußte der Senat endlich ihr Verlangen nach neuen Gesetzen erfüllen.

Nun wurden Abgesandte nach den griechischen Städten in Italien geschickt, um dort die Gesetze kennen zu lernen. Sie reisten mehrere Jahre lang, und kamen bis nach Athen; dann kehrten sie zurück, und zehn Männer wurden aus den Patriciern gewählt, um die neuen Gesetze, so wie sie für die

Republik passend wären, zu ordnen und festzustellen. So lange bis das geschehen wäre, sollten sie alle Macht im Staate haben; keine Consuln wurden während der Zeit gewählt, sondern jedesmal einer von den Zehnmännern regierte zehn Tage lang, und alle zwölf Lictoren mit ihren Beilen gingen dann vor dem her, wenn er in den Senat oder auf den Markt kam.

Wie nun die Arbeit an dem neuen Gesetzbuch lange Zeit dauerte, so gewöhnten sich die Zehnmänner daran, allein zu regieren, und verschworen sich endlich heimlich, sich auf immer ganz der Herrschaft zu bemächtigen. Sie schafften sich 120 bewaffnete Lictoren an, ließen Alle, die sich ihrer Willkür widersetzten, hinrichten, und weil sie dann viel von den Gütern dieser Leute unter die jungen Patricier vertheilten, so hielten diese zu ihnen, und nun tyrannisirten sie das Volk nach Gutdünken.

Um diese Zeit brach ein Krieg mit den Sabinern aus. Neun von den Zehnmännern zogen mit dem Heer in's Feld; der ärgste und gewaltthätigste, Appius Claudius, blieb in Rom. Da ließ er seiner Willkür so freien Lauf, daß sie ihn endlich in's Verderben stürzte. Er sah Virginia, die schöne Tochter eines Plebejers, und wünschte, sie in seine Gewalt zu bekommen. Also ließ er einen von seinen Freunden auftreten, der behauptete: die Virginia wäre die Tochter von einer seiner Sclavinnen, und gehörte ihm. Er führte sie auf das Forum vor den Richterstuhl des Appius Claudius, und der entschied gleich, es wäre recht, und die Virginia gehörte dem Kläger. Ihr Vater, Virginius, stand dabei, als dieß Urtheil gesprochen wurde. Er sah, daß er seine Tochter nicht retten konnte; und in dem Augenblick, wo sie von dem Freund des Appius Claudius ergriffen wurde, um fortgeführt zu werden, stieß

Virginius seiner Tochter ein Messer in's Herz; sie sank todt in seine Arme.

Da schrie alles Volk vor Entsetzen auf. In der fürchterlichsten Empörung gegen den Tyrannen, vor dessen Willkür der Vater seine Tochter nur durch den Tod hatte retten können, stürzten sie auf den Appius Claudius und seine Liktoren los, überwältigten sie und warfen sie ins Gefängniß. Virginius mit dem blutigen Messer und blutigen Kleid eilte ins Heer und riß alle Plebejer zur Empörung hin. Sie zogen nach Rom, die Herrschaft der Zehnmänner wurde aufgehoben, die meisten flohen in die Fremde, Appius Claudius ermordete sich selbst im Gefängniß.

Die neuen Gesetze wurden nun auf zwölf eiserne Tafeln gegraben und öffentlich aufgestellt. Auch wurde den Plebejern erlaubt, sich mit den Patriciern zu verheirathen, denn bisher war das verboten gewesen. Auch übten sie von dieser Zeit an ihr Recht, zehn Tribunen zu wählen. Das war ihnen schon früher zugestanden, aber unter der Herrschaft der Zehnmänner waren gar keine Volkstribunen gewählt.

Kaum war die Ruhe und die Herrschaft der Gesetze in Rom hergestellt, so traf ein neues Unglück von außen die Republik. Die Gallier, welche in Frankreich und am Fuße der Alpen wohnten, fingen an zu wandern, sie wollten ihre alten Wohnsitze verlassen und sich in dem schönen Land Italien anbauen. Große Schaaren des gallischen Volks, bewaffnete Männer, die ihre Weiber und Kinder und all ihre Habe mit sich führten, drangen in Italien ein. Sie waren riesig groß und stark, fürchterlich anzusehen, immer weiter zogen sie, bis nach Etrurien; wo ein Volk sich ihnen widersetzte, besiegten sie es in wilden Schlachten. Brennus hieß ihr Anführer. Zu dem schickten die Römer nun Ge-

sandte nnd ließen fragen: was die Gallier in Italien wollten? Sie antworteten: Wir wollen einen Theil von eurem schönen Lande, um darin zu wohnen. Da sagten die Gesandten: Was für ein Recht habt ihr an das Land der Etrurier? Die Gallier antworteten: Wir tragen das Recht auf der Spitze unseres Schwertes, und tapferen Männern gehört Alles. Als nun die Schlacht gegen die Etrurier begann, fochten die römischen Gesandten mit gegen die Gallier und einer erschlug sogar einen von den gallischen Häuptlingen im Zweikampf. Aber die Schlacht ging für die Etrurier verloren, und nun rückten die Gallier mit einem gewaltigen Haufen nach Rom, um sich zu rächen. Am Flusse Allia schlugen sie das römische Heer vollständig, dann zogen sie in Rom ein. Die meisten Einwohner waren in das Landgebiet oder auf das Capitol, die Burg von Rom, geflüchtet.

Nur achtzig alte Senatoren wollten nicht fliehen. In ihren weißen Mänteln, jeder auf seinem Sessel, blieben sie auf dem Forum sitzen, still, unbeweglich, als die Gallier mit wildem Siegsgeschrei hereinbrachen. Die stutzten nun und wußten nicht, ob die Gestalten in den weißen Gewändern Menschen oder leblose Bildsäulen wären. Endlich trat ein Gallier zu einem Senator und zupfte ihn an seinem greisen Bart. Der alte Römer schlug ihn mit dem Stab über den Kopf, da fielen die Gallier über ihn und die anderen her und erschlugen sie sämmtlich. Dann brannten sie die ganze Stadt nieder und verwüsteten Alles weit und breit. Fast hätten sie auch in einer Nacht das feste Capitol genommen, auf dem die Consuln, die Tribunen und viele Senatoren sich noch vertheidigten. Aber Manlius hieb die ersten Gallier, die an der Seite des tarpejischen Felsens heraufgestiegen waren, nieder, die anderen Römer kamen auf sein

Rufen herbei und halfen ihm die übrigen Gallier von dem steilen Felsen herabstürzen.

Die Gallier fanden jetzt in dem ausgeplünderten Lande selbst nichts mehr zu leben, und weil auch Krankheiten unter ihnen ausbrachen, so zogen sie endlich ab.

Rom war ein Schutthaufen, das Land um die Stadt verwüstet, die Noth war groß. Das Volk mußte sich neue Häuser bauen, es mußte neues Vieh zum Pflügen, Korn zum Säen haben; und da versuchten viele von den reichen Patriciern, die ihr Geld gerettet hatten, die Plebejer wieder zu ihren Schuldknechten zu machen. Nun nahm sich Manlius, der das Capitol gerettet hatte und dafür mit dem Namen Manlius Capitolinus geehrt wurde, des Volkes an, obwohl er selbst Patricier war. Sein bestes Grundstück verkaufte er, um arme Bürger mit dem Geld aus ihren Schulden zu befreien; sein Haus stand allen Plebejern offen, er klagte die Patricier wegen ihrer Grausamkeit an. Der Senat wählte einen Dictator, der ließ den Manlius ins Gefängniß werfen; aber das Volk eilte in hellen Haufen herbei und drohte sich zu empören; so ließen sie ihn denn wieder frei. Als Manlius nun sah, wie die Patrizier ihm feindselig waren und das Volk ihn pries: da kam ihm der Gedanke: sich zum König von Rom zu machen. Er fing an, seine Freunde dahin zu lenken und sich mit ihnen zu rüsten, aber als die Römer merkten, daß er statt eines Freundes ein Herrscher werden wollte, traten die Tribunen gegen ihn auf, das Volk verurtheilte ihn zum Tod, und ohne Gnade wurde er von demselben tarpejischen Felsen herabgestürzt, von dem er einst allein und zuerst die Gallier heruntergeschleudert und so die Republik gerettet hatte. Das war die Strafe für Verräther in Rom.

Das Elend der Plebejer war aufs höchste gestiegen,

und die Tribunen boten alle Macht auf, um dem Volk zu helfen. Licinius hieß der Tribun, welcher endlich drei wichtige Gesetze nach langem Kampf mit den Patriciern einführte. Das erste war: daß von den Schulden ein Theil erlassen wurde; das zweite: daß keiner bei den Ackervertheilungen vom Lande der Republik mehr als fünfhundert Morgen erhalten, und daß auch die Plebejer Antheil daran haben dürften; das dritte: daß jedesmal einer von den beiden Consuln ein Plebejer seyn und von den Plebejern gewählt werden sollte.

Die Kriege mit den italischen Völkern und mit Pyrrhus.

Als diese Gesetze angenommen waren, bauten die Römer der Concordia, das heißt: der Eintracht, einen Tempel. Anderthalbhundert Jahre hatten bis jetzt die Plebejer unablässig gestrebt, ihren Theil an der Staatsgewalt zu erlangen; vieles Blut war um dieß Recht vergossen, viele Tribunen und Freunde des Volkes erschlagen in dieser langen Zeit, und auch nach außen hatten die Römer, weil sie unter sich uneins waren, großes Unglück erlitten, wenig gewonnen, waren oft in Schlachten besiegt, oft in der größten Noth gewesen. Jetzt aber, da das Volk wenigstens sein Recht an der Regierung fest erworben hatte, nahm die römische Republik mit jedem Jahr an Kraft zu; keiner verweigerte mehr Kriegsdienste, und das Volk hatte frische Lust, große Thaten für sein Vaterland zu thun.

Zuerst geriethen sie in Krieg mit den Samnitern; die waren eins der tapfersten Völker in Mittelitalien, und als die Römer in der ersten Schlacht nach langem Streiten

gesiegt hatten, meinten sie, sie hätten doch noch nie mit so hartnäckigen Feinden gefochten. Nun erhoben sich die Latiner, die früher schon einmal besiegt, und dann mit Rom verbündet waren. Sie verlangten: Latiner und Römer sollten nur ein Volk, und von jedem Theil immer ein Consul gewählt werden. Dazu waren die Römer viel zu stolz, sie wollten Römer bleiben und allein herrschen. Also zogen sie ins Feld unter dem Consul Titus Manlius. Dieser befahl seinen Soldaten, als sie in die Nähe der Feinde kamen, ohne seinen Befehl sollte sich durchaus keiner in den Kampf einlassen bei Todesstrafe, denn strenge Ordnung müßte in einem römischen Heer sein. Nun ritt eines Tages sein Sohn mit einigen Reitern aus, um den Feind auszukundschaften, und begegnete dem Anführer der latinischen Reiterei. Der forderte ihn zum Zweikampf heraus. Da konnte der junge Manlius seine Lust nicht bezwingen, er vergaß das Verbot, nahm den Kampf an, erschlug den Latiner und kehrte mit der erbeuteten Rüstung triumphirend in das Lager zurück. Er konnte freilich nicht läugnen, daß er gegen das Verbot, ohne Erlaubniß gekämpft hatte; doch alle Soldaten, die sich über seinen Sieg freuten, baten laut den Consul, die Strafe zu erlassen. Der Consul aber winkte den Lictoren, die mußten seinen Sohn ergreifen und ihn enthaupten, damit Alle sähen, daß bei Römern das Gesetz die höchste Macht über alles Andere sei. Dann führte er mit dem anderen Consul Decius das Heer den Latinern entgegen; am Berg Vesuv begann die Schlacht. Der eine Flügel der Römer wurde zurückgedrängt, sie glaubten: die Götter zürnten ihnen. Da rief Decius: Ich will die Götter versöhnen durch meinen Tod! Er verhüllte sein Haupt und sprengte allein mitten in die latinischen Reihen, wo er kämpfend niedergehauen wurde. Seine Soldaten faßten neuen

Muth um ihn zu rächen, sie rückten wieder vor, und die Latiner wurden besiegt.

Nun gingen die Kriege mit den Samnitern wieder an; und den Römern ging es zuerst sehr schlecht. In einem engen Thal der samnitischen Berge wurde ihr ganzes Heer von den Feinden ringsum eingeschlossen und gezwungen, sich zu ergeben. Doch die Samniter wollten den Frieden und betrugen sich mild. Sie ließen das Heer gehen, nur 600 Ritter, unter denen die angesehensten römischen Bürger waren, behielten sie zurück und schickten die Consuln nach Rom, um da den Frieden, den sie mit ihnen geschlossen hatten, bestätigen zu lassen. Aber das Volk und der Senat in Rom achteten den Vortheil des Vaterlandes höher, als das Leben ihrer Mitbürger. Sie schickten die Consuln zurück, und erklärten: sie wollten keinen Frieden, die Samniter könnten mit den Gefangenen machen was sie wollten; die Samniter nahmen das nicht an, und rächten sich nicht an denen, die die Römer ihnen preisgegeben hatten. Das römische Volk war dafür durchaus nicht dankbar gegen sie. Es erneuerte den Krieg und führte ihn unablässig fort, bis endlich nach 37 Jahren die Samniter gänzlich bezwungen waren. Da gründeten die Römer neue Städte in dem eroberten Land, und in diese Colonien wurden die Aermeren aus dem Volk geschickt, um sich da anzubauen und das Land ganz in Besitz zu nehmen. So machten es die Römer von nun an immer; dadurch breiteten sie ihre Macht aus; und die bezwungenen Völker, welche sie Bundesgenossen nannten, mußten zu allen Kriegen Hülfstruppen zum römischen Heer stellen.

In ganz Mittelitalien waren die Römer schon Herren geworden, und bald fanden sie auch zu ihrer Freude eine Gelegenheit, den Krieg in Unteritalien zu führen. Dort war die mächtigste Stadt Tarent. Die Griechen, die sie

bewohnten, waren reich und lebten üppig, übermüthige und leichtsinnige Menschen. Sie nahmen einmal ohne allen Grund den Römern vier Schiffe weg, und als deßwegen Gesandte von Rom in Tarent erschienen, wurden sie vom Volk verhöhnt und beschimpft, weil sie das Griechische nicht ganz richtig sprachen. Als nun aber die Römer mit einem starken Heere anrückten, riefen die Tarentiner den König Pyrrhus von Epirus zu Hülfe, der sich durch seine Kriegsthaten damals großen Ruhm erworben hatte.

Epirus war ein halbgriechisches Land, das westlich von Macedonien lag, und Pyrrhus brauchte nur über das adriatische Meer zu fahren, so war er in Italien. Er war ein vortrefflicher Feldherr, sein Heer hatte er aufs Beste eingerichtet und in vielen Kämpfen geübt. Der Krieg war seine Herzenslust und er war voll Muth und Begierde, zu herrschen und zu erobern, einerlei, wo es war. Zuerst hatte er in Macedonien und Griechenland Krieg geführt, denn da war lauter Unordnung, nachdem das große Reich Alexander's zerfallen war.

Nun, als ihn die Tarentiner riefen, dachte er gleich ganz Italien und Sicilien dazu zu erobern. Rasch kam er nach Unteritalien herüber mit einem schönen Heere, zwanzig Elephanten waren dabei, so zog er den Römern entgegen.

Die Tarentiner hatten ihm in ihrem griechischen Stolze gesagt: die Römer wären ungebildete Menschen, und bloße Barbaren, die würden leicht zu bezwingen seyn. Als er aber von einem Hügel bei Heraclea das römische Heer anrücken sah, sagte er gleich: die Schlachtordnung dieser Barbaren käme ihm gar nicht barbarisch, sondern ganz wohl überlegt vor; und noch mehr bewunderte er sie, wie sie unerschrocken über den Fluß Liris gingen, und sich zum Angriffe vorbereiteten. Sie stürmten nun auf das Heer

des Pyrrhus los, um es zu durchbrechen; siebenmal erneuerten sie den Angriff, aber es gelang ihnen nicht. Zuletzt, als die Elephanten anrückten, die sie noch nie gesehen hatten, wurden die Römer geschlagen und mußten sich zurückziehen. Aber alle Leichen auf dem Schlachtfelde lagen mit dem Gesicht nach dem Feinde, Keiner war geflohen, und Pyrrhus rief: Hätte ich solche Soldaten, so wäre die Welt mein! Doch meinte er, die Römer würden nach dieser Niederlage den Frieden wohl annehmen, und schickte deshalb seinen Freund Cineas nach Rom. Der kam aber bald wieder und sagte: die Römer wollten nichts davon hören, ehe Pyrrhus ganz aus Italien fort wäre. Dann erzählte er ihm, wie stolz und unbeugsam sie wären, und sagte: der Senat wäre ihm vorgekommen, wie eine Versammlung von Königen. Nur um die Gefangenen auszulösen, schickten die Römer den Cajus Fabricius als Gesandten an Pyrrhus. Er war schon Consul gewesen, aber ein einfacher Mann und obendrein ganz arm; er hatte nur seinen Acker, den er selbst bebaute. Pyrrhus bot ihm ein großes Geschenk an, nicht um ihn dadurch zu Unrechtem zu verleiten, sondern nur als Zeichen seiner Hochachtung. Aber Fabricius schlug es kurzweg aus, und sagte: ich brauche kein Geld. Am andern Tage stellte ihn Pyrrhus auf eine Probe; er ließ den größten Elephanten heimlich hinter sein Zelt führen, worin er sich mit ihm unterredete. Nun gab er ein Zeichen; plötzlich wurde der Vorhang weggezogen, und der Elephant streckte mit fürchterlichem Gebrüll seinen Rüssel hinter dem Kopfe des Fabricius hervor. Der sagte aber ganz ruhig zum König: So wenig dein Geld mich gestern reizte, so wenig schreckt mich heute dein Elephant. Pyrrhus war darüber ganz voll Bewunderung. Die Gefangenen wollte er nun zwar nicht

auslösen und freigeben, aber er erlaubte ihnen, nach Rom zu einem großen Feste, das da gerade gefeiert wurde, hinzugehen, unter der Bedingung, daß sie sich von selbst wieder als Gefangene stellten. Sie gingen hin und machten das Fest mit, am bestimmten Tage aber erschienen sie alle wieder im Lager des Pyrrhus. Todesstrafe hatte der Senat darauf gesetzt, wer zurückbliebe.

Auch in der zweiten Schlacht besiegte Pyrrhus durch seine große Feldherrnkunst die Römer. Sie hatten sich aber so tapfer gewehrt, daß ein großer Theil vom Heere des Pyrrhus gefallen war. Wenn ich noch einmal einen solchen Sieg erfechte, rief er aus, so bin ich verloren! Von Tarent schiffte er nun nach Sicilien über, und stand den griechischen Städten gegen die Carthager bei; die Stadt Carthago lag an der Nordküste von Afrika, die Carthager waren damals das mächtigste Volk zur See, und hatten sich einen großen Theil von Sicilien erobert. Aber bald riefen ihn die Tarentiner noch einmal zu Hülfe. Als er von Sicilien fortging, sah er wohl voraus, wohin dieser Krieg auf der Insel führen würde. Zu seinem Freunde Cineas sagte er: Welch' einen Kampfplatz überlassen wir hier den Römern und Carthagern! Er zog gegen die Römer, aber in den vielen Kriegen waren seine alten Soldaten meistens gefallen, und dagegen hatten die Römer von ihm selbst viel gelernt. Sie schlugen ihn vollständig, so daß er Italien verlassen mußte, und wieder nach Epirus ging. Ruhe konnte er nicht halten, er sammelte neue Heere und führte neue Kriege in Griechenland, bis er bei der Erstürmung der Stadt Argos seinen Tod fand.

Die Römer aber wurden seit der Zeit, wo sie den berühmten Pyrrhus besiegt hatten, überall bei den andern Völkern bekannt und geachtet. Ganz Mittel- und Unter-

Italien hatten sie jetzt unterworfen. Die italischen Völker wurden ihre Bundesgenossen im Kriege, neue Städte wurden in den eroberten Ländern angelegt, große Landstraßen wurden gebaut, und besonders trefflich war das römische Heer geordnet. In Legionen war es eingetheilt, jede Legion bestand aus 6000 Mann Fußvolk, alle schwer bewaffnet mit Speeren, Wurfspießen und Schwertern. Statt der Fahnen hatte jede Legion als Feldzeichen einen silbernen Adler auf einer Stange. Dazu gehörten dann noch eben so viele von den Bundesgenossen, die leichtbewaffnet waren, und außerdem Reiterei. Die Legion war dann wieder abgetheilt in zehn Cohorten. So oft die Römer sich lagerten, warfen sie einen Wall mit einem Graben, wie eine Festung, von Erde auf; in dem Lager standen dann die Zelte in Reihen, als wenn es Häuser in einer Stadt wären, und die Wege zwischen den Zelten wurden genau abgesteckt, wie Straßen. Gewöhnlich befehligten die Consuln das Heer; ihre Unterfeldherren hießen Legaten; wenn die Republik in Gefahr kam, und der beste Feldherr nicht gerade ein Consul war, wurde der zum Dictator erwählt. Vor Allem wurde auf die strengste Mannszucht gesehen, jeder Soldat mußte unbedingt gehorchen. Wenn einer ungehorsam war, wurde er mit Ruthen gepeitscht, oder auch enthauptet; wenn aber ganze Cohorten oder gar Legionen geflohen waren oder sich empört hatten, dann wurde nach der Reihe jeder zehnte Mann von ihnen hingerichtet. Wer sich im Kriege ausgezeichnet hatte, wurde feierlich belohnt. Hatte Einer einem Bürger das Leben gerettet, so erhielt er eine Bürgerkrone; hatte Einer zuerst den Wall einer feindlichen Stadt erstiegen, so bekam er eine Mauerkrone, und für die Befreiung einer belagerten römischen Stadt wurde eine Belagerungskrone geschenkt; alle diese Kronen waren verschieden gearbeitet, so daß man sie von

einander unterscheiden konnte; doch durften sie nur an Festtagen getragen werden. Wenn ein Anführer einen Sieg erfochten hatte, bei dem wenigstens 10,000 Feinde erschlagen waren, so riefen ihn die Soldaten zum Imperator, das heißt, zum Feldherrn aus, und so wurde er von da an immer genannt. Ein Imperator bewarb sich dann um einen Triumph in Rom, und wenn er ihm erlaubt war, zog er feierlich mit den Waffen und der Beute der Feinde und den Gefangenen in Rom ein. Die Soldaten schmückten sich mit grünen Zweigen und sangen lustige Lieder, meist Spottlieder auf den Triumphator, als wenn sie ihn nicht zu übermüthig werden lassen wollten in seinem Glück. Der Triumphator selbst fuhr, auf einem offenen Wagen stehend, in der Mitte des Zuges, sein Lohn war diese Ehre, und sein Schmuck ein Lorbeerkranz.

Weil nun die römischen Legionen so vortrefflich zum Kriege eingerichtet waren, und mit Stolz für die Größe ihres Vaterlandes kämpften, und römische Bürger waren: wurden sie dadurch die tapfersten und berühmtesten Soldaten der alten Welt.

Zu dieser Zeit, als Italien schon unterworfen war, lebten die Römer noch einfach nach ihren alten Sitten. Jedes Jahr wurden aus denen, die schon Consuln gewesen waren, zwei Censoren gewählt; die hatten das Amt: darüber zu wachen, daß Jeder sein Vermögen ordentlich verwaltete, keine Schulden machte, und einfach und ohne Prunk lebte, so, wie sie glaubten, daß es einem Republikaner, das heißt dem Bürger eines freien Staats, geziemte. Als Fabricius Censor war, stieß er einen vornehmen Patricier aus dem Senate, weil er in seinem Hause zehn Pfund Silbergeschirr hatte, das hielt Fabricius für eine barbarische Ueppigkeit. Zu dem Consul Curius, der den

Pyrrhus besiegt hatte, kamen einmal Gesandte eines italischen Volks, um wegen eines Friedens zu unterhandeln. Sie fanden ihn auf einer hölzernen Bank am Feuer sitzen, wie er sich gerade ein Gericht Rüben für den Mittag kochte. Als sie sich verwunderten, sagte er: Wir wollen lieber über reiche Leute herrschen, als selbst reich seyn. Die Römer studirten damals nicht, sie lasen wenig Bücher, und trieben wenig Künste, fast gar keine Maler oder Bildhauer oder Schauspieler waren in Rom — das Alles hielten sie für unnütz, weil sie auch ohne das die Republik verwalten und im Kriege tapfer seyn könnten. Daran dachten sie nun auch allein, wie sie ihre Herrschaft immer weiter ausdehnen und stärker gründen könnten, das war ihre Beschäftigung, und ihr Stolz, und ihre Freude.

Die Kriege mit den Carthagern.

Jetzt dachten sie nun darauf, die Insel Sicilien, welche nur durch eine schmale Meerenge von Italien getrennt ist, in ihre Gewalt zu bekommen. Dort stritten schon seit langer Zeit die kleinen griechischen Staaten mit den Carthagern. Die Carthager stammten von den Phöniziern ab, und hießen auch Punier; sie waren aber viel mächtiger, als die Phönizier früher gewesen waren. Denn diese hatten bloß Handel getrieben, und sahen allein auf den Reichthum; die Carthager dagegen führten auch Krieg, und wollten nicht nur durch ihren Handel reich werden, sondern auch zur See und auf dem Lande herrschen. Sie waren ein kleines Volk, und führten ihre Kriege darum mit fremden Truppen, die sie mietheten und bezahlten. Die römischen Soldaten waren aber, mit Ausnahme der Hülfstruppen, lauter römische Bürger, die für ihr Vaterland kämpften;

deßhalb hielten sie besser zusammen, und waren ausdauernder. Die Römer setzten nun nach Sicilien über, schlugen die carthagischen Soldtruppen, welche dort standen, und eroberten in wenig Jahren mehr als 60 sicilische Städte. Die Carthager schickten darauf von Afrika her eine große Kriegsflotte, und nahmen viele Städte, die am Meere lagen, wieder in Besitz. Da sahen die Römer ein, daß sie auch eine Flotte haben müßten. Sie hatten noch nie zur See gekämpft, und ihre Gegner, die Carthager, waren damals die besten Seeleute, die es gab. Das schreckte die Römer nicht ab. Sie bauten eine Flotte, übten sich im Rudern und Steuern, und fingen an, auf dem Meere mit den Carthagern zu streiten. Anfangs ging es ihnen schlecht, weil sie nichts davon verstanden, und weil die Carthager geschickter im Steuern der Schiffe waren. Aber die Römer lernten rasch in solchen Dingen. Sie machten Fallbrücken an ihren Schiffen, um die carthagischen entern zu können, und Mann gegen Mann zu kämpfen. Das gelang ihnen auch so gut, daß der Consul Duilius bald darauf den ersten Seesieg erfocht. Sonst, wenn ein römischer Feldherr gesiegt hatte, brachte er die Waffen und Rüstungen der erlegten oder gefangenen Feinde mit nach Rom. Duilius ließ die Schnäbel von den eroberten Schiffen abhauen, und brachte so die Zeichen seines Seetriumphs auf das Forum; da wurden sie an einer Säule zum ewigen Andenken befestigt, und diese Säule ist noch jetzt in Rom zu sehen.

Nur war mit dem einen Siege noch wenig ausgerichtet. Die Römer sahen ein, daß ein so mächtiges Volk wie die Carthager immer wieder neue Flotten nach Sicilien und Italien schicken könnten, also beschlossen sie, Carthago in Afrika selbst anzugreifen. Der Consul Regulus besiegte mit 330 Schiffen in einer großen Seeschlacht bei Ecno-

mus die karthagische Flotte von 350 Schiffen. In der Schlacht kamen zusammen 30,000 Menschen um's Leben, die Carthager verloren über 100 Schiffe. Da fuhr Regulus nach Afrika über. Er eroberte ein paar Städte in der Nähe von Carthago, schlug die carthagische Landarmee und verwüstete das Land, so daß die Carthager in großer Noth waren.

Zu der Zeit kam Xanthippus, ein Spartaner, mit griechischen Söldnern nach Carthago. Der übte die carthagischen Söldner nach griechischer Weise ein, und als sie tüchtig geübt waren, zog er mit ihnen den Römern entgegen. Er schlug sie vollständig und nahm den Regulus gefangen. Zwei römische Flotten, welche dem Rest des Heeres zu Hülfe kommen sollten, wurden auf dem Meere von einem gewaltigen Sturm zu Grunde gerichtet; die Carthager setzten wieder nach Sicilien über, und Alles stand für die Römer schlecht, bis sie endlich auf Sicilien einen großen Sieg über die Carthager gewannen. Nun schickten diese den gefangenen Regulus nach Rom, unter der Bedingung, daß er wieder nach Carthago zurückkehrte. Wenn er einen günstigen Frieden machen würde, sollte er frei sein, sonst drohten sie ihm schreckliche Martern. Regulus kam nach Rom und rieth dem Senat: ja keinen Frieden zu machen, denn Carthago könnte den Krieg nicht lange mehr aushalten. Dann ging er furchtlos nach Carthago als Gefangener zurück, wie er versprochen hatte. Die Römer erzählten nachher, er wäre auf eine grausame Weise hingerichtet worden.

Es kam, wie er gesagt hatte. Nachdem die Carthager noch eine Seeschlacht verloren hatten, waren ihre Kräfte erschöpft, und sie konnten nicht anders, als unter harten Bedingungen Frieden schließen. Sie mußten alle Gefangenen

frei geben, eine ungeheure Geldsumme als Kriegskosten zahlen und Sicilien ganz verlassen. Sicilien wurde nun das erste eroberte Land, welches die Römer ganz als Herren verwalteten und eine Provinz nannten. Eine Provinz mußte Steuern und Abgaben nach Rom bezahlen, sie mußte Soldaten stellen, wenn es verlangt wurde, und von allem Guten, was in einer solchen Provinz war, nahmen die Römer das Beste. Wenn in Rom nun Einer Consul gewesen war, dann wurde er auf ein Jahr als Statthalter (oder Proconsul) in eine Provinz geschickt, da konnte er thun was er wollte, nur mußte er dem Senat und dem Volke nachher Rechenschaft davon geben. Als die Römer nun das schöne Land Sicilien erworben hatten, da lernten sie kennen, wie herrlich es wäre, über eroberte Länder zu herrschen. Und weil sie stolz geworden waren auf ihre Kraft, seit sie die mächtigen Carthager zu Lande und zur See besiegt hatten, scheuten sie sich vor keinem Volke mehr. Als die Gallier in Oberitalien wieder unruhig wurden, fingen die Römer gleich den Krieg an, besiegten sie vollständig und machten das Land zu ihrer zweiten Provinz. Dann zogen sie auch gegen die Illyrier zu Felde. Diese wohnten am adriatischen Meer im Norden von Griechenland; sie trieben viel Seeräuberei und belästigten den Handel auf dem Meere. Als die Römer sie besiegt hatten, waren die Griechen ihnen darum auch sehr dankbar, die römischen Gesandten wurden in Athen und Sparta auf jede Weise geehrt. Bei der Gelegenheit achteten sie auf Alles, was in Griechenland vorging. Sie sahen, daß die Griechen unter sich und mit den Macedoniern immer in Zank oder Krieg waren, und da dachten sie daran, auch dieß Volk unter römischer Herrschaft zur Ruhe zu bringen.

Hannibal und Scipio.

Aber zuerst drohte noch ein anderer gewaltigerer Krieg. Die Carthager hatten sich in den Jahren des Friedens wieder gestärkt und gerüstet. Ihr Feldherr Hamilcar hatte angefangen, das ganze Spanien zu erobern, da fanden sie viel Silber in den Bergen, ihr Handel ging wieder von Statten, sie gründeten Städte in Spanien und brachten es immer mehr in ihre Gewalt. Sie fühlten sich nun stark genug, den Römern entgegenzutreten. Keiner hatte so brennenden Eifer, sein Vaterland zu rächen und Rom zu stürzen, als Hannibal, der Sohn des Hamilcar. Den hatte sein Vater schon als neunjährigen Knaben mit in's Feld nach Spanien genommen, und feierlich hatte er am Altar ewige Feindschaft den Römern geschworen. Nun lebte er die folgenden Jahre immer im Feld und unter den Waffen, da lernte er den Krieg kennen und härtete sich ab. Er ward ein Feldherr, wie wenige jemals gewesen sind. Sein Heer bestand aus Söldnern und Barbaren, aber er hielt es in Ordnung und Zucht durch die hohe Kraft seines Willens. Alle Mühen theilte er mit dem Soldaten, beim Angriff war er der erste, beim Rückzug der letzte. Oft schlief er im Kriegsrock auf bloßer Erde; Hunger und Durst, Frost und Hitze, alles ertrug er und blieb besonnen und feurig kühn zu jeder Zeit. Einen solchen Gegner hatten die Römer noch nie gehabt.

Die Stadt Sagunt in Spanien wurde von Hannibal belagert, und rief Rom um Hülfe an. Die Römer warteten schon, gerade wie die Carthager, nur auf einen Anlaß zum Kriege. Sie schickten noch einmal Gesandte nach Carthago, aber kein Theil von beiden hatte wahre Lust

zum Frieden. Als sie lange geredet hatten, faßte der Römer Fabius seinen Mantel zusammen und sagte: Hierin habe ich Krieg und Frieden, wählt eins von beiden! — Gieb was Du willst, antworteten die Carthager. — So soll's Krieg sein! sagte er.

Drei Heere hatten die Römer gerüstet. Eins stand in Gallien, eins wurde nach Spanien geschickt, eins sollte über Sicilien nach Afrika gehen. Da faßte Hannibal den unerhörten Plan, zu Lande von Spanien nach Italien zu ziehen, und die Römer auf ihrem eigenen Boden anzugreifen. So gedachte er ihre Macht von Grund aus zu zerstören. Die Wege waren unbekannt, fremde, feindliche Völker wohnten in den Ländern dazwischen, dazu war es Winter, und sein afrikanisches Heer, das an Kälte nicht gewöhnt war, mußte zwischen Schnee und Eis mit allem Gepäck, allen Wagen und Kriegsgeräthen auf ungebahnten Wegen über die höchsten Bergketten in Europa, über die Pyrenäen und dann über die Alpen steigen. Aber er wollte es, und nichts hielt ihn ab. Er ließ Wege bahnen, Felsen sprengen, kämpfte auf dem mühseligen Marsch mit den wilden Völkern, die ihn angriffen; überall befahl er, ordnete, arbeitete, kämpfte er, bis endlich sein Heer nach fünf Monaten von den Alpen nach Italien herabstieg. Von 59,000 Mann, mit denen er aus Spanien gezogen war, kamen nur 26,000 nach Italien, die übrigen waren erschlagen, erfroren, in Abgründe gestürzt.

Jetzt zeigte Hannibal seinen Feldherrngeist. Am Fluß Ticinus schlug er das erste römische Heer, dann rief er die Gallier zur Empörung auf und verband sich mit ihnen. Schnell hatten die Römer das zweite Heer aus Sicilien gerufen, Hannibal schlug es ebenfalls; er achtete es nicht, daß er ein Auge verlor; vorwärts rückte er nach

Etrurien, und am See Trasimenus schlug er zum drittenmal die Legionen, die Rom ihm entgegengeschickt hatte; der Consul Flaminius mit 15,000 Römern blieb todt auf dem Schlachtfeld.

Da ernannten die Römer einen Dictator mit unumschränkter Macht auf eine bestimmte Zeit. Es war Fabius Maximus, welcher nachher Cunctator oder der Zauderer genannt wurde. Denn weil er sah, daß Hannibal so oft im raschen Angriff gesiegt hatte, wollte er nicht Alles auf's Spiel setzen, und vermied also jede Schlacht, so oft Hannibal ihn auch dazu zu verleiten suchte. Er zog sich immer vor dem carthagischen Heer zurück, und wählte vortreffliche, unangreifbare Stellungen in den Bergen. Wenn Hannibal dann nach Rom zu marschirte, zog er ihm in den Rücken und nöthigte ihn so, umzukehren. Dann wich er wieder aus und marschirte geschickt hin und her, so daß es zu keinem Kampfe kam. Ihn kümmerte es nicht, daß das Volk in Rom über seine Feigheit schrie, daß die Soldaten gegen ihn murrten und in seinem eigenen Lager Spottlieder auf ihn sangen. Er wollte Rom retten, und rettete es durch sein Zaudern; denn während der Zeit rüsteten die Römer ein neues, großes Heer. Nun waren sie der Vorsicht des Fabius überdrüssig. Als die Zeit seiner Dictatur abgelaufen war, wählten sie wieder zwei Consuln, und schickten sie mit dem neuen Heer dem Hannibal entgegen. Endlich konnte der nun schlagen. Bei Cannä in Apulien stürzte er sich auf die Römer, und brachte ihnen eine fürchterliche Niederlage bei. 50,000 Römer lagen todt, unter ihnen der eine Consul, 80 Senatoren und soviel Ritter, daß Hannibal ganze Scheffel voll goldene Ringe (denn jeder Ritter trug einen Ring am Finger) nach Car-

thago sandte. Nun schien er Herr in Italien zu seyn, und Rom schien verloren.

Aber Hannibal führte nicht ein Heer von freien Römern, sondern meist von Söldnern, die für Geld, und nicht wie die Römer, für ihr Vaterland und ihre Freiheit kämpften. Nun waren in den blutigen Schlachten seine besten alten Soldaten gefallen, er mußte neue anwerben und einüben; die anderen waren von den langen Kämpfen und Märschen aufs Aeußerste erschöpft, so mußte er ihnen denn Zeit zur Erholung geben und unthätig sein in ungeduldigem Schmerz, während er um sein Leben gern Rom gestürmt und die Feindin seines Vaterlandes zerstört hätte.

Die Römer aber vertrauten noch in dieser Noth auf sich selbst und blieben wie freie Männer fest und ungebeugt. Als der andere Consul die Reste des Heeres gesammelt hatte und mit ihnen im geordneten Zuge nach Rom kam, ging der Senat ihm entgegen. Keine Vorwürfe, keine Klagen wurden gehört, der Senat dankte dem Consul, daß er nicht an der Republik verzweifelt hätte. Sie hatten kein Geld mehr, da dienten die Bürger ohne Sold; sie hatten nicht genug Mannschaft, da gaben sie ihren Sclaven Waffen und versprachen denen, die sich tapfer hielten, die Freiheit. Viele Bürger liehen dem Staate ihr Geld, viele rüsteten freiwillig Schiffe aus. Den Fabius Maximus ehrten sie und nannten ihn den Schild Rom's; der Consul Marcellus aber rückte nach Sicilien und erfocht dort wieder einen Sieg, da nannten sie den: Rom's Schwert. Er eroberte nach einer Belagerung von zwei Jahren die mächtigste Stadt Siciliens, Syracus, und eine Menge von den Kunstwerken, mit denen die syracusischen Griechen ihre Stadt geschmückt hatten, wurden nach Rom gebracht als Zeichen des Sieges und um Rom zu verschönern.

Während Hannibal nun in Italien wieder anfing zu kämpfen, ging es den Römern in Spanien sehr schlimm. Dort waren zwei Consuln besiegt und selbst in der Schlacht gefallen, und die Römer durften den Carthagern doch nicht das reiche große Land überlassen, nur wußten sie nicht, wem sie das wichtige Feldherrnamt dort geben sollten; denn keiner wollte sich dazu melden. Da trat Publius Cornelius Scipio auf und sprach: Ich will es übernehmen, wenn Ihr es mir vertrauen wollt.

Erst zauderten die Römer, denn Scipio hatte noch nicht einmal das Alter, welches das Gesetz vorschrieb für die Feldherren; er war ein Jüngling von 24 Jahren. Doch hatte er schon in Spanien gefochten; von den beiden Consuln, die dort gefallen waren, war der eine sein Vater, der andere sein Oheim. Aber als die Römer ihn sahen, wie er so muthig und besonnen war, und ihn hörten, wie er feurig zu ihnen redete, daß sie nicht verzagen müßten, und daß Rom doch zuletzt herrlich siegen würde: da wählte ihn das Volk einstimmig zum Feldherrn.

Er ging nach Spanien, und rasch gewann das ganze Heer ihn lieb, denn von Anfang an sah er das Richtige ein und führte es kräftig aus. Er war mild gegen die Spanier, ging freundlich mit ihnen um und schloß Bündniß mit mehreren Völkerschaften; dann zog er vor die Hauptstadt der Carthager, welche Neucarthago genannt war, nahm sie ein und schlug das feindliche Heer. Die Carthager waren grausam gegen die Spanier gewesen, Scipio war ganz anders und sagte: sie sollten nicht Knechte sondern Freunde und Verbündete der Römer seyn. Die Spanier sahen wohl, daß nicht alle Römer so dachten, darum gingen sie zum Scipio, den sie liebten und verehrten, und sagten: Sei

du unser König! Er aber lehnte es ab, ihm war es genug, ein freier römischer Bürger zu sein. In den folgenden Jahren vertrieb er die Carthager ganz aus Spanien, und ging nach Italien zurück. Er zog im Triumph in Rom ein und brachte große Summen Gold und Silber in den Schatz der Republik.

Auch in Italien stand es nun schlecht mit den Carthagern. Hannibal hatte die Römer zwar wieder in zwei Gefechten geschlagen, aber sein eigenes Heer war von den vielen Kämpfen so zusammengeschmolzen, daß er auf Verstärkungen warten mußte. Während es ihm in der Seele brannte, daß er so unthätig sein mußte, wurden seine Soldaten in den griechischen Städten, wo sie gelagert waren, weichlich und schwelgerisch, so daß sie Lust und Tüchtigkeit zum Kriege verloren. Endlich kam sein Bruder Hasdrubal mit dem spanischen Heere auf demselben Wege wie früher er selbst, über die Alpen nach Oberitalien. Aber er wurde, ehe Hannibal sich mit ihm vereinigen konnte, gänzlich von den Römern geschlagen und er selbst blieb im Kampfe. Sie hieben ihm den Kopf ab und warfen den ein paar Tage nachher vor Hannibal. Da erkannte der, was geschehen war, und daß er wenig mehr zu hoffen hatte. Aber er hielt aus; er verschanzte sich in der äußersten Spitze von Unteritalien, und die Römer fanden es für gerathen, ihn nicht anzugreifen.

Scipio faßte nun den Plan, Carthago selbst in Afrika anzugreifen. In Rom waren Viele gegen diese Unternehmung, Fabius Maximus meinte, das wäre gefährlich; Andere waren eifersüchtig auf die großen Thaten des Scipio und daß alle Bundesgenossen ihm so sehr anhingen; die fürchteten, er würde gegen die Freiheit Rom's etwas thun. Viele endlich von den alten Senatoren zürnten darüber, daß

Scipio die griechischen Sitten annähme, und waren darum seine Feinde. Sie meinten: einem Römer ziemte es nicht, irgend etwas Ausländisches anzunehmen, und das wäre das Verderben des römischen Staats, wenn seine Bürger anfingen, an etwas Anderes zu denken, als an den Krieg und die Verwaltung des Staats. Scipio that das nun freilich. Er hatte die griechische Sprache gelernt, er las griechische Bücher und freute sich an den schönen Werken der Dichter, an den weisen und edlen Gedanken, die die griechischen Denker in ihren Schriften so schön ausgesprochen hatten. Er liebte es auch, sich mit seinen Freunden davon zu unterhalten, und in seinem Umgang war er nicht kurz, rauh und barsch, sondern gebildet und sanft nach griechischer Art, wie die Athener in den schönen Zeiten des Perikles, oder auch wie Alexander es wohl war. Aber er war nicht üppig, weichlich und verdorben, wie die Griechen zu seiner Zeit es meist schon waren, sondern bei aller Sanftmuth war er männlich und tapfer im Krieg und kräftig im Staat. Er sah nicht ein, warum man nicht beides zugleich seyn könnte, und er hielt es für menschlich: das Schöne und Edle überall zu lieben, einerlei ob Griechen oder Römer es gedichtet und gedacht hätten.

Aber die alten Republicaner wollten von nichts wissen, als von Rom und vom Staat und vom Krieg. Als Scipio daher schon ein Jahr lang in Sicilien die Rüstung seines Heeres betrieb, wurde er in Rom angeklagt: daß er nach griechischer Art schwatzte und faulenzte und schwelgerisch lebte und sein Heer ebenso verdürbe. Abgeordnete wurden darum vom Senat geschickt, das Alles zu untersuchen und ihn zu strafen und abzusetzen, wenn er schuldig wäre. Als sie kamen, führte er sie überall umher und zeigte ihnen die Schiffe, die er bauen ließ, die Vorräthe, die er für das Heer sam-

melte, dann ließ er die Soldaten zu Land und zur See ihre Uebungen machen, und dabei zeigte sich, daß er während der Zeit alles vortrefflich gerüstet und angeordnet hatte, trotzdem, daß er griechische Bücher las, und sich mit seinen Freunden in den freien Stunden über die Weisheit und die Kunst unterhielt. So wurde denn nichts aus der Anklage.

Vielmehr begann Scipio bald darauf seinen Feldzug. Mit einer großen Flotte fuhr er nach Afrika; dort verbündete er sich gleich mit mehreren Völkern, und brachte die Carthager in die größte Noth. Sie wußten sich endlich nicht mehr zu helfen, und riefen den Hannibal herüber. Sechzehn Jahre lang hatte der sich, zur Bewunderung selbst seiner Feinde, in Italien gehalten, und immer gesonnen und gekämpft, die Kraft Roms im eigenen Lande zu brechen; nun mußte er es verlassen, das war ihm fürchterlich. Er eilte nach Carthago, da fand er ein geringes und schlechtes Heer. Er versuchte, Frieden zu schließen, und kam mit Scipio zusammen, der forderte aber unbedingte Unterwerfung. So entschloß sich Hannibal bei Zama zur Schlacht. Er strengte alle seine Kräfte an, er that, was menschenmöglich war, aber mit dem Heere war nichts auszurichten. Scipio erkämpfte einen vollständigen Sieg, und nun mußte Carthago einen schweren Frieden annehmen. Es mußte versprechen, kein Land außer Afrika in Besitz zu nehmen, eine ungeheure Summe Kriegskosten zu bezahlen, und endlich mußte es fast alle Kriegsschiffe ausliefern, die dann im Angesicht der Stadt von den Römern verbrannt wurden.

Mit unendlichem Jubel empfingen und geleiteten die Bundesgenossen in Italien den Scipio auf seiner Rückkehr. Er zog in einem herrlichen Triumphzuge in Rom ein, und Volk und Senat wetteiferten darin, die größten

republikanischen Belohnungen für ihn zu ersinnen und vorzuschlagen. Er sollte als Besieger Afrika's den Ehrennamen Scipio Africanus erhalten, seine Bildsäule sollte auf dem Capitol und auf dem Forum aufgestellt werden, endlich wurde ihm die Dictatur auf Lebenszeit angeboten — das war die höchste Gewalt, die in dem freien Rom sich erdenken ließ. Scipio nahm von dem Allen nur den Namen Africanus an, er wollte weder sein Bild aufstellen lassen, noch Dictator seyn. Er freute sich, sein Vaterland so mächtig gemacht zu haben; doch glaubte er, das wäre bloß die Erfüllung seiner Bürgerpflicht, und für den schönsten Lohn sah er es an: im Vaterlande frei mit freien Männern zu leben.

Die Kriege in Griechenland, Macedonien, Kleinasien, und die Zerstörung von Carthago und Corinth.

Nachdem nun dieser zweite Krieg mit den mächtigen Carthagern nach so großen Gefahren so glücklich beendigt war, kam es den Römern leicht vor, ihre Herrschaft noch weiter auszudehnen. Zuerst aber wollten sie ganz ruhig vor Carthago seyn, und da sie hörten, daß Hannibal unermüdlich sorgte, die Kriegskosten rasch zu bezahlen, und zugleich wieder eine Flotte zu bauen, so beschloß der Senat, den Carthagern zu befehlen, daß sie den Hannibal nach Rom auslieferten. Nur Scipio Africanus sprach lebhaft dagegen: es wäre unedel, an einem so großen Manne so zu handeln. Die Senatoren erwiderten: aber es wäre für Rom vortheilhaft! und so schickten sie den Befehl nach Carthago. Als Hannibal das hörte, floh er zum König Antiochus von Syrien und Kleinasien, der schon lange einen Krieg gegen die Römer vorhatte, und bot ihm seine

Dienste an, um wenigstens den Feinden Carthago's schaden zu können, so lange er noch Leben in sich hätte.

Indeß hatte der römische Consul Flamininus den König von Macedonien besiegt, der bisher die andern griechischen Staaten tyrannisirt hatte. Nun zog Flaminius nach dem Isthmus, wo die Hellenen gerade zu festlichen Spielen zusammengekommen waren, und da ließ er durch einen Herold öffentlich ausrufen: alle Griechen, die bisher von den Macedoniern tyrannisirt worden wären, sollten jetzt frei seyn. Mit ungeheurem Jubel hörten die Griechen diese Botschaft an; sie drängten sich um den Flamininus, daß er fast erdrückt wurde, sie dankten und lobten ganz überschwänglich seine Thaten und die Römer. Das wäre doch noch ein rechtes Volk, riefen sie, das mit eigener Gefahr für die Freiheit anderer Völker kämpfte!

Denn die Griechen bildeten sich ein: die Römer meinten es ernstlich. Die Römer hatten es aber nur gethan, um den König von Macedonien dadurch schwächer zu machen, daß sie ihm die Herrschaft über die Griechen nähmen. Als nachher ein braver und tapferer Mann, Philopömen, welcher der letzte Grieche genannt wurde, sich an die Spitze eines Bundes von griechischen Staaten stellte, und sie wirklich frei und stark machen wollte: da stifteten die Römer den König von Macedonien wieder an, die Griechen anzugreifen; denn das war die römische Kunst, ein Volk gegen das andere zum Kriege aufzuhetzen, damit Rom nachher, wenn beide Theile schwach geworden wären, über beide herrschen könnte.

Jetzt zog von Rom ein anderes Heer gegen den syrischen König Antiochus; es wurde befehligt von einem Bruder des Scipio Africanus; er selbst, der Besieger

Carthago's, ging nur als Legat, als Anführer einer Legion, mit. Antiochus hatte wohl Lust, zu erobern und groß zu werden, aber er war ein weichlicher Mensch, der auf Festen und in Schwelgereien seine Zeit vergeudete, und die trefflichen Rathschläge des Hannibal wenig befolgte. In einer großen Schlacht bei Magnesia in Kleinasien wurde er geschlagen; die Römer nahmen ihm fast sein ganzes Land, und den größten Theil seiner angehäuften Schätze schleppten sie mit nach Rom. Hannibal ging zum König von Bithynien, und als die Römer ihn auch dahin verfolgten, nahm er endlich Gift. Er war alt und grau geworden in dem unermüdlichen Kampfe gegen Carthago's Feinde; sein letztes Wort war: ich will die Römer endlich von der Furcht vor dem Leben eines Greises befreien. So starb er.

Die Römer hatten sich aber in Asien an die Schwelgerei und das üppige Leben gewöhnt. Je mehr Schätze die Republik und die einzelnen Bürger gewannen, desto mehr dachte jeder nur darauf, wie er am angenehmsten leben könnte, und nicht, wie er am besten der Republik diente. Dabei wurden die Reichen immer mächtiger, mit Geld und Gold konnte man mehr ausrichten als sonst, und solche Männer, wie Fabricius, wurden immer seltener. Einer von ihnen war der alte Censor Cato, der wollte mit aller Gewalt die einfachen alten Sitten herstellen. Er fürchtete, daß leicht Einer sich zum Tyrannen aufwerfen könnte, wenn die Bürger sich mit Prunk und Kostbarkeiten beschäftigten, sich Paläste bauten, und Kunstwerke darin aufstellten, und prächtig und schwelgerisch lebten, statt sich ganz allein mit dem Wohle des römischen Staats abzugeben. Weil er nun sah, daß die Römer das Alles von den Griechen und den Asiaten angenommen hatten, so warf er einen Haß nament-

lich auf die Griechen. Viele Griechen waren, je größer und berühmter Rom wurde, dorthin gekommen; unter ihnen waren freilich manche unnütze Schwätzer und Menschen von verderbten Sitten, aber sie verstanden doch die Werke der großen griechischen Dichter und Denker aus der früheren Zeit, und viele junge Römer ließen sich von ihnen in griechischer Sprache und Wissenschaft unterrichten. Das Alles war dem Cato ein Greuel; nur Strenge und Ernst und Einfachheit im Denken und im Reden, im Leben und Betragen, hielt er für republicanisch; Feinheit und Anmuth und Kunst, meinte er, geziemte nur Sclaven, die kein freies Vaterland hätten. So versuchte er denn, alle griechischen Redner und Weise und Künstler aus Rom zu vertreiben, und darin standen ihm auch manche von den Volkstribunen bei. Scipio war denen besonders verhaßt, weil er sich mit der griechischen Kunst und Weisheit gebildet, und auch, weil er ein so großes Ansehen erworben hatte, daß sie meinten, es wäre gefährlich für einen freien Staat, wenn Einer so viel bedeute. Also klagten ihn ein paar Tribunen an, um ihn zu verbannen; unter dem Vorwande: daß er auf seinen Feldzügen Gelder, die dem Staate gehörten, für sich behalten hätte.

An dem Tage, wo die Sache verhandelt werden sollte, kam Scipio auf das Forum, mit einem Lorbeerkranze um die Stirn. Er sprach: heute, ihr Römer, ist der Tag, wo ich einst über Hannibal in Afrika einen herrlichen Sieg erfochten habe. Ich will auf das Capitol gehen, um den Göttern dafür zu danken! Da jubelte das Volk und folgte ihm nach; von der Anklage war nun nicht weiter die Rede, Scipio aber mochte seit der Zeit nicht mehr in Rom bleiben. Er ging auf sein Landgut, da lebte er mit einigen Freunden und starb bald hernach. —

Kein römischer Feldherr vor ihm und nach ihm war so mild gegen die Unterworfenen, und so menschlich wohlwollend gegen Feinde und gegen Verbündete, wie Scipio es war. Jeder neue Triumph, den die Römer jetzt erfochten, gab ihnen mächtige Begierde nach einem noch größeren Triumphe; je mehr Macht sie besaßen, desto mehr begehrten sie, ihre Herrschaft auszudehnen. Sie hatten erfahren, und glaubten es für alle Zukunft: daß Nichts auf Erden den Römern widerstehen könnte.

Noch einen letzten Versuch machte Perseus, der reiche König von Macedonien, sein Land an die Spitze der andern Reiche zu stellen. Aber die Soldaten der macedonischen Phalanx waren schon längst nicht mehr das, was sie mit Alexander gewesen waren. Perseus wurde vom Consul Aemilius Paulus vollständig geschlagen, und der Triumph in Rom war glänzend, wie keiner vorher. Am ersten Tage wurde aller Schmuck, alle Zierrathe und herrlichen Kunstwerke, die aus den Palästen des Perseus genommen waren, aufgeführt, am zweiten Tage alle erbeuteten Waffen und Rüstungen, am dritten Tage alle Schätze, 77 Gefäße geschmolzenes Gold; an den Silbermünzen allein hatten 3000 Menschen zu tragen; und endlich sah das ganze römische Volk in Festkleidern zu, wie der König von Macedonien als Gefangener mit seinen Kindern und Verwandten vor dem Triumphwagen des Aemilius herging.

Von den Siegen über Carthago, über Antiochus und über Perseus war der Staatsschatz Rom's so angefüllt, daß in hundert Jahren von dieser Zeit an, obwohl beständig Krieg geführt wurde, doch kein römischer Bürger Geld dazu steuern mußte. Und außerdem machten doch noch alle Feldherren und Soldaten unermeßliche Beute; in Epirus allein wurden 60 Städte ganz und gar ausgeplündert.

Den Macedoniern verkündigte der Senat nun: sie sollten weder von Königen noch von Rom beherrscht werden, sondern ein ganz freies Volk seyn. Aber zu gleicher Zeit gab der Senat ihnen solche Gesetze und theilte das Land in so viel kleine Bezirke ein, daß die Macedonier gar nichts gemeinschaftlich berathen und thun konnten. Daher empörten sie sich bald darauf gegen diese schlechte Verfassung, und nun schickten die Römer ein Heer, unterwarfen Macedonien gänzlich und machten es zu einer römischen Provinz, wohin jährlich ein gewesener Consul als Statthalter von Rom geschickt wurde. Und jeder Statthalter (oder Proconsul) suchte während des Jahres, daß er eine Provinz verwaltete, so viel Schätze als möglich für sich selbst zusammenzubringen.

Der Censor Cato bestrafte wohl manchmal einen, weil er Erpressungen gemacht hatte oder zu üppig lebte, doch half das wenig, weil fast alle es mehr oder weniger thaten. Aber jedesmal, so oft Cato irgend etwas im Senate vorbrachte, einerlei was es war, schloß er seine Rede mit den Worten: Uebrigens halte ich dafür, daß Carthago zerstört werden muß.

Und so geschah es auch endlich. Vor den Carthagern allein hatten die Römer noch einige Besorgniß, sonst vor keinem Volk, und das war ihnen lästig. Sie fingen nun an, Carthago zu reizen und zu tyranniſiren. Erst forderten sie, daß die Carthager alle ihre Waffen ausliefern sollten. Die Carthager thaten es mit Schmerzen, aber sie thaten es, um nur Frieden zu haben. Dann forderten die Römer die Flotte; auch die erhielten sie ausgeliefert und verbrannten sie. Endlich schickten sie ein Heer und befahlen den Carthagern, ihre Vaterstadt zu verlassen und sich mitten im Lande anzubauen, wo sie Ackerbau treiben, und keine Schifffahrt mehr haben sollten.

Da schrien die Gesandten der Carthager laut auf vor Empörung über diese gräßliche Tyrannei, und riefen alle Götter um Rache an. Sie eilten nach Carthago und erzählten, was gefordert war! da war das ganze Volk entschlossen, sich bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Ihre Tempel machten sie zu Werkstätten, ihre Bildsäulen und Kunstwerke von Erz schmolzen sie ein und schmiedeten sie zu Waffen um, die Weiber schnitten ihr Haar ab und flochten Stricke zu den Kriegsmaschinen daraus. Drei Jahre belagerten die Römer die Stadt zur See und zu Land, die Carthager widerstanden. Als die Hungersnoth begann, wurde endlich die Stadt von den Römern gestürmt; nun zogen die Ersten und Tapfersten sich in die Burg zurück. Sechs Tage und sechs Nächte dauerte dort der Kampf. Als die Carthager nur noch den höchsten Tempel auf der Burg inne hatten, da schleuderten sie zuletzt Fackeln überall hin, und verbrannten sich selbst, den Tempel, die Burg, und die ganze ungeheure Stadt, die fünfhundert Jahre lang über die Meere geherrscht hatte. Das Gebiet der Carthager machten die Römer zur Provinz, und nannten es Africa.

Nun kam die Reihe an Griechenland, welches bis jetzt noch zum Scheine frei gelassen war. Der tapfere Philopömen war im Kriege gegen einen Tyrannen gefallen; nun lebten die Griechen wieder in Fehde unter einander, Sparta besonders gegen Corinth, das sich mit andern Städten verbündet hatte. Ein Verräther, Kallikrates, gab den Römern eine Menge der besten und tüchtigsten Männer an, die sich damals mit dem Perseus von Macedonien gegen Rom verschworen hätten. Die Römer nahmen diese nun gefangen und schickten sie nach Italien, damit die Griechen keine tüchtigen Anführer haben sollten. Aber so viel freier Sinn lebte doch noch im griechischen Volke, daß selbst die

Kinder auf der Straße den Kallikrates verwünschten, und ihm überall, wo er sich blicken ließ, laut zuschrieen: Verräther, Verräther! — Von Rom zog der Consul Mummius gegen die Corinther und ihre Verbündeten. Sie unterlagen in der letzten Freiheitsschlacht; Mummius eroberte Corinth und brannte die ganze herrliche Stadt nieder, bloß die Kunstwerke, die Gemälde und Bildsäulen ließ er nach Rom schleppen. Er verstand aber so wenig davon, wie schön das alles war, daß er den Schiffsleuten sagte: sie sollten nichts davon verderben, sonst müßten sie es wieder machen lassen; — was die Kunst, und was ein echter Künstler war, wußte er gar nicht; er meinte, jeder Handwerker könnte solche Sachen arbeiten. Griechenland wurde nun ganz unterworfen und zur römischen Provinz gemacht.

Zu derselben Zeit hatten sich die Spanier unter ihrem tapfern Anführer Viriathus empört. Als sie im offenen Felde geschlagen waren, zogen sich die Tapfersten in die große Stadt Numantia zurück, und vertheidigten sich da so lange, bis sie nichts mehr zu essen hatten; dann zündeten sie Numantia an, und tödteten sich unter einander freiwillig, weil sie lieber sterben, als unter römischer Herrschaft leben wollten. Von da an war auch Spanien eine römische Provinz.

Nun traten die Römer fast wie Herren der Welt auf, und Furcht und Schrecken kam über die Völker beim Namen der Römer. Antiochus von Syrien wollte einen Krieg gegen Aegypten führen; der Senat schickte einen Gesandten und verbot es ihm; Antiochus gehorchte. Als der König Prusias von Bithynien einen Besuch in Rom machte, zog er Sclavenkleider an und küßte die Thürschwelle, ehe er in den Senat trat. Der König Masinissa von Numidien, von dem die Römer Korn gekauft hatten, schickte

seinen Sohn zum Senat, und ließ sagen: er wäre beschämt, daß die Römer ihm Geld dafür gegeben hätten, da ja er selbst und sein Land, und Alles darin den Römern zum Befehl stände.

Nachdem die Römer so fast zu gleicher Zeit in Spanien, in Griechenland, in Macedonien und in Afrika Krieg geführt und überall gesiegt hatten, rührte sich Niemand gegen sie; der König Attalus von Kleinasien vermachte ihnen, als er starb, sein ganzes Reich und seine großen Schätze; so schienen die Römer die sicherste Macht und das größte Glück auf Erden zu haben; man wußte nicht, ob man ihre weite Herrschaft über so viele Völker, oder ihren unermeßlichen Reichthum mehr bewundern sollte. Davon sprachen sie selbst auch oft, und rühmten ihre Größe mit römischem Stolze.

Aber während der Zeit war durch den großen Reichthum das Staatswesen innerlich verdorben. Denn nur die Vornehmen, die im Senate waren und die Aemter verwalteten, besaßen diese Schätze; der größte Theil des Volks von Rom war arm geblieben. Die Plebejer hatten zwar seit langer Zeit das Recht, die Consuln und die andern Beamten mitzuwählen, aber wenn ein Plebejer reich wurde, so hielt er sich gleich zur vornehmen Partei, und das Recht half wenig. Denn eben weil das meiste Volk arm und ungebildet war, wandten die Reichen, wenn sie sich zu den Aemtern wählen lassen wollten, ihr Geld an, und bestachen einen großen Haufen damit, daß er für sie stimmen sollte. So hatte jeder Vornehme und Reiche nicht nur eine Masse Sclaven, sondern auch unter den Bürgern verschaffte er sich durch sein Geld viele Anhänger, die nannten sich dann seine Schützlinge, und stimmten in den Volksversammlungen so ab, wie er es wünschte. Dadurch wurde der größte Theil des Volks in Rom zu einem ganz verdorbenen Pöbel, der

nicht mehr darauf sah, was recht und gut und gesetzlich war, sondern bloß: wer ihm das meiste Geld gab. Wenn Einer sich durch Vertheilung von Brod und Geld und durch prächtige Spiele und dergleichen die Gunst des großen Haufens erwarb, dann stimmten sie in den Versammlungen immer für ihn und seine Freunde, und thaten gegen seine Feinde Alles, was er wollte. Und weil das Volk so durch seine eigene Armuth, und durch die Schätze der Reichen und Vornehmen verdorben war, fragte es am Ende kaum nach seinen eigenen Rechten, und selbst die Männer, die dem Volke helfen wollten, fanden gerade so viel Feinde unter dem Volke, als die Reichen mit Geld erkaufen konnten.

Die Volkstribunen Tiberius Gracchus und Cajus Gracchus.

Aber trotzdem standen solche Männer auf, denen die Noth und Verdorbenheit der Masse zu Herzen ging, und die ihr Leben daran setzten, das römische Volk wirklich frei und selbstständig zu machen. Die berühmtesten und tüchtigsten unter ihnen waren die beiden Brüder Tiberius Gracchus und Cajus Gracchus. Ihre Mutter Cornelia war eine Tochter des großen Scipio Africanus. Sie hatte ihre Söhne von den besten Lehrern unterrichten lassen, sie hatte sie dazu erzogen, edle und brave Männer zu werden, wie Scipio war. Sie liebte sie über Alles, und als sie nun heranwuchsen, und schon früh sich als treffliche Jünglinge zeigten, war sie voll der schönsten Hoffnung. Eine vornehme Dame zeigte ihr einmal ihren prächtigen Schmuck und ihre Kostbarkeiten, Cornelia aber, als sie nun auch ihre eigenen Schätze zeigen sollte, rief ihre

beiden Söhne, und sagte: Diese sind meine einzigen und größten Schätze.

Tiberius Gracchus, der ältere Bruder, trat zuerst öffentlich auf; er ging mit dem geringen Volke um, und nahm sich der Armen an; da wurde er bald von Vielen geliebt, und sie wählten ihn zu einem der Tribunen, die die Rechte des Volks zu vertreten hatten. Nun beschäftigte er sich einzig damit, besonders und genau zu erforschen: worin eigentlich das Hauptübel läge, und wie es gründlich abgeschafft werden könnte. Er sah das bald ein: alles eroberte Land, welches der Republik gehörte, wurde nur unter die Vornehmen vertheilt, die oft große Strecken, viele Stunden weit, erhielten, und immer reicher wurden; die Menge des Volks bekam aber wenig oder gar nichts, und so ließ sie sich wegen ihrer Armuth leicht durch Geldbestechungen zu Allem bringen, was die Reichen wollten. Also, dachte er, muß jeder Bürger ein Besitzthum haben, wovon er selbst leben kann; denn so lange Einer von der Gnade Anderer leben muß, kann er nicht frei seyn.

Da trat er in der Versammlung auf mit einem Gesetzvorschlage. Zuerst schilderte er die Noth des Volks. Das Volk, rief er, hat in so viel Kriegen nur gefochten, um den Vornehmen Reichthum zu verschaffen; die leben nun mit Pracht und Aufwand. Die Römer werden die Herren der Welt genannt, aber die Meisten von ihnen besitzen nicht einmal einen Fuß breit Erde! — Darauf schlug er vor, das alte Gesetz des Licinius, daß Keiner mehr als 500 Morgen vom Staatslande besitzen dürfte, endlich einmal auszuführen.

Er wollte sich dadurch nicht bloß beim Volke beliebt machen, sondern es lag ihm am Herzen, diesen guten Vorschlag wirklich ins Werk zu setzen, und das übrige Land

dann unter die Armen zu vertheilen. Darum that er Alles was er konnte, um auch die Vornehmen, welche viel mehr, als erlaubt war, besaßen, doch zu gewinnen und zur Beistimmung zu bewegen. Alle, die etwas herausgeben müßten, sagte er, sollten dafür eine Entschädigung aus dem Staatsschatze erhalten, und Jeder dürfte 250 Morgen außerdem für den ältesten Sohn verwalten.

Aber die Vornehmen waren nicht gesonnen, irgend etwas von ihrem übermäßigen Besitze an das Volk abzugeben. Da nun Tiberius Gracchus die meisten übrigen Volkstribunen auf seiner Seite hatte, brachten sie den Tribun Octavius auf ihre Seite, und als in der nächsten Versammlung über den Vorschlag abgestimmt werden sollte, verbot Octavius es. Tiberius beschwor ihn, sein Wort zurückzunehmen; aber Octavius that es nicht, und jeder Tribun hatte dieselbe Macht wie der andere. Da rief Tiberius: So schlage ich dem Volke vor, daß es dir das Tribunat wieder nimmt. — Das kannst du nicht, erwiederte Octavius, denn nach den Gesetzen ist ein Tribun heilig und unverletzlich und kann nicht abgesetzt werden. — Warum sagen das die Gesetze? rief Tiberius; weil ein Tribun die Rechte des Volkes vertheidigen soll. Wenn er aber, wie du, gegen die Rechte des Volks spricht, dann muß er abgesetzt werden. — Und damit befahl er, es sollte abgestimmt werden, ob Octavius noch länger Tribun sein sollte, oder nicht. Die meisten Stimmen waren: Nein, und nun wurde auch das Ackergesetz des Tiberius vom Volke angenommen. Er trug dazu noch darauf an: Die Schätze des Königs Attalus sollten unter die Armen vertheilt werden.

Tiberius, sein Bruder Cajus, und noch ein anderer Freund des Volkes wurden gewählt, um die öffentlichen Aecker nun wirklich zu vertheilen. Aber es war meist

sehr schwer zu erfahren, welches Land den einzelnen Besitzern gehörte von früherher, und welches sie erst vom Staate empfangen hätten. So kam während der Untersuchung die Zeit heran, wo das Tribunat des Gracchus zu Ende war; und jetzt bot der Senat und die Vornehmen Alles auf, daß Tiberius Gracchus nicht wieder gewählt würde. Früh Morgens kam der Senat zusammen, als Tiberius erst mit einem kleinen Haufen seiner Anhänger auf das Capitol gegangen war. Der Senat hielt seine Sitzung in einem Tempel in der Nähe; die Senatoren riefen den Consul an, Waffengewalt zu brauchen: wenn Tiberius wieder zum Tribun gewählt wird, so führt er die Ackergesetze durch! Der Consul erwiderte: ich will kein Bürgerblut vergießen. Da rief der Oberprieſter Nasica: Ihr Senatoren, der Consul verräth den Staat, wer ihn retten will, der folge mir! So stürzte er aus dem Tempel, nach der Volksversammlung zu, die meisten Senatoren folgten ihm, ihre Anhänger standen schon bewaffnet draußen, und der ganze Haufen fiel über das unbewaffnete Volk her. Die Freunde des Tiberius drängten sich um ihn herum. von allen Seiten hieben die Senatoren ein: da ward Tiberius mit 300 anderen Bürgern erschlagen, viele wurden vom tarpejischen Fels gestürzt, die Leichen alle durch die Straßen geschleift und in den Tiberfluß geworfen. So endigte der Volkstribun Tiberius Gracchus, erst dreißig Jahre alt.

Das Gesetz über die Ackervertheilung, welches auf seinen Antrieb gegeben war, konnten die Vornehmen freilich nicht aufheben, darum wählten sie andere Leute von ihrer Partei, um es auszuführen; die ließen nun die Sache liegen und betrieben Alles so langsam, daß nichts zu Stande kam. Dem Cajus, den sie fürchteten, gab der Senat ein Amt

in Sardinien zu verwalten, um ihn von Rom zu entfernen. Er mußte gehorchen und ging. Aber als die Jahre um waren, erschien er plötzlich wieder in Rom, und keine Bitten seiner Mutter, die ihn um Aufschub bat, hielten ihn ab, sich um das Tribunat zu bewerben; das Bild seines erschlagenen Bruders war ihm Tag und Nacht vor den Augen, als wenn es spräche: Thue was du willst, du wirst doch fallen, wie ich!

Das Volk wählte den Cajus zum Tribunen, und nun ließ er seiner stürmischen Beredtsamkeit freien Lauf. Das Andenken an seinen Bruder, die Noth des Volks, die er vor Augen sah, und der Zorn über die vielen vergeblichen Anstrengungen, die schon zur Hülfe gemacht waren: Alles das machte ihn leidenschaftlicher und ungestümer, und wenn er vor dem Volke sprach, dann war seine Stimme, sein Blick, seine Geberde so hinreißend gewaltig, daß sogar seine Feinde einmal zu Thränen gerührt wurden. Nun war er thätig, wie kein Tribun vor ihm; neue Gesetze, durch welche das Volk Macht und Vortheil erhielt, schlug er vor, und war unermüdlich, rasch zum Erstaunen, das auszuführen, was beschlossen war. Ein Gesetz war: daß die armen Bürger das Korn wohlfeiler erhielten; ein anderes: daß kein Bürger ohne Beschluß des Volks zum Tode verurtheilt werden könnte; ein drittes: daß nicht mehr der Senat über die Verbrechen gegen den Staat zu richten hätte. In Italien ließ er große und prächtige Landstraßen bauen, um dem Volke Arbeit und Verdienst zu geben; in den eroberten Ländern gründete er neue Städte, daß die armen Bürger sich dort anbauen könnten.

Während er auf einer solchen Reise zur Gründung einer neuen Stadt nach Afrika war, setzten die Vornehmen alle ihre Macht in Bewegung, daß Cajus nicht wieder

zum Tribun gewählt würde. Sie theilten viel Geld unter den Pöbel aus, sie thaten dem Volke manches zu Gefallen, und versicherten dabei: sie wollten das Beste des Volkes, aber Cajus wollte sich zum Tyrannen machen, und das könnten sie nicht leiden.

Als Cajus nun nach Rom zurückkehrte, war das Jahr seines Tribunats fast abgelaufen, und dann war er nicht mehr heilig und unverletzlich als Volkstribun. So bewarb er sich denn von Neuem, aber er sah, daß Manche von ihm abgefallen waren, und er ahnte, was ihm bevorstand. Wohin soll ich mich wenden? rief er aus; auf das Capitol? es trieft noch vom Blute meines Bruders! zu Haus? damit ich die Mutter sehe, die verzweifelnde, die beklagenswerthe? Ich bin euer Freund, ihr seyd mein einziger Schutz!

Nun kam der Tag der neuen Wahl heran. Die Vornehmen bewaffneten sich, ihre Sclaven und ihre Anhänger; viele von den Freunden des Cajus thaten ebenso, sie wachten die Nacht vor seinem Hause. Am Morgen, als er seinen Mantel umwarf, verbarg er einen Dolch darunter; an der Thüre warf seine Gattin sich ihm mit ihrem Kinde zu Füßen, und beschwor ihn flehend, zu bleiben. Er wand sich aus ihren Armen los, und ging zur Versammlung. Aber sobald der Senat erfuhr, daß sie begonnen hatte, wurde dem Consul alle Macht übertragen mit den Worten: Der Consul mag darauf sehen, daß der Staat keinen Schaden nimmt. Da eilte der mit den Bewaffneten auf den aventinischen Hügel, wo das Volk versammelt war; unverzüglich griff er an, und es begann ein blutiger Kampf. Die Anhänger des Cajus waren bald niedergehauen, die meisten flohen und verließen ihn. Da wünschte er in Verzweiflung ewige Knechtschaft diesem feigen und undankbaren

Volke, und zuckte den Dolch auf seine eigene Brust. Zwei seiner Freunde, die letzten, die bei ihm geblieben waren, rissen ihm die Waffe aus der Hand, und zogen ihn mit fort zur Flucht. Die Verfolger waren schon ganz nahe, der eine Freund, Pomponius, trat ihnen im Thore entgegen und hielt sie fechtend auf; über seine Leiche stürzten sie dem Cajus nach. Auf der Tiberbrücke blieb der andere, Lätorius, stehen, und wehrte sie ab, bis er nicht mehr konnte, dann stieß er sich sein Schwert in die Brust und sprang in die Tiber. Cajus hatte sich den Fuß verletzt; aus allen Häusern am Wege schrieen die Leute ihm zu: Schnell, schnell! aber Keiner brachte ihm ein Pferd, Keiner half ihm. Da sank er ermattet hin, nur ein Sclave war noch bei ihm, den bat er, ihn zu tödten, da er selbst waffenlos war. Der Sclave that es voll Schmerz; darauf erstach er sich selbst, und die Verfolger fanden nur Leichen. So starb Cajus Gracchus, der größte aller römischen Tribunen. Mehr als 3000 Bürger waren gefallen. Alle Güter der Getödteten wurden in den Staatsschatz gebracht; sie wurden als Feinde des Vaterlands gebrandmarkt, sogar ihren Kindern und Wittwen wurde die Trauer verboten. Aber Jahre nachher errichtete das Volk den beiden Tribunen Cajus und Tiberius Gracchus Bildsäulen, und hielt die Orte heilig, wo sie gefallen waren. Auch der Cornelia setzten sie ein Denkmal; darauf stand: Cornelia, die Mutter der Gracchen. Denn nur zu bald wurde es klar, was das Volk an den beiden Gracchen verloren hatte.

Die Gracchen hatten durch ihre Ackergesetze der großen Masse des römischen Volks, die ohnehin durch das viele Kriegführen, und dann durch das unbeschäftigte Leben in Rom verdorben war, einen festen Besitz verschaffen wollen,

von dem Jeder sich durch mäßige Arbeit reichlich nähren könnte, damit er wirklich ein freier Bürger wäre, und kein Schützling und Anhänger der reichen Vornehmen zu seyn brauchte. Nun das aber mißlungen war, nahm das Unwesen immer mehr überhand. Man konnte damals in Rom mit Geld fast Alles ausrichten, und so bestachen die Vornehmen, wenn sie sich zu Aemtern wählen lassen wollten, nur eine große Anzahl Bürger mit Geld- oder Brotvertheilungen, oder sie ließen auch zur Belustigung des Volks öffentliche Feste und Schauspiele veranstalten, dann konnten sie fast Alles durchsetzen, was sie wollten. Und eben, weil man durch das Geld in Rom so mächtig werden konnte, waren die Senatoren eben so gierig darnach, wie der Pöbel.

Der König von Numidien, Adherbal, war damals mit den Römern verbündet. Sein Vetter, Jugurtha, ein listiger und reicher Mensch, suchte ihn vom Throne zu stoßen. Umsonst schickte der König nach Rom um Hülfe, die Römer schickten zwar zweimal Gesandte hin, aber beidemal bestach Jugurtha sie mit großen Geschenken, so daß sie nichts für den Adherbal thaten. Den griff er nun an, erschlug ihn, und machte sich zum König. Einer von den Tribunen brachte es endlich dahin, daß Jugurtha zur Verantwortung nach Rom gefordert wurde. Er kam in einem ärmlichen Aufzuge, aber er brachte viel Geld mit, und das vertheilte er nun so geschickt und reichlich unter die andern Tribunen und die angesehensten Senatoren, daß ihm nichts geschah. Er erstaunte am Ende selbst darüber, daß man diese hochmüthigen Römer so leicht gewinnen könnte; als er fortging, rief er: O diese feile Stadt, es brauchte sich bloß ein Käufer für sie zu finden!

In Numidien rüstete er sich gut zur Vertheidigung, und als er bald darauf doch von einem römischen Heere

angegriffen wurde, vertrieb er es durch seine Schlauheit und Tapferkeit. Da schämten die Römer sich, und sandten rasch einen ihrer besten Feldherren, um diese Schande zu rächen.

Die Parteikämpfe zwischen Marius und Sulla.

Das war Cajus Marius. Marius war in einer Landstadt Italiens geboren, und hatte rohe, derbe Sitten; auch war er aus einer geringen Familie, weßhalb die Vornehmen ihn höhnisch den Bauer nannten. Aber darum war er gerade ein Mann für den Pöbel und die Soldaten, und weil er gewaltig stark und tapfer war, und immer aufs Beste für das Heer sorgte, gewannen ihn die Soldaten so lieb, daß sie Alles thaten, was er verlangte. Lange Jahre hatte er sich vergeblich bemüht, ein hohes Amt im Staate zu erhalten, und ein grimmiger Haß gegen die Vornehmen, die das verhinderten, war in seiner Seele. Nun gelang es ihm endlich, zum Consul gewählt zu werden. Er zog gegen den Jugurtha, besiegte ihn vollständig in einem gefährlichen und schwierigen Kriege, und führte ihn im Triumphe nach Rom.

Dort hatten sich schon Alle, selbst seine Feinde, nach seiner Rückkehr gesehnt, denn von Norden her waren aus Deutschland und Frankreich die wilden Völker der Cimbern und Teutonen in die römischen Provinzen eingebrochen; sie zogen nach Süden, wie einst die Gallier, mit Weibern und Kindern und Allem was sie besaßen, und hatten mehrere Heere, die ihnen entgegengeschickt wurden, fast ganz vernichtet. Also mußte der gewaltige Marius mit seinen alten Soldaten gegen sie ziehen, und selbst ihm erschienen diese Barbaren in ihren Thierfellen, in ihrer Größe und mit ihren mächtigen Waffen so fürchterlich, daß er erst Wochen

lang in seinem Lager verschanzt blieb, um die Soldaten nur an den Anblick der Feinde zu gewöhnen. Dann griff er sie an, und ordnete sein Heer so vortrefflich, daß er einen großen Sieg gewann. Er folgte ihnen nach, führte drei Jahre Krieg mit ihnen, und richtete sie endlich fast gänzlich zu Grunde. Im südlichen Frankreich, in der Provence, steht noch heute der Triumphbogen, den Marius zum Andenken an diesen Sieg errichtete; ein schönes Thor, von Quadersteinen prächtig gebaut, darauf stehen in Stein gehauen gefesselte Cimbern und Teutonen; man erkennt sie an ihrer wilden Tracht und an ihrem langen Lockenhaare.

Alle die drei Jahre nach einander war Marius Consul gewesen; er kehrte, mit Ruhm bedeckt, nach Rom zurück, und schien nun der erste Mann im Staate zu seyn; gegen die Vornehmen ließ er auf alle Art seinen Haß aus.

Aber an deren Spitze stellte sich Sulla, ein nicht minder tapferer Feldherr, eben so ehr- und herrschsüchtig, an Klugheit und Geisteskraft aber weit größer, als der ungebildete Marius. Schon im Krieg gegen Jugurtha hatte er sich ausgezeichnet, jetzt noch mehr im Bundesgenossenkriege. Die italischen Bundsgenossen der Römer wollten es nämlich nicht länger ertragen, daß sie nichts im Staate bedeuten sollten, und verlangten das gleiche Recht wie die römischen Bürger. Als es ihnen nicht gewährt wurde, empörten sie sich, und machten in einem zweijährigen blutigen Kriege den Römern viel zu schaffen. Sulla besiegte sie mehrmals; er ließ Tausende von Gefangenen ohne Gnade niederhauen; da gaben die Uebrigen sich endlich zur Ruhe und erhielten auch einige von den Rechten, die sie verlangt hatten.

Eins der hauptsächlichsten römischen Gesetze zur Verhü-

tung der Tyrannei war: daß kein römischer Feldherr ohne besondere Erlaubniß des Senats mit seinem Heer nach Rom kommen durfte. Sulla verließ sein Heer also und ging nach Rom, dort wurde er zum Consul gewählt, und nun entbrannte erst recht die tödtliche Eifersucht zwischen ihm und Marius. Sie verließen sich jeder auf die Soldaten, die unter ihnen gedient hatten; jeder dachte nicht mehr daran, was er zum Wohl der Republik thun könnte, sondern wie er selbst mit seiner Partei zur Herrschaft gelangen, seine Gegner stürzen und sich an ihnen rächen möchte. Auch die Soldaten liebten vor allem ihren Feldherrn und erst dann ihr Vaterland: das war ganz natürlich, denn in Rom hatten sie wenig und bedeuteten wenig, ihr eigentliches Vaterland war im Feld und im Krieg, da hatten sie Geld und Leute und konnten plündern, darum liebten sie Niemand so wie einen großen siegreichen Feldherrn, der sie zu Ruhm und Triumph, zu Krieg und Sieg und Beute führte.

Um diese Zeit hatte der König Mithridates von Pontus sich mit den Kleinasiaten und den Griechen zum Krieg gegen die Römer verbündet, und Sulla wollte als Consul diesen Krieg führen. Das ertrug Marius nicht. Er erregte mit der Volkspartei einen Aufstand in Rom, da erschlugen sie die Vornehmsten von ihren Gegnern, und dem Marius ward die Anführung gegen den Mithridates übertragen.

Sulla floh zu seinem Heer und erzählte den Soldaten die Schmach, die ihm angethan war. Sie riefen: Führe uns nach Rom, Feldherr! Das war, was er wollte. Mit sechs Legionen rückte er in die Stadt ein. Marius raffte einen großen Haufen Volk zusammen, ihm entgegen, selbst die Weiber aus dem Volke warfen mit Ziegeln von den Dächern: da schwang Sulla eine Brandfackel und

drohte, Rom anzuzünden. Die Haufen wurden zersprengt, Marius floh, Sulla war Herr der Stadt. Marius ward in die Acht erklärt und rettete kaum sein Leben. In Minturnä, einer kleinen italischen Stadt, ergriff ihn die Obrigkeit des Ortes. Er wurde ins Gefängniß gebracht, und ein wilder cimbrischer Sclave wurde ausgesucht, um ihn zu tödten. Als der aber ins Gefängniß trat mit seinem Schwert, rief ihm Marius mit donnernder Stimme zu: Du wagst es Sclave, den Cajus Marius zu tödten? Da vermochte der es nicht und eilte fort. Marius entkam, und floh nach Afrika; dort lebte er in den Ruinen von Carthago und sann auf Rache.

Bald kam die Gelegenheit. Sein Freund Cinna sammelte das Volk, als die Soldaten des Sulla wieder Rom verlassen hatten. Er wurde zwar besiegt in einem blutigen Gefechte, aber er floh zu einem Heer, das ihm und der Volkspartei ergeben war; die Soldaten erkannten ihn als den rechten Consul an, und riefen nun auch den Marius zurück. Der verließ augenblicklich Afrika, fuhr herüber nach Italien und bereitete sich zur Rache vor. In Trauerkleidern, zum Zeichen der Schmach und der Beleidigungen, die ihm widerfahren wären, zog er durch Etrurien, er erinnerte die Einwohner: wie er sechsmal Consul gewesen wäre, wie er über den Jugurtha gesiegt und die Republik vor den Cimbern und Teutonen gerettet hätte. Da sammelten sich viele von seinen Freunden und Anhängern um ihn, alte Soldaten, Sclaven, verlaufenes Volk, es war Alles einerlei, Jeder ohne Unterschied war willkommen, wer nur mit nach Rom gegen die Vornehmen, gegen die Freunde des Sulla und die Feinde des Marius zog. Mit dem Heer des Cinna vereint rückte Marius an der Spitze einer Bande, die sich nur die Marianer nannten, in die

Stadt ein. Dem Consul Octavius, der noch drinnen war, hatte Cinna Schutz und Sicherheit versprochen, aber kaum war Rom in der Gewalt des Marius, als dieser kein Versprechen und keine Bitten mehr achtete, sondern seine Bande losließ, um endlich einmal volle Rache an seinen Feinden zu nehmen.

Nun zogen sie durch die Straßen, unter Plünderung, Raub, Morden und Blutvergießen; den Consul Octavius stießen sie zuerst nieder, dann erschlugen sie Jeden, auf den Marius zeigte; bald war es schon genug, wenn Marius Einen der ihn grüßte, nicht wiedergrüßte, um den niederzumachen; endlich brachen sie in die Häuser ein, und mordeten und raubten mit oder ohne Befehl, einerlei wen es traf. Fünf Tage und fünf Nächte lang währten die Greuel; und in den Straßen lagen an vielen Stellen die Leichname hoch übereinander, denn Marius gönnte seinen Feinden kein ehrliches Begräbniß. Endlich entsetzten sich selbst Cinna und sein Freund Sertorius über dieses Wüthen. Sie gehörten zwar zur Volkspartei, aber sie wollten doch Ordnung in der Republik. Also entschlossen sie sich rasch zu dem einzig möglichen Weg, die Sicherheit einigermaßen wieder herzustellen. Da alle Vorstellungen und Befehle nichts halfen, führten sie in einer Nacht ihr Heer gegen das Lager der Marianer und hieben sie alle, mehr als 4000 an der Zahl, bis auf den letzten Mann nieder.

Indessen führte Sulla den Krieg gegen Mithridates. Dieser König war ein kühner und unternehmender Mann, ein bitterer Feind der Römer. Er stiftete in Kleinasien, wo die Römer wegen ihrer Bedrückungen schon lange verhaßt waren, eine große Verschwörung gegen sie an, und fast alle, die in der Provinz lebten, wurden an den verschiedensten Orten auf einen Tag erschlagen. Dann rüstete

Mithridates sich zum Krieg, und schickte einen Feldherrn voraus nach Griechenland, um die Griechen gegen die Römer aufzuwiegeln. Das gelang auch. In Athen machte sich ein gemeiner Mensch, Aristion, zum Tyrannen, und verbündete sich mit Sparta und den anderen Städten gegen die römische Herrschaft.

Da erschien Sulla mit seinem erprobten alten Heer. Er belagerte Athen, eroberte die Stadt, und übergab sie seinen Soldaten zur Plünderung. Die hausten dort, wie die Marianer in Rom, sie brannten, raubten und mordeten, bis zuletzt, als fast die Hälfte der Einwohner ums Leben gekommen war, Sulla die übrigen schützte. Denn er erinnerte sich an die großen und rühmlichen Zeiten Athens, die trefflichen Männer, die da einst gelebt und gekämpft hatten; also befahl er, um jener Todten willen jetzt die Lebendigen zu schonen. Dann zog er weiter, gegen den Feldherrn des Mithridates. Bei Orchomenos kam es zur Schlacht, die treffliche asiatische Reiterei brachte einen Theil der Römer in Verwirrung und zur Flucht; doch Sulla sprang vom Pferde, riß einem Adlerträger die Stange mit dem Adler aus der Hand, und rief: Hier werde ich rühmlich sterben, wenn man euch aber fragt, wo ihr euren Feldherrn verrathen habt, so sagt: bei Orchomenos! So stürzte er sich mitten in die Feinde, die Soldaten aber, beschämt und begeistert, folgten ihm und erfochten einen vollständigen Sieg. Von Griechenland zog Sulla nach Asien und zwang den Mithridates zu einem schweren Frieden. Den Kleinasiaten aber legte er zur Buße für die Ermordung der Römer auf, die Soldaten so reichlich zu verpflegen und eine so ungeheure Summe Geld an ihn zu bezahlen, daß die ganze Provinz auf lange Jahre dadurch zu Grunde gerichtet wurde. Das war ihm gleichgültig, er brauchte die Schätze zu den

Belohnungen, die er verschwenderisch freigebig an seine treuen Soldaten austheilte, zu seinem üppigen Leben, und zur Erhaltung seiner Macht.

Er zog nach Rom. Dort war Marius, nachdem er sein altes leidenschaftliches Herz mit Rache gesättigt hatte, als ein Greis gestorben; Cinna war von seinen eigenen Soldaten in einem Aufstande erschlagen, und an der Spitze der Volkspartei standen nun der junge Marius und Sertorius. Sie hatten ein Heer von 200,000 Mann, aber ein durch Plündern und Bürgerkrieg verdorbenes zügelloses Heer, während Sulla seine 40,000 Soldaten, so viel er ihnen auch erlaubte, doch im Feld in strenger Zucht hielt. Als er in Italien gelandet war, zeigte er sich gegen alle Bundsgenossen freundlich und gütig, selbst gegen die, welche dem Marius angehangen hatten; er käme nur, sagte er, um Frieden und Ordnung herzustellen. So schlossen Viele sich ihm an und sein Heer verstärkte sich von Tag zu Tag. In mehreren Gefechten schlug er die Consuln der Gegenpartei, zuletzt besiegte er den jungen Marius in der Nähe von Rom in einer großen Schlacht. Sertorius floh nach Spanien, Sulla fand keinen Widerstand mehr und rückte in Rom ein.

Jetzt, wo die Macht in seinen Händen lag, zeigte er sich wie er war. Kaltblütig und besonnen ordnete und regelte er die blutige Rache an der Marianischen Partei. Sein herrschsüchtiger gebieterischer Geist konnte kein eigenmächtiges Handeln leiden; er befahl die Vergeltung und ließ sie förmlich ausführen, wie etwas das zur gesetzlichen Verwaltung der Republik gehörte. Große Listen wurden gemacht, auf die schrieb er alle Namen Derer, die es jemals mit dem Marius gehalten hatten, als Vaterlandsverräther, als vogelfrei, daß Jeder sie tödten könnte, und

eine Summe Geldes wurde als Belohnung auf jeden Kopf eines Geächteten gesetzt. Wer nun Feinde hatte, gab sie als Marianer an, dann wurden sie mit auf die Listen geschrieben und ermordet. In manchen Städten wurde die ganze Einwohnerschaft ohne Gnade niedergehauen; durch Italien, durch das ganze Römische Reich ging das Morden, oft wurde Feind und Freund verwechselt, oft verrieth der Bruder den Bruder, die Frau den Mann an die Mörder, und wer auch nur einen Todten beweinte, wurde als Feind des Vaterlands erschlagen. Alle Güter der Geächteten wurden eingezogen; einen großen Theil nahm Sulla für sich, in das Uebrige ließ er seine Freunde und Soldaten sich theilen.

Als die Gegenpartei so gut wie vernichtet war, rühmte Sulla sich, die Ruhe und Ordnung im römischen Staat hergestellt zu haben. Das war wenigstens gewiß, daß kein Freund des Volks sich mehr regte, daß kaum einer wagte, seine Meinung frei zu sagen, daß Alles in Rom vor Sulla zitterte, ihm schmeichelte, ihm unbedingt gehorchte. Er ließ sich zum Dictator auf Lebenszeit ernennen, mit unbeschränkter Macht über Gesetz und Recht, über Tod und Leben. Sulla felix, das heißt der Glückliche, wollte er fortan genannt seyn. Die Macht der Tribunen beschränkte er, fast alle Gesetze, die zum Vortheil des Volks gegeben waren, hob er auf, und glaubte so die Macht der Vornehmen fest auf alle Zeit gegründet zu haben.

Nach fünf Jahren wurde er, da er Alles, was er irgend wollte, erreicht hatte, seiner Macht fast überdrüssig. Er legte die Dictatur nieder und zog sich auf seine Landgüter zurück. Dort führte er mit seinen Schmeichlern und Freunden, unter Tänzerinnen, Sängerinnen und Schauspielern, ein schwelgerisches Leben; zugleich schrieb er in

griechischer Sprache, welche damals schon die meisten vornehmen Römer verstanden, die Denkwürdigleiten seines Lebens nieder. Nach einem Jahre starb er an einer ekelhaften Krankheit, die er sich durch seine ausschweifende Lebensart zugezogen hatte.

Ihm war es gelungen, die Partei, welche alle Bürger wirklich frei und selbständig machen wollte, vollständig zu unterdrücken. Die Gracchen waren die letzten gewesen, die das aufrichtig und edel gewollt hatten, Marius hatte bloß gestrebt, der erste Anführer des Pöbels zu sein und die Vornehmen zu tyranniſiren. Sulla war der erste regierende Tyrann; der größte Theil der Volksmasse war jetzt ganz zum Pöbel geworden, und wenn auch nachher die Macht der Tribunen zum Schein hergestellt wurde, so geschah das von den Vornehmen nur, um dem Volke zu schmeicheln und mit seiner Hülfe irgend einen von den Vornehmen zur höchsten Macht zu bringen. Denn diese stritten jetzt nur noch untereinander darum, wer der erste sein sollte. Gegen das Volk brauchten sie nicht mehr zu kämpfen; die alte republicaniſche Gesinnung war durch alle die Bürgerkriege, das Plündern und Rauben und Morden so verdorben, daß es zufrieden war, wenn es Brot und Geld erhielt, und wenn prächtige Spiele zu seiner Beluſtigung aufgeführt wurden. So kam es denn nur darauf an, wer sich durch solche Sachen am beliebtesten machte und zugleich der tüchtigste Feldherr war, um mit den Waffen seiner treuen Soldaten Alles durchzusetzen.

Pompejus und Crassus. Cato. Cicero. Der Sclavenkrieg und die Verschwörung des Catilina.

Nach Sulla's Tode richtete der Senat sich wieder auf, und weil für den Augenblick Keiner stark genug war,

die Freiheit der Anderen zu unterdrücken, begann wieder ein geordnetes republikanisches Leben für einige Zeit. Das größte Ansehen erwarb sich von nun an Pompejus. Schon als Jüngling hatte er einen bedeutenden Sieg erfochten und Sulla hatte ihm den Beinamen »der Große« gegeben. Jetzt führte er ein Heer nach Spanien, wo Sertorius, jener Genosse des Marius, mächtig geworden war. Er hatte durch sein menschenfreundliches Betragen die Spanier für sich gewonnen, und weil er ein trefflicher Feldherr war, mehrere römische Heere geschlagen. Pompejus hatte aber das Glück, daß Sertorius kurz vor seiner Ankunft ermordet wurde, nun ward das spanische Heer schlecht angeführt, Pompejus schlug es und erwarb den Ruhm, die Provinz Spanien wieder unter die Herrschaft der Republik gebracht zu haben.

Während der Zeit war in Italien einer der gefährlichsten Kriege ausgebrochen, die Rom jemals zu überstehen gehabt hat, der Sclavenkrieg. Sclaven gab es in Rom, in Italien und in der ganzen alten Welt eine große Menge; die Kriegsgefangenen, besonders die von den barbarischen Völkern, von den Aegyptern, den Afrikanern, den Thraciern und den Galliern und Germanen, wurden zu Sclaven gemacht und verkauft, und alle Kinder der Sclaven und Sclavinnen blieben dann auch in der Knechtschaft. Alle möglichen Dienste wurden von den Sclaven verrichtet, sie mußten das Land bauen und alle häuslichen Geschäfte besorgen; manche von ihnen, besonders die griechischen, lernten auch die Wissenschaften, und wurden als Schreiber und Vorleser gebraucht, dann geschah es oft, daß sie wegen guter Dienste freigelassen wurden. Wenn ein reicher Römer ein paar hundert Sclaven hatte, so war das gar nichts Seltenes. Außerdem gab es nun aber noch in Rom und in Italien

eine Menge Fechterſclaven, die meiſt von den Thraciern und Germanen, von den ſtarken und wilden Völkern genommen wurden. Weil das römiſche Volk von Anfang an den Krieg gern geführt hatte, und durch den Krieg groß geworden war, ſo kannte es auch kein lieberes Schauſpiel, als wenn es Menſchen mit wilden Thieren oder mit einander kämpfen ſah, auf Tod und Leben. Dazu wurden große runde Theater unter freiem Himmel erbaut; in der Mitte war ein mit Sand beſtreuter Platz, wo die Fechterſclaven mit den verſchiedenſten Waffen kämpften. Wenn einer den anderen zu Boden geſtreckt hatte, ſo blickte er nach dem Volke in die Höhe, und jenachdem die Zuſchauer ein Zeichen gaben, ließ er ihn leben oder ſtieß er ihn vollends nieder. Viele Fechtmeiſter gab es, die hielten eine Menge Sclaven, und unterrichteten ſie im Fechten; wenn dann ein Vornehmer oder Reicher ſich beim Volke beliebt machen und Spiele geben wollte, ſo miethete oder kaufte er einen Haufen Fechterſclaven, und ließ ſie in dem Theater mit einander kämpfen.

Nun war unter den Fechterſclaven zu Capua in Italien ein Thracier, Spartacus genannt. Deſſen Herz empörte ſich darüber, daß zur bloßen Luſt des übermüthigen römiſchen Volkes Menſchen einander morden ſollten. Er rief ſeine Genoſſen zur Freiheit auf, ſie wählten ihn als den Beſten und Tapferſten zum Anführer, und bald ſammelten ſich unter ſeinem Befehl viele Fechterſclaven aus ganz Italien. Von Rom rückten Heere gegen ihn, er ſchlug beide Conſuln in blutigen Gefechten und drang vorwärts.

Nun wurde Craſſus vom Senat als Feldherr gegen ihn geſchickt. Der richtete beim römiſchen Heere raſch eine ſtrenge Kriegszucht wieder ein; von den geſchlagenen Legionen ließ er den zehnten Mann zur Strafe niederhauen, dann zog

er gegen die Sclaven. Die waren indessen schon uneins untereinander geworden. Der große Haufe wollte nur plündern und rauben, viele trennten sich deßhalb von dem Hauptheer, und erlitten große Niederlagen. Nun war Spartacus gegen die römischen Heere zu schwach, er wurde vom Crassus angegriffen und nichts blieb ihm übrig, als im tapferen Kampfe für die Freiheit zu sterben. Die letzten 5000 von seinem Heere entflohen nach Oberitalien; ehe Crassus sie aber erreichen konnte, kam ihnen Pompejus, der gerade mit seinem Heere aus Spanien zurückkehrte, entgegen. Er vernichtete sie, und rühmte sich nun, den Sclavenkrieg beendigt zu haben.

Da wuchs die Eifersucht des Crassus gegen ihn noch mehr. Denn Crassus wäre auch gern der Erste im Staat gewesen; wie er denn auch durch seine Tapferkeit und noch mehr durch seinen unermeßlichen Reichthum schon ein angesehener Mann geworden war. Den größten Theil dieses Reichthums hatte er sich in den Bürgerkriegen erworben, da hatte er in der allgemeinen Noth viele Häuser und Ländereien wohlfeil angekauft. Er sagte einmal: man könnte eigentlich Keinen reich nennen, der nicht auf seine Kosten allein ein Heer erhalten könnte, — und er selbst war wohl reich genug dazu. An einem Feste speiste er einmal das Volk an zehntausend Tischen, ein anderesmal schenkte er allen römischen Bürgern Korn auf drei Monate. Dagegen verschaffte Pompejus den Tribunen wieder größeres Ansehen, und machte sich dadurch so beliebt, daß er zum Feldherrn erwählt wurde, um die Seeräuber aus dem mittelländischen Meere zu vertreiben.

Nachdem er das in kurzer Zeit vortrefflich ausgeführt hatte, ging er vom Volke beauftragt in die Provinz Kleinasien, um anstatt des Lucullus, welcher dort gegen den

Mithridates den Krieg geführt und ihn schon fast beendigt hatte, den Befehl zu übernehmen. Lucullus war ein reicher Mann, und pflegte so verschwenderisch zu leben, daß er deßhalb selbst in Rom berühmt war, wo doch seit den carthagischen Kriegen fast Niemand mehr einfach und mäßig lebte. Aber Lucullus war dabei kein Schwächling, sondern noch immer ein Römer, er hielt sein Heer in allerstrengster Ordnung, und verstand Schlachten zu gewinnen. Dann half er auch der Provinz Asien aus ihrer großen Noth, in die sie durch die Steuern des Sulla gerathen war, er erleichterte die Schulden, und machte den geplagten Leuten das Leben wieder erträglich. Als nun Pompejus kam, um ihn ohne Weiteres abzulösen, hatten sie einen heftigen Zank. Lucullus warf dem Pompejus seinen maßlosen Ehrgeiz vor, und Pompejus gab dem Lucullus schuld, daß er sich bei der Verwaltung der Provinz so ungeheuer bereichert hätte. Darin hatte nun jeder von beiden recht, aber weil Pompejus vom Volk ernannt war, mußte Lucullus abziehen. Er feierte in Rom einen Triumph, und soviel griechischen Wein hatte er sich aus Asien mitgebracht, daß er 100,000 Eimer unter das Volk austheilen lassen konnte. Darauf ging er auf seine Landgüter bei Neapel und suchte dort so angenehm und ausgesucht wie möglich zu leben, in Wohnung und Kleidung, in Essen und Trinken verstand er, sich das Feinste und Kostbarste zu verschaffen und zu genießen. Ganze Berge ließ er durchgraben, bloß um Meerwasser in seine Fischteiche zu leiten, damit die Fische wohlschmeckender dadurch würden. So machten es damals schon viele, daß sie sich nicht mehr einzig mit den Staatsgeschäften abgaben, sondern sich auf lange Zeit oder auch gänzlich auf ihre Landgüter zurückzogen. Theils waren sie zu reich und weichlich geworden, theils

dachten sie: sie könnten es doch nicht verhindern, daß sich einer zum Alleinherrscher machte. So bauten sie sich denn auf ihren Gütern prächtige Landhäuser, die sie mit griechischen Kunstwerken ausschmückten; da lebten sie allein oder mit ihren Freunden. Manche schwelgten blos in allen möglichen Genüssen, andere studirten auch, schrieben Bücher und lasen besonders gern in den Schriften der griechischen Weisen und Dichter und Geschichtschreiber. Aber die meisten vornehmen Römer, wenn sie auch solche Sachen zu ihrem Vergnügen trieben, beschäftigten sich doch noch mit den Angelegenheiten des Staats, und suchten gegen den Ehrgeiz der Einzelnen die Macht des Senats und die Würde der Republik aufrecht zu halten.

Einer von den berühmtesten unter diesen gelehrten Staatsmännern war der große Redner Cicero. Frühzeitig hatte er in Rom mit vielem Eifer die griechische Sprache studirt, und die Lehrer der Beredtsamkeit gehört, besonders las er die Reden des Atheners Demosthenes, der vor einigen hundert Jahren der erste Redner in Athen gewesen war; daraus suchte er zu lernen, wie man reden müßte, um die Menschen zu überzeugen und zu einer Sache zu bewegen. Nachdem er dann noch eine Reise durch Griechenland gemacht hatte, weil da, vorzüglich in Athen, treffliche Meister der Weisheit und Beredtsamkeit waren, fing er an, sich in Rom um Staatsämter zu bewerben und als Redner aufzutreten in Prozessen und in Staatssachen, im Senat und auf dem Forum. Sein Ehrgeiz war, der Republik zu nützen, und vor Allem berühmt und angesehen zu werden; zu herrschen über Andere verstand er nicht, und ein Feldherr war er eben so wenig, wie Demosthenes; darum schloß er sich dem Pompejus an, der in beidem tüchtiger war. Als ein Freund des Pompejus wurde

Cicero nun, während dieser in Asien war, zum Consul gewählt. Das geschah in einer gefährlichen Zeit.

Nämlich Catilina, ein junger vornehmer Römer, hatte eine Verschwörung angestiftet, um sich zum Herrn der Republik zu machen. Sein Vermögen hatte er schon früh verschwendet; nun verband er sich mit vielen jungen Römern, die eben so zügellos wie er lebten, und mit den alten Soldaten des Sulla, die gern wieder einmal rauben und plündern wollten, zum Umsturz der Republik. Er war kühn, tapfer und schlau, und als er erst heimlich einen großen Haufen Anhänger gewonnen hatte, betrug er sich schon in Rom so frech und verwegen, daß er den Senat fast einschüchterte.

Cicero war von Natur nicht kühn, und auch sonst kein besonders tapferer Mann; aber jetzt trat er unablässig in den Sitzungen des Senats dem Catilina furchtlos und kräftig entgegen, flößte den Republikanern Muth ein, und redete so gewaltig gegen den Vaterlandsverräther, daß Catilina endlich für seine Sicherheit fürchtete, und aus Rom floh. In Etrurien sammelte er nun ein Heer, und in Rom blieben die übrigen Verschworenen zurück, um bei Gelegenheit die Stadt an zwölf Enden anzustecken, dann in der Verwirrung den Cicero und die besten Republikaner zu ermorden und sich des Staats ganz zu bemächtigen, um allen ihren Lüsten freien Lauf lassen zu können.

Cicero entdeckte aber ihre Pläne, rief gleich den Senat zusammen, und trug darauf an: die Verräther augenblicklich hinrichten zu lassen. Das war ungesetzlich, aber die Gefahr drängte; Cicero nahm alle Folgen auf sich, und Cato, ein strenger und fester römischer Mann, unterstützte ihn. So nahm Cicero rasch die Lictoren mit sich, und ließ die Verschworenen im Gefängniß enthaupten. Dann verkün-

digte er dem Volke, von welcher Gefahr er Rom gerettet hätte. Sie jubelten ihm zu, sie begleiteten ihn in großem Zuge nach seinem Hause und priesen ihn als den Retter und Vater des Vaterlandes, — das war der schönste Tag in Cicero's Leben. — Ein Heer wurde dann gegen den Catilina und seine Anhänger nach Etrurien geschickt. Sie wurden besiegt, aber sie fochten wie Verzweifelte, und Keiner floh. Catilina selbst mit seinen besten Soldaten fiel.

Bald nach dieser Zeit kehrte Pompejus aus Asien zurück. Den Mithridates hatte er vollends besiegt, dann war er im Kriege mit vielen Völkerschaften weit vorgedrungen, siegreich bis nach Syrien und Palästina hin; er hatte sich betragen, als wenn er ein Herrscher wäre, Länder hatte er vertheilt, Könige ab- und eingesetzt nach seinem Belieben, ohne das römische Volk und den Senat zu fragen. Sein Ehrgeiz, als der Erste angesehen zu werden, war immer neu, und hielt ihn in beständiger Unruhe und Eifersucht. Um etwas recht Großes zu thun, entließ er gleich, wie er in Italien ankam, sein Heer, und nur von seinen Freunden begleitet zog er nach Rom, damit Alle sehen könnten, daß er bloß durch sich selbst, und nicht durch die Furcht vor seinen Soldaten, so verehrt und angesehen wäre. Unermeßliche Schätze an Geld, Edelsteinen und Kunstwerken brachte er mit, und mehrere hundert Könige, Fürsten und Vornehme der besiegten Völker gingen vor seinem Triumphwagen her.

Nun mußte er aber Rechenschaft geben über seine Einrichtungen in Asien, und mußte sie erst bestätigen lassen vom Senat und vom Volke. Da trat besonders Cato ihm entgegen. Cato war ein Urenkel des Censor Cato, und eben so streng, wie der gewesen war. Er gehörte zur Partei der Vornehmen, aber er war ein fester Republikaner, und

wollte nicht, daß der Senat über das Volk herrschte, noch daß das Volk den Senat ohnmächtig machte. Nach seiner Ueberzeugung hätte die Republik immer so bleiben sollen, wie sie etwa zu den Zeiten des Scipio Africanus gewesen war; darum hielt er so viel als möglich an den alten Gesetzen, den alten einfachen Sitten, und dem mäßigen Leben fest, und suchte Alles das herzustellen. Vorzüglich haßte er aber die Tyrannei eines Einzelnen. Pompejus schien ihm schon mehr Ansehen zu haben, als ein Bürger in einer Republik haben dürfte; darum widersetzte er sich ihm. Obendrein that Crassus, der auf den Pompejus eifersüchtig war, dasselbe, und so gerieth dieser in Verlegenheit.

Cajus Julius Cäsar.

Das benutzte Cajus Julius Cäsar, ein Mann von stärkerem Willen, und höherem Herrschergeist, als irgend einer zu jener Zeit. Schon als junger Mann hatte Cäsar bewiesen, daß er sich nicht leiten und befehlen ließ, sondern seinen Willen durchzusetzen verstand. Sulla hatte nämlich damals als Dictator ihm und dem Pompejus befohlen, ihre Gemahlinnen zu verstoßen, denn sowohl die des Cäsar, als auch die des Pompejus, war eine Tochter eines seiner Feinde. Pompejus that es, um sich beim Sulla in Gunst zu setzen, und so selbst mächtig zu werden; Cäsar weigerte sich entschieden, es zu thun, und kaum konnte er sein Leben vor den Verfolgungen Sulla's retten. Als endlich einige seiner Freunde bei Sulla für ihn baten, sagte dieser: So mag er denn am Leben bleiben; aber wißt, daß er einst den Untergang der Vornehmen herbei führen wird, denn in dem Cäsar stecken viele Mariusse. — Sulla

sah wohl schon damals, wie sehr Cäsar es verstand, die Gemüther des Volks und der Soldaten zu gewinnen. — In Asien zog Cäsar zum erstenmale in den Krieg, dann reiste er zu einem berühmten griechischen Lehrer in der Beredtsamkeit; und wie er nun nach Rom zurückkehrte, machte er sich gleich beim Volke sehr beliebt dadurch, daß er dem Marius ein Bild aufstellte, und seiner Wittwe, die gerade gestorben war, eine Gedächtnißrede hielt. Späterhin gab er auch überall große und prächtige Spiele; unter andern eins, wo 320 Paar Fechter mit einander kämpften. Die Vornehmen achteten aber nicht viel auf ihn, weil er sich im Senat gar nicht hervordrängte, und auch sonst keinen übermäßigen Ehrgeiz zeigte Er selbst aber war zum Herrschen entschlossen, sobald er fühlte, daß er kräftiger dazu war, als die Andern. Als er nach Spanien zur Verwaltung der Provinz geschickt wurde, kam er auf der Reise durch ein armseliges Dorf, und weil er gerade mit seinen Freunden von den Streitigkeiten in Rom sprach, fragte Einer ihn: ob er wohl glaubte, daß die Leute in diesem Dorfe sich auch stritten, wer der Erste seyn sollte? Ich wenigstens, antwortete Cäsar, möchte lieber hier der Erste, als in Rom nur der Zweite seyn. Ein anderes Mal sprach er auch aus, was in seiner Seele lebte; in der Stadt Gades blieb er vor einer Bildsäule Alexanders stehen, und rief: Der hatte in meinem Alter schon die Welt erobert, und ich habe noch nichts gethan!

Nachdem er Spanien rühmlich verwaltet hatte, kam er gerade zurück, als Pompejus und Crassus sehr feindlich gegen einander gesinnt waren, und Vieles dadurch in Verwirrung gerieth. Jeder von den Beiden hatte wohl manche Freunde, die erfahrener, mächtiger und berühmter waren, als Cäsar, der noch gar nicht viel mit ihnen ver-

kehrt hatte; aber Keiner sah so scharf, worauf es ankam, und Keiner wußte die Menschen so rasch zu dem, was er wollte, zu bewegen, als Cäsar. Er gewann die Gunst des Crassus, wie die des Pompejus; nun stellte er Jedem vor: es wäre für ihn weit vortheilhafter, wenn er sich mit dem Andern vertrüge und gemeinsam den Staat leitete. Das sahen sie bald ein, und nun verbanden sich die drei, sich gegenseitig in ihrer Thätigkeit, mit ihrem Geld, ihren Anhängern und Freunden, in allen Staatsgeschäften zu unterstützen, so daß sie vereint die größte Macht in den Händen hätten. Indem Cäsar diese Versöhnung zu Stande brachte, war er selbst Einer von den Ersten geworden, während es schien, als hätte er bloß dem Crassus und Pompejus einen Dienst erwiesen.

Aus Dankbarkeit beförderten sie es sogleich, daß Cäsar Consul wurde. Während er dieß Amt verwaltete, brachte er einige Ackervertheilungen zu Stande, die das Volk sehr erfreuten; dann ließ er sich aber mit Hülfe eines Tribunen, den er für sich gewonnen hatte, die Provinz Gallien diesseit und jenseit der Alpen vom Volk und vom Senat auf fünf Jahre zur Verwaltung übergeben, obwohl das eigentlich eine unerhörte Ausnahme von den Gesetzen war. Ihm lag jetzt wenig daran, ob er in Rom neben Pompejus und Crassus Ehre und Ansehen genösse; vielmehr wollte er seine Zeit abwarten, und sich eine Macht erwerben, die ihm alle Macht verschaffen sollte, nämlich ein tüchtiges und treues Heer. Darum ging er auf so lange Zeit von Rom fort. Die Freundschaft mit seinen beiden Verbündeten hielt er auch aus der Ferne aufrecht, und mit ihnen zusammen suchte er die Partei des Senats, die ihnen entgegenstand, zu schwächen.

Weil Cicero und Cato zu dieser republikanischen

Partei gehörten, ließen Pompejus und Crassus es ruhig geschehen, daß der Tribun Clodius, ein frecher und durchtriebener Mensch, den Cicero anklagte: römische Bürger ohne einen Urtheilsspruch hingerichtet zu haben. Es waren die Mitverschworenen des Catilina gewesen; aber dennoch bewog Clodius das Volk, den Cicero zu verbannen; darauf ließ er dem Cato ein Amt in Asien übertragen, um diesen lästigen Gegner aus Rom zu entfernen. Doch als er immer unverschämter wurde, Gewaltthätigkeiten verübte, und auch dem Pompejus entgegentrat, ließ der den Cicero wieder zurückrufen, und gab sich noch eifriger, als vorher, Mühe um das Volk. Pompejus dachte begierig darauf, irgend eine große, neue Ehre zu erlangen, denn mit Eifersucht sah er, wie große Thaten Cäsar während dieser Zeit in Gallien ausführte.

Zuerst besiegte Cäsar die Helvetier, die in den Alpen wohnten, und dieß Volk war wegen seiner Tapferkeit damals so berühmt, daß viele gallische Völkerschaften sich dem Cäsar nicht entgegenstellten, als sie von der Besiegung der Helvetier hörten. Vielmehr riefen sie ihn zu Hülfe gegen die Germanen, welche unter ihrem Häuptling Ariovist über den Rhein gekommen und in Gallien eingebrochen waren. Cäsar war gern bereit dazu; doch vor den wilden und gewaltigen Germanen erschraken seine Legionen, ebenso wie einst die des Marius vor den Cimbern und Teutonen. Aber Cäsar verstand es ausgezeichnet, mit den Soldaten umzugehen und sie zu gewinnen, bald durch Strenge, bald durch Milde, immer durch eine treffliche Anführung. Jetzt rief er sie zusammen, und nachdem er ihnen kräftig zugeredet hatte, sagte er endlich: Wenn ihr nun keinen Muth habt, so werde ich ganz allein mit der zehnten Legion den Feinden entgegengehen, an der zweifle ich nicht! — Da

dankte ihm die zehnte Legion für sein Vertrauen, die andern alle aber schämten sich und baten ihn laut, sie nur rasch gegen den Feind zu führen.

Also besiegte Cäsar den Arioviſt, und trieb ihn über den Rhein zurück. Im nächsten Winter empörten die befreundeten Gallier sich, denn sie hatten bald gemerkt, daß Cäsar sie von den Germanen nur befreien wollte, um sie den den Römern zu unterwerfen. Cäsar aber besiegte sie, und unterwarf alle Völkerschaften bis an die Nordküste von Frankreich der römischen Republik.

Nun war in Rom Alles voll von seinem Ruhme; er hatte Völker besiegt, deren Namen erst dadurch bekannt wurde, und ein funfzehntägiges Dankfest ward vom Senat angeordnet. Zugleich aber erwarb Cäsar in diesen Kriegen großen Reichthum, und den wandte er an, um seine Soldaten zu belohnen, so daß sie noch viel fester an ihm hielten, und um in Rom so Viele als möglich sich zu Freunden zu machen. Pompejus und Craſſus bemühten sich dagegen, beide in demselben Jahre Consuln zu werden. Die Freiheitsfreunde im Senat, Cato vor Allen, suchten das zu verhindern, aber die Anhänger und Freunde der beiden Verbündeten kamen bewaffnet in die Volksversammlungen und setzten ihren Willen durch. Dem Craſſus wurde nun die Provinz Syrien übertragen. Er ging dahin und zog mit einem Heere gegen das Volk der Parther, um sich Ruhm und noch mehr Schätze zu erwerben. Aber es endete für ihn ganz anders, als er gehofft hatte. Auf dem Zuge durch die Wüste wurde sein Heer von den Parthern geschlagen, und er selbst kam dabei ums Leben.

So standen Cäsar und Pompejus sich jetzt ganz allein gegenüber. Pompejus hatte sich die Provinz Spanien übertragen lassen, aber er ging nicht hin, sondern

ließ das Heer dort von seinen Legaten befehligen, denn er wollte in Rom bleiben und die Ehre genießen, dort der Erste zu seyn. Alle Senatoren standen gewöhnlich von ihren Sitzen auf, wenn er erschien.

Cäsar ließ sich davon nicht reizen, voreilig zurückzukehren, denn er war nicht unruhig und eifersüchtig, sondern besonnen und stark. Er blieb noch Jahre lang in seinen Provinzen abwesend; während der Zeit vermehrte er sein Heer bis zu 12 Legionen, und seine Soldaten wurden ihm ganz und gar treu und ergeben. Eine große Empörung aller Gallier brach noch einmal aus, und brachte ihn in eine so gefährliche Lage, wie nie zuvor. Denn als er nach manchen Schlachten die Feinde in die Stadt Alesia zusammengedrängt und da mit großen Belagerungswerken eingeschlossen hatte, erschien plötzlich ein weit stärkeres Heer von den verbündeten Galliern, und zu gleicher Zeit drohte ihm ein Ausfall aus der Stadt und ein Angriff im Rücken. Da unternahm er ein bewundernswürdiges Werk; in äußerster Schnelligkeit ließ er noch eine zweite Reihe von Wällen und Befestigungen gegen das Hülfsheer nach außen aufwerfen. So eroberte er bald Alesia, und schlug zuletzt auch das große Heer vollständig.

Dann zog er über den Rhein nach Deutschland hinein, und über das Meer nach Britannien, um weithin seinen Namen und die Ehrfurcht vor der römischen Macht zu verbreiten. Und indessen sein Ruhm aufs Höchste stieg, unterhielt er in Rom fortwährend seine Freundschaften, besonders mit den Volkstribunen.

Die Bürgerkriege um die Alleinherrschaft.

Neun Jahre war Cäsar jetzt in der Provinz gewesen, so lange hatte niemals vorher Einer das Amt geführt, und

Pompejus mit seiner Partei im Senate versuchte nun ihn zurückzurufen, damit er nicht länger an der Spitze eines so großen Heeres bliebe. Denn wenn ein Statthalter aus der Provinz nach Rom kam, mußte er an den Grenzen Italiens sein Heer zurücklassen, und war nicht mehr Feldherr. Aber auch Pompejus hatte lange über die gewöhnliche Zeit die Provinz Spanien behalten, um stets ein Heer unter seinem Befehle zu haben; und als nun die Gegner Cäsars vorschlugen, den Cäsar abzurufen, so sagten seine Freunde: daß Pompejus dann ebenfalls Spanien nicht länger verwalten dürfte. Der größte Theil des Senats hielt es jedoch mit Pompejus. Also wurde im Senat der Beschluß gefaßt: Cäsar sollte an einem Tage, der ihm bestimmt wurde, sein Heer entlassen; wo nicht, so wäre er damit für einen Feind des Vaterlandes erklärt. Als die Tribunen, Cäsars Freunde, diesem Beschlusse sich widersetzten, erklärte der Senat: die Republik wäre in Gefahr, und übergab dem Pompejus den Oberbefehl. Da verließen die Tribunen Rom und flohen nach Gallien zum Cäsar.

Cäsar war in Ravenna nahe an den Grenzen des eigentlich so genannten Italiens; nur eine einzige Legion hatte er bei sich, die andern standen weiterhin in Gallien. Er sah, daß für ihn Alles aus war, sobald er gehorchte, und sein Heer entließ. So trat er denn vor diese eine Legion, mit der er das römische Reich angreifen wollte; laut klagte er Pompejus und den Senat an, daß sie die Würde der Volkstribunen verletzt hätten, und forderte seine Soldaten auf, die Würde ihres Feldherrn zu behaupten. Den Soldaten stand Niemand höher, als dieser Feldherr, den sie liebten, der sie so oft belohnt, zu so vielen Siegen geführt und alle Mühen mit ihnen getheilt hatte. Sie waren Alle bereit,

ihn zu schützen, ihm Genugthuung zu verschaffen, ihm zu folgen, wohin er wollte. An dem Flüßchen Rubicon, welches die Grenze von Italien war, zauderte Cäsar noch einen Augenblick. Wenn er über diesen Fluß ging, war er zum Feind des Vaterlandes erklärt, und der Bürgerkrieg begann; wenn er aber gehorchte, so war Pompejus Herr der Republik. Cäsar wußte, was er wagte, aber er vertraute auf sein Heer, auf sich selbst und auf sein Glück. »Der Würfel sey geworfen!« rief er, und ging mit seiner Legion über den Rubicon.

Als die Tribunen aus Rom flohen, fühlte Pompejus sich noch ganz sicher. Der Senat hatte ihm den Oberbefehl gegeben; die meisten Senatoren hingen ihm an; in Spanien hatte er ein großes Heer stehen, und noch kurz vorher hatte ganz Italien Dankfeste gefeiert, als er von einer Krankheit wieder gesund geworden war. Er glaubte, er wäre unbezwinglich, und als einer seiner Freunde ihn fragte, was er aber thun würde, wenn Cäsar angriffe? erwiederte er: Wo ich nur in Italien mit dem Fuße stampfe, werden Legionen hervorspringen.

Aber mit außerordentlicher Schnelligkeit zog Cäsar auf Rom los, und obwohl er nur mit einer Legion kam, ging ein allgemeiner Schrecken vor ihm voraus. Cäsar, der so lange im Felde gestanden, so viele wilde Völker besiegt hatte, und jetzt an der Spitze seiner alten versuchten Soldaten so rasch von Stadt zu Stadt vordrang! Und dieser Schrecken kam eher, als er selbst, nach Rom. Weder Pompejus noch seine Freunde glaubten, auf das Volk vertrauen und sich in Rom vertheidigen zu können; sie hatten kein Vertrauen zu sich selbst, und wollten erst große Heere sammeln, um dem Cäsar entgegenzugehen. Also floh Pompejus

in aller Eile und Verwirrung von Rom, mit ihm 200 Senatoren und seine übrigen Freunde; sie flohen so hastig und unüberlegt, daß sie sogar den ganzen Staatsschatz in Rom zurückließen.

Erst in Capua machten sie Halt, und fingen an, Truppen zu sammeln. Da hatten sie die große Freude, daß Labienus, einer von Cäsars Legaten, diesen verließ, und zu ihnen überging; er erzählte ihnen: Cäsar hätte so wenig Leute, daß er nichts ausrichten könnte. Sie glaubten das gern. Aber Cäsar kehrte sich wenig an den Abfall des Labienus; er schickte ihm sogar sein Gepäck nach, und rückte in Eilmärschen auf die Pompejaner los. Einen Legaten des Pompejus nahm er mit seinen Soldaten gefangen; aber er ließ ihn und mehrere Senatoren wieder frei zum Pompejus gehen, denn er war nicht ängstlich, und wollte es auch nicht scheinen. Die gefangenen Soldaten aber traten meist zum Cäsar über, und so kam dieser an der Meeresküste gerade in dem Augenblicke an, wo Pompejus seine letzten Truppen eingeschifft hatte, und nach Griechenland überfuhr.

Jetzt schickte Cäsar, da sein Heer angewachsen war, einen Theil davon nach Afrika, einen andern nach Sardinien, einen dritten nach Sicilien, um diese Provinzen in Besitz zu nehmen, und erst dann, nachdem er Herr von ganz Italien geworden war, zog er auch nach Rom. Er hätte das schon weit früher gekonnt; doch er hatte mit dem Triumphiren niemals Eile, und that immer erst, was zu thun war.

Als Pompejus und die meisten Senatoren von Rom geflohen waren, hatten sie jeden Beamten der Republik, und jeden Senator, der nicht mitgehen würde, für einen Feind des Vaterlandes erklärt, aber dennoch war eine Anzahl da-

geblieben, theils wirkliche Freunde des Cäsar, und theils solche, die es seyn wollten, weil es ihnen vortheilhaft schien. Cäsar rief die Senatoren und das Volk zusammen; Niemandem geschah etwas zu Leide; keine Plünderung und kein Morden fand statt; da beruhigte sich das Volk bald. Daß Cäsar aber Herr war, zeigte er gleich darauf, indem er den Staatsschatz in Besitz nahm. Ein Tribun wagte es, zu widersprechen, und als die Thür zum Schatze mit Aexten eingeschlagen werden sollte, setzte er sich auf seinen Amtsstuhl davor. Ich lasse dich tödten, rief Cäsar, wenn du dich länger widersetzest; wisse, junger Mann, es wird mir schwerer, dir dieß zu sagen, als es thun zu lassen! Er ließ den Tribun nun bei Seite drängen, und bemächtigte sich des Staatsschatzes, den er zum Kriegführen nöthig hatte.

In Rom ließ er seinen Unterfeldherrn Antonius, er selbst ging mit seinem gallischen Heere nach Spanien, wo die Legionen des Pompejus standen. Erst will ich das Heer ohne Feldherrn schlagen, sagte er, und dann den Feldherrn ohne Heer.

Sieben Legionen des Pompejus waren in Spanien; den ersten Angriff des Cäsar schlugen sie zurück, und er gerieth darauf in große Noth, als nach heftigen Regenwettern zwei Flüsse, zwischen denen sein Lager stand, ihn durch ihre Ueberschwemmungen einschlossen.

Aber die Unterfeldherren des Pompejus verstanden nicht, ihren Vortheil zu benutzen, und Cäsar verstand es, sich aus den gefährlichsten Lagen herauszuziehen. Nach kurzer Zeit griff er wieder an, und trieb die Feinde so in die Enge, daß sie sich ihm ergeben mußten. Auch diese Gefangenen ließ er wieder frei. Da gingen die meisten Soldaten zu ihm über in sein eigenes Heer, weil sie gern unter einem so ausgezeichneten Feldherrn kämpfen wollten,

und auch bessere Beute dabei zu machen dachten; was Cäsar mit der Republik machen würde, lag ihnen nicht so sehr am Herzen Nur die obersten Anführer gingen nach Griechenland zum Pompejus. Cäsar ließ einige Besatzungen in Spanien, dann zog er selbst an der Spitze des Heeres nach Rom, wo einige seiner Freunde ihn zum Dictator ernannt hatten. Sie hatten es freilich auf eine ganz ungesetzliche Weise gethan; aber seit den Zeiten des Marius und Sulla war schon vieles dergleichen geschehen, und Alle, die es nicht von Anfang an mit Cäsar gehalten hatten, fürchteten, daß er jetzt seine Gegner in die Acht erklären, und eine große Todesliste aufsetzen würde.

Cäsar that nichts von dem, was man fürchtete; er ordnete bloß die Angelegenheiten des Staats, rief die meisten Verbannten zurück, und ließ das Volk auf die gewöhnliche Art Consuln wählen. Es wählte ihn selbst, und einen seiner Freunde. Da legte er schon nach elf Tagen die Dictatur nieder, und nun hatte er die Herzen des Volks gewonnen.

Indessen hatte Pompejus in Griechenland ein zahlreiches Heer, und eine große Flotte auf dem adriatischen Meere gesammelt. Aber ehe er sich noch entschlossen hatte, Italien anzugreifen, war Cäsar schon in Brundusium angekommen, von wo man gewöhnlich nach Griechenland überfuhr; und obwohl er dort nur für einen kleinen Theil seines Heeres Schiffe fand, fuhr er doch gleich mit denen hinüber. Ohne Verzug schickte er die Schiffe zurück, um auch seine andern Truppen, die indeß von Antonius befehligt wurden, herzuholen. Aber er wartete viele Tage, und sie kamen nicht zurück; es war Winterzeit, das Meer war stürmisch. Da setzte sich Cäsar eines Nachts verkleidet selbst in ein Boot, und wollte sich hinüberfahren lassen. Die Wellen stürmten so gewaltig und warfen das Boot

so hin und her, daß der Steuermann erklärte: es wäre zu gefährlich, er müßte umkehren. Cäsar sprang auf: Fürchte nichts, rief er, du führst den Cäsar und sein Glück! Die Schiffer, die ihn nun erkannten, strengten alle ihre Kräfte an, aber es war unmöglich, und sie mußten wieder ans Land. Doch endlich, als die Stürme sich legten, kam Antonius, trotz der Flotte des Pompejus, mit den übrigen Truppen nach Griechenland herüber, und nun zogen die beiden feindlichen Heere näher an einander.

Pompejus hatte sich mit mehreren Legionen aus Asien verstärkt, und war voller Hoffnung. Die Senatoren in seinem Lager zankten sich schon darum, wer nach dem Siege über Cäsar nun Consul werden sollte, und Einige besprachen sich auch unter einander, wie sie dann dem Ehrgeize des Pompejus, der sich gewiß zum Herrn des Staats zu machen beabsichtigte, entgegentreten wollten. Pompejus selbst hatte schon in Gemeinschaft mit seinen Freunden die Listen von allen Feinden und Verdächtigen aufgesetzt, die nach dem Siege in die Acht erklärt werden sollten. Er war nicht so stolz und geistesstark, wie Cäsar, daß er solche Mittel hätte entbehren können.

Bei Pharsalus in Thessalien kam es zur Schlacht. Cäsar ordnete sein Heer auf eine neue Art; hinter den drei ersten Linien stellte er noch sechs Cohorten deutsche Hülfstruppen auf, die er in seinen Dienst genommen hatte. Dann ritt er durch das Heer und feuerte es mit wenigen Worten an; den alten Soldaten, die in den gallischen Feldzügen abgehärtet waren, rief er zu: sie sollten nur immer nach den Gesichtern hauen und stechen, dann würden die vornehmen Herrchen aus Rom wohl ängstlich werden. Die Schlacht begann, sie dauerte lange, und war heftig; aber besonders durch die deutschen Cohorten, die Cäsar zur rechten

Zeit ins Treffen führte, errang er einen vollständigen Sieg. Pompejus hatte so sehr auf den Sieg gehofft, daß er nicht einmal an einen geordneten Rückzug gedacht hatte, und so wurde Alles von seinem Heere, was nicht getödtet oder verwundet oder gefangen war, in wilder Flucht verstreut. Noch an demselben Tage eroberte Cäsar das feindliche Lager; die Zelte waren wie zum Schmaus eingerichtet und mit Epheu bekränzt, als ob die Besiegten gar nicht an eine mögliche Niederlage gedacht hätten. Den meisten Gefangenen schenkte Cäsar Leben und Freiheit; alle Briefschaften des Pompejus, die ihm in die Hände gefallen waren, verbrannte er, denn er wollte gar nicht wissen, wer sich vielleicht mit Pompejus gegen ihn verbündet gehabt hätte.

Mit wenigen Getreuen floh Pompejus an die Küste und bestieg ein Schiff. Sie wußten nicht, wohin sie sich wenden sollten; endlich beschlossen sie, nach Aegypten zu fahren, weil Pompejus, als er in Asien war, dem Vater des ägyptischen Königs wieder zur Herrschaft geholfen hatte. Der König aber dachte dem Cäsar einen Dienst zu erweisen, und gab Befehl, den Pompejus zu ermorden. Als dieser an der Küste geankert und Boten nach dem Lande gesandt hatte, kam ein Hauptmann mit einigen Soldaten in einem kleinen Kahn, um ihn ans Land zu rudern. Pompejus stieg ein, doch ahnte er nichts gutes; er sprach für sich die Verse eines griechischen Dichters:

Wer aber zum Tyrannen seine Wege lenkt,
Ist dessen Sclav', und käm' er auch als freier Mann!

Indem sie ans Ufer stießen, fielen die Aegypter über ihn her, und ermordeten ihn. Sie schnitten ihm das Haupt ab und ließen den Körper liegen; ein treuer Diener be-

stattete ihn. So endigte Pompejus, der Jahre lang der Erste in Rom gewesen war.

Cäsar war nachgeeilt, so schnell, daß er nur 3000 Soldaten nach Aegypten mitgebracht hatte, mit denen er nun in Alexandrien landete. Sobald Cleopatra, die Schwester des Königs, das hörte, eilte sie heimlich in die Stadt. Denn ihr Bruder hatte sie vertrieben und wollte sie nicht länger mitregieren lassen, wie ihr Vater es angeordnet hatte. Cleopatra dachte den römischen Feldherrn für sich zu gewinnen. Sie war ein schönes stolzes Weib, Cäsar gewann sie lieb, und lebte mit ihr, solang er in Aegypten war. Aber ihr Bruder, der allein regieren wollte, faßte sich den Muth, Cäsar anzugreifen. Er drängte mit seinem weit überlegenen Heere die wenigen tausend Römer bis in die äußersten Straßen von Alexandrien zurück, und Cäsar sah kein anderes Mittel, als sich dort zu verschanzen. Bald kam er in große Noth. Die ägyptische Flotte hatte er verbrannt, von allen Seiten wurde er eingeschlossen und angegriffen, aber er vertheidigte sich in seinen Schanzen, bis endlich die Legionen aus Asien, die er gerufen hatte, herankamen. Da besiegte er das ägyptische Heer, und machte die Cleopatra zur Königin von Aegypten.

Ueberall drohten ihm jetzt Gefahren, die während seiner langen Abwesenheit in Aegypten entstanden waren. In Asien hatte ein Sohn des Königs Mithridates sich empört, ein römisches Heer geschlagen, und schon einen Theil der Provinz in Besitz genommen. In Afrika waren die Truppen Cäsars vernichtet, und Cato hatte ein großes pompejanisches Heer dort wieder gesammelt, mit dem er gegen Cäsar als einen Tyrannen und Feind der Republik ziehen wollte; in Rom waren Unruhen, und Antonius, den Cäsar dort

zurückgelassen hatte, konnte sie nicht unterdrücken, er war zu schwach und unentschlossen.

Aber sobald Cäsar frei geworden war, wandte sich die Sache anders. Zuerst marschirte er nach Asien und endigte da die Empörung und den Krieg in einer einzigen Schlacht; das Alles that er so schnell, daß er selbst darüber nur drei Worte nach Rom schrieb: Veni, vidi, vici, das heißt: ich kam, sah, siegte!

Dann kehrte er über Griechenland nach Rom zurück, und alles Murren verstummte vor ihm. Die Römer fühlten, daß Cäsar die Kraft hatte, zu befehlen und zu regieren; um somehr hielten sie sich nun ruhig, da er nicht streng sondern milde war. Der großen Volksmenge schaffte er Erleichterungen in ihrem Lebensunterhalt, seine Freunde belohnte er mit Aemtern und Schätzen, Allen aber verzieh er. Von Verbannungen, Verfolgung und Aechtung war keine Rede; und wenn die Republikaner im Stillen gegen ihn sprachen, so meinte das Volk: eine solche Milde könnte man doch keine Tyrannei nennen.

Doch als Cäsar sich rüstete nach Afrika zu gehen, brach in seinem Heere eine Empörung aus. Erst forderten die Soldaten die großen Belohnungen, die er ihnen versprochen und noch nicht gegeben hatte; dann, als er sie auf den nächsten Feldzug vertröstete, fiel ihnen ein: sie wären eigentlich die Herren, sie hätten allein ihren Feldherrn so groß gemacht und Cäsar wäre gar nichts ohne sie. Sie wollten ihn schrecken und zwingen, sie forderten also mit lautem Geschrei ihre Entlassung.

Obwohl sie schon einige Hauptleute ermordet hatten, trat Cäsar furchtlos unter sie. Bisher hatte er sie immer Soldaten und Kameraden genannt, wenn er sie anredete, jetzt sprach er: Da ihr es wollt, Bürger, so seid ihr aus dem

Dienst entlassen. Die versprochenen Belohnungen sollt ihr erhalten, sobald ich mit anderen Soldaten in Afrika gesiegt habe. — Das überraschte die Aufrührer. Sie sahen ein, daß sie vielmehr jetzt nichts waren ohne Cäsar, und flehend baten sie ihn, sie doch wieder anzunehmen. Gut, sagte Cäsar, wer mir als Freiwilliger folgen will, der kann sich melden. — Da meldeten sich Alle mit einander.

So marschirte er mit ihnen nach Sicilien und fuhr von da aus nach Afrika über. Dort hatten die Pompejaner sich mit dem König von Numidien verbündet, um sich an Cäsar zu rächen. Der Thätigste unter ihnen war aber Cato, der niemals ein Freund des Pompejus, sondern nur immer ein Freund der Republik, des freien Staats, und ein Feind der Tyrannei gewesen war. Er wollte nicht, daß Einer herrschte und wenn er noch so tüchtig wäre; er wollte die alte Verfassung herstellen; nur der Senat und das römische Volk sollten sich selbst und Rom und die Welt regieren. Und weil er sah, daß das Volk schon zum größten Theil so verdorben war, daß es die Freiheit nicht mehr ertragen konnte, sondern jedem Tyrannen angehangen hatte, der es durch Gunst oder Furcht zu beherrschen verstand, so hielt Cato es vor allem für die Pflicht der Vornehmen und des Senats, den alten Geist der freien Republik wieder lebendig zu machen in Strenge und Einfachheit. So lebte er selbst, so forderte er, daß auch die Anderen leben sollten.

Cäsar brachte weniger Truppen nach Afrika, als seine Feinde dort hatten, aber er war ein größerer Feldherr. Nach vielen Mühen und Beschwerden zwang er das Hauptheer zur Schlacht und siegte vollständig. Cato hörte die Nachricht in Utika, wo er befehligte. Er sah, daß aller Widerstand jetzt vergeblich war, aber er war zu stolz, um sich der Gnade Cäsars zu ergeben, und fliehen wollte er

nicht, denn ihm lag nichts mehr am Leben, da er an der Herstellung der Republik verzweifeln mußte. Er konnte nicht mehr als ein freier römischer Bürger für sein Vaterland leben, so beschloß er denn, sich einen ehrenvollen freiwilligen Tod zu geben, als das Letzte was einem römischen Republikaner übrig bleibe. Unter ernsten Gesprächen saß er am letzten Abend mit heiterem Sinne bei seinen Freunden zu Tische, dann sagte er ihnen Lebewohl und ließ sie gehen. Die Nacht durch las er in dem Buch des griechischen Weisen Plato, welches von der Unsterblichkeit handelt; als der Morgen anbrach, stieß er sich den Dolch in die Brust. Cäsar fand keine Feinde in Afrika mehr, und kehrte nach Rom zurück, wo er nun alle die Triumphe feierte, zu denen er bisher vor immer neuen Kriegen gar keine Zeit gehabt hatte. Doch triumphirte er nur über die Besiegung der fremden Feinde, der Gallier, Aegypter und Numidier.

Von neuem verzieh er mehreren seiner Gegner und gab ihnen die Erlaubniß, nach Rom zurückzukehren; seine Freunde aber belohnte er verschwenderisch. Die Soldaten erhielten Geld und Ländereien; von seinen Anhängern nahm er viele in den Senat auf, anderen gab er Aemter; das Alles konnte er frei thun, denn schon als er noch in Afrika war, hatte der Senat ihn auf zehn Jahre zum Dictator gemacht. Unter das Volk ließ er große Vorräthe von Korn austheilen, er speiste es einmal an 22,000 Tischen, und noch nie hatte man in Rom so prächtige Spiele gesehen, wie Cäsar sie jetzt gab. Landschlachten und Seegefechte wurden dargestellt; über den Sitzen der Zuschauer waren kostbare Decken ausgespannt, um die Sonne abzuhalten; und so groß war die Menschenmasse, die aus ganz Italien zu diesen Spielen nach Rom zusammenströmte, daß die Meisten in den Häusern kein Obdach finden konnten, sondern unter Zelten schlafen

mußten. Zuletzt erhielt noch jeder römische Bürger eine Summe Geldes zum Geschenk.

Nun Cäsar als Dictator freie Hand hatte, und weder den Senat noch das Volk zu fragen brauchte, wenn er nicht wollte, fing er an, Gesetze zu geben, um die Verwirrung und die schlechten Zustände, die in den langen Streitigkeiten und Bürgerkriegen eingetreten waren, zu verbessern und zu ordnen. Die Statthalter durften jetzt nicht mehr so lange Zeit in den Provinzen bleiben; die Verbrechen wurden strenger bestraft, und Jeder fing an zu fühlen, daß ein kräftigeres Regiment geübt wurde, als in den Zeiten der gewaltthätigen Parteihäupter.

Aber noch waren die Gegner Cäsar's nicht ganz aus dem Felde geschlagen. Sein Unterfeldherr in Spanien hatte die Provinz schlecht verwaltet, und als nun die beiden Söhne des Pompejus mit vielen Freunden ihres Vaters nach Spanien flohen, gelang es ihnen, noch einmal ein starkes Heer zu bilden. Cäsar eilte von Rom dorthin, und bei Munda erlitt die pompejanische Partei die letzte große Niederlage. Nur Sextus Pompejus entfloh.

Jetzt hatte Cäsar keine Gegner mehr im Feld, und als er nach Rom zurückkehrte, wagte er es kühn zum erstenmal, einen Triumph über einen Sieg zu feiern, den er nicht gegen auswärtige Feinde der Republik, sondern im Kriege gegen römische Bürger erhalten hatte. Damit zeigte er Allen, daß von nun an Cäsars Feinde auch die Feinde Roms sein sollten, und daß Cäsar Herr in Rom wäre. Auch sagte er offen und frei zu seinen Freunden: Die Republik, die Herrschaft des Volks und des Senats, wäre jetzt nichts mehr als ein leeres Wort.

Und so war es auch, seitdem die Soldaten nicht mehr ihren höchsten Stolz darin setzten Bürger zu seyn, und seit

es den Bürgern nicht mehr das höchste im Leben war, Republikaner zu seyn und sich selbst zu regieren. Von der Zeit an, wo sie allmählig das Leben und den Besitz und Genuß so lieb gewannen, daß sie das Alles nicht mehr mit Freuden für die Republik opfern mochten, waren sie im Herzen schon keine Republikaner mehr. Der Senat und das Volk thaten nur was Cäsar wollte. Das Volk liebte ihn, weil er es versorgte und beschenkte, weil er so herrliche Siege erfochten und endlich einmal die Ruhe in Rom hergestellt hatte. Die Meisten wollten die sichere Ruhe lieber als die gefährliche Freiheit; sie waren zufrieden, wenn sie ihren Lebensunterhalt und ihre Vergnügungen hatten. Im Senat fürchtete sich ein Theil vor Cäsar, Andere hatten ihn lieb, noch Andere glaubten ganz einfach: die römische Herrschaft wäre so ausgebreitet, und das Volk wäre so verdorben und roh, daß es die Freiheit nicht vertragen könnte, und ein Alleinherrscher müßte seyn, wenn nicht wieder Bürgerkriege und Unruhen alles über den Haufen werfen sollten. So betrachteten sie den Cäsar immer mehr als ihren Herrn. Der Senat ernannte ihn zum Dictator auf Lebenszeit, sein Bild wurde in den Tempeln bei den Götterbildern aufgestellt, und ihm wurden Ehrenbezeugungen erwiesen, wie einem Gott.

Und Cäsar bewies auch, daß er zum Herrschen der Würdigste und Tüchtigste war. Er gab Gesetze und hielt sie streng aufrecht; er verbesserte den Zustand des Landes, ließ Straßen und Kanäle bauen, Sümpfe austrocknen, neue Städte gründen, und schon dachte er an große Kriege, um die Macht Roms noch weiter auszubreiten. Er hatte die Absicht, sich nun wirklich zum König zu machen und seine Herrschaft ganz fest zu gründen. Das zeigte er immer deutlicher und wartete auf die Gelegenheit. Bei einem Feste

bot ihm Antonius einmal öffentlich ein Diadem an, Cäsar lehnte es ab, um zu sehen, was das Volk dazu sagen würde. Viele klatschten Beifall, als er das Diadem zurückwies, aber Cäsar wußte, daß sie es bloß thaten, weil sie den Namen eines Königs nicht mochten; sie wollten immer noch gern freie römische Bürger heißen, wenn sie auch nicht mehr stolz und stark genug waren, um es zu seyn.

Die Republikaner. Brutus und Cassius. Cäsars Tod. Der Untergang der Republik.

Aber ein kleiner Theil des Senats dachte ganz anders von sich und vom Volke. Das waren echte Republikaner wie Cato gewesen war; sie wollten die alte Verfassung, die alte Einfachheit und die alte Freiheit. Sie wollten nicht die alte Tyrannei, und darum haßten sie Cäsar aus Herzensgrund. Ob er ein milder, ein guter und großer Herrscher war, ob er Manchem von ihnen selbst Wohlthaten erwiesen hatte, das durfte sie nicht kümmern; und wenn sie ihn geliebt hätten: er wäre doch ihr Feind gewesen um der Freiheit willen, die ihnen des Edelste und Höchste auf Erden war. Denn obgleich Cäsar sich noch immer äußerlich so betrug, als wenn er nur der vom Senat ernannte Dictator wäre; und obgleich er scheinbar Nichts eigenmächtig that, sondern immer erst mit den Senatoren darüber rathschlagte und sie abstimmen ließ, so hatte er doch in der That die römische Freiheit, nämlich die Selbstregierung des Senats und des Volks, unterdrückt. Die Republikaner hofften nun, das Volk würde eben so denken wie sie, wenn es sich erst nicht mehr vor der Macht des Tyrannen zu fürchten brauchte, und darum verschworen sie sich, Cäsar zu ermorden.

Die Ersten und Besten unter ihnen waren zwei alte Freunde des Cäsar, Cajus Cassius, und Marcus Junius Brutus. Besonders Brutus und Cäsar hatten sich sehr geliebt, und die Leute in Rom sagten: Cäsar wäre eigentlich der Vater des Brutus. Aber die Liebe zur Freiheit war in Brutus stärker, als die Liebe zu seinem Freunde.

Auf den funfzehnten März war eine Senatsversammlung in dem Theater, welches Pompejus einst erbaut hatte, festgesetzt; da wollten die Freunde des Cäsar, Antonius und Andere, den Antrag machen: ihm die Königswürde zu geben. Die Verschworenen wählten diesen Tag zur Ausführung ihres Planes.

Cäsar dachte erst nicht in die Versammlung zu gehen, er wollte seiner Gemahlin Calpurnia zu Liebe es unterlassen; denn sie hatte ihn sehr darum gebeten, weil sie ängstliche Träume von nahem Unglück in der Nacht vorher gehabt hatte. Als aber einer der Verschworenen kam, um Cäsar abzuholen, ließ er sich von diesem überreden, und ging mit; er fürchtete sich nicht vor Ahnungen, und wollte auch nicht den Schein geben, als ob er sich fürchtete. Er war von jeher stolz und sorglos gegen Gefahren gewesen; an der Erhaltung meines Lebens, sagte er einmal, liegt der Republik mehr, als mir. Und noch am Abende vorher, als Einer ihn im Gespräch zufällig fragte: welcher Tod der schönste wäre? antwortete er rasch: Der unerwartete!

Die Verschworenen standen, unter ihren Mänteln die Dolche verborgen, am Eingange der Halle, in der der Senat versammelt war. Als Cäsar erschien, drängten sie sich zu ihm, wie um ihn zu begrüßen und nach seinem Sitze zu begleiten. Einer von ihnen bat ihn, die Rückkehr seines verbannten Bruders zu erlauben, und faßte ihn zugleich am

Mantel. Das war das Zeichen. Sie zogen ihre Dolche, und Casca versetzte dem Cäsar den ersten Stoß. Er traf ihn nur an der Schulter; Cäsar packte ihn beim Arme und rief: »Verruchter Casca, was beginnst du?« Da drangen Alle auf ihn ein. Einen Augenblick wollte er sich vertheidigen, als er aber den Brutus den Dolch zücken sah, rief er: »Auch du bist unter ihnen, auch du, mein Sohn?« Er verhüllte das Haupt in seinen Mantel, und von dreiundzwanzig Wunden durchbohrt, sank er todt nieder, am Fuße der Bildsäule des Pompejus, die in der Halle aufgestellt war. Die Senatoren flohen erschreckt auseinander.

Die Mörder durchzogen nun die Straßen, schwangen ihre blutigen Waffen, und riefen dem Volke zu: der Tyrann wäre todt, sie wären wieder frei! Aber das Volk entsetzte sich vor ihnen, fast Niemand schloß sich ihnen an. Da flohen sie auf das Capitol. Sie hatten einen Tyrannen ermordet, aber sie wußten nicht, wie sie die Freiheit wieder herstellen, und was sie beginnen sollten.

Im Senat trugen Einige darauf an: den Cäsar für einen Tyrannen zu erklären. Da trat aber Antonius auf, und sagte: Dann müßte nach römischen Gesetzen auch Alles ungültig seyn, was Cäsar gethan hätte; also müßten Alle, die von ihm Aemter empfangen hätten, oder von ihm in den Senat aufgenommen wären, ihre Würden abgeben. Deren waren aber so viele, daß der Vorschlag nicht weiter unterstützt wurde. Der Senat sicherte zwar den Mördern Verzeihung zu, aber er bestätigte Alles, was Cäsar gethan hatte, und bewilligte ein feierliches Leichenbegängniß.

Das gerade wollte Antonius. Mit der höchsten Pracht wurde die Bahre, auf welcher der Leichnam lag, geschmückt; Senatoren, Freunde Cäsars, trugen ihn auf das Forum, wo das Volk sich in unzähliger Masse ver-

sammelt hatte. Nun bestieg Antonius die Rednerbühne, um die Leichenrede zu halten. Wie in einem Leichentriumphzuge führte er alle großen Thaten Cäsars auf; er erinnerte, was Cäsar für das Volk gethan, wie Cäsar immer das Volk geschützt, versorgt, geliebt hätte; dann erfaßte er den blutigen Mantel, und zeigte die Risse, durch welche die Dolche der Mörder eingedrungen waren. Da wachten alle Leidenschaften im Volke auf; die Mörder wurden verwünscht, verflucht; doch noch einmal begehrte Antonius das Wort. Ich muß euch noch das Testament Cäsars vorlesen, sagte er. Hört, was dieser Tyrann verordnet hat! Als er nun aber las, und an die Stelle kam wo es hieß: daß Cäsar alle seine Gärten dem römischen Volke zum Vergnügen vermachte, und jedem römischen Bürger ein Geldgeschenk: da wurde das Volk wie rasend vor Schmerz über Cäsars Tod. Sie brachten Fackeln, zerbrachen alle Bänke und Stühle, errichteten daraus einen Scheiterhaufen für den Leichnam, und als der nun nach römischer Sitte verbrannt wurde, warfen sie Kleider, Schmuck, Waffen und Kostbarkeiten mit in die Flamme. Dann nahmen sie Feuerbrände und rannten durch die Straßen, um die Häuser der Mörder anzuzünden; die ganze Stadt gerieth in Aufruhr. Das dauerte mehrere Tage lang.

Nun hatte Antonius den Senat in Schrecken gesetzt; die Mörder waren in die Provinzen geflohen, und dadurch waren die Freiheitsfreunde in Rom schwächer geworden. Antonius stellte in der Stadt die Ordnung wieder her, und da er die Leibwache Cäsars befehligte, und auch fast alle seine Schätze in Besitz genommen hatte, hoffte er, sich selbst jetzt zum Alleinherrscher in Rom machen zu können. Die Senatoren haßten und fürchteten ihn; sie wußten nicht, wie sie ihm widerstehen und den Senat wieder in Ansehen

bringen sollten. Auf die Soldaten kam zuletzt fast Alles an, und viele von denen wandten sich zum Antonius, bloß, weil er ein Freund Cäsars gewesen war, und weil sie Alles ehrten und aufsuchten, was nur irgendwie im Zusammenhange mit ihrem großen Feldherrn stand.

Als nun Antonius den Senat genöthigt hatte, ihm die Provinz Gallien zu übergeben, und er dorthin gegangen war, um sich ein großes Heer zu sammeln, wurde man in Rom immer aufmerksamer auf den Cäsar Octavianus, den Neffen Cäsars. Octavianus war erst achtzehn Jahre alt, und studirte noch in Kleinasien bei griechischen Lehrern, als er den Tod seines Oheims erfuhr. Er war im Testamente zum Haupterben eingesetzt; doch Antonius hatte das baare Geld in Besitz genommen, und zauderte auf alle Weise, es herauszugeben. Da sah Octavianus wohl, was Antonius im Sinne hatte, und er beschloß muthig, ihm nicht nachzugeben. Noch größer als sein Muth war aber seine Klugheit und Besonnenheit. Er ließ sich anfangs das Unrecht geduldig gefallen. Aber er verkaufte alle Landgüter, und gab prächtige Spiele zu Ehren Cäsars, er stellte eine Bildsäule von ihm in einem Tempel auf, und so machte er sich beim Volke sehr beliebt. Auch viele von den alten Soldaten schlossen sich ihm an, weil er der Neffe Cäsars war; er hielt sie bei sich fest, und so wuchs sein Anhang immer mehr.

Im Senat entflammte Cicero allen Freiheitssinn, der noch irgend lebendig war, durch seine zürnenden Reden gegen Antonius; er nannte diese Reden philippische, weil er dabei daran dachte, wie Demosthenes einst gegen Philipp von Macedonien geredet hatte. Da nun Octavianus ein Heer von den alten Soldaten gesammelt hatte, und es dem Senat anbot, nahmen sie es an, und erklärten

den Krieg gegen Antonius. Den Octavianus hielten sie für ungefährlich, weil er ja noch so jung war.

Octavianus zog nun nach Oberitalien gegen den Antonius und besiegte ihn in der Schlacht bei Mutina. Zu derselben Zeit hatten Brutus in Macedonien und Cassius in Asien die Anhänger des Antonius geschlagen, und da die beiden ein starkes Heer hatten, jubelten die Republikaner im Senat, daß die Sache der Freiheit nun gesiegt hätte. Damit Octavianus sich nicht einfallen ließe, etwas gegen die Republik zu unternehmen, schickte der Senat einen anderen Feldherrn hin, um dessen Heer zu befehligen; dem Octavianus wurde kaum für seine geleisteten Dienste gedankt.

Dieser war aber nicht gesonnen, sich so bei Seite schieben zu lassen, und schon vorher hatte er sich danach eingerichtet. Den Antonius hatte er gar nicht verfolgt, und dieser hatte sich nun mit dem großen Heer des Lepidus, der auch ein Legat Cäsars gewesen war, verbunden. Jetzt rief Octavianus seine Soldaten zusammen, zeigte ihnen den Befehl des Senats an, und fragte: ob das nicht schreiender Undank wäre? Es wäre klar, daß der Senat die Freunde und Soldaten Cäsars haßte. Da riefen die Legionen: Die Soldaten Cäsars müßten zusammenhalten, gegen seine Mörder und den Senat! Sie schwuren, gegen kein Heer zu fechten, das unter Cäsar gedient hätte.

Und an ihrer Spitze zog Octavianus nach Rom, wie einst sein Oheim. Er ließ sich zum Consul wählen, belohnte seine Soldaten aus dem Staatsschatz, und ließ die Mörder Cäsars vor Gericht anklagen.

Jetzt waren Brutus und Cassius mit ihrem Heer die letzte Hoffnung der Republikaner. Octavianus aber verband sich mit Antonius und Lepidus, wie einst Cä-

sar, Pompejus und Crassus sich verbunden hatten; nur dachten sie noch viel weniger an die Republik, als jene damals. Auf fünf Jahre gaben sie sich die höchste Gewalt im Staat und theilten die Provinzen unter einander; dann setzten sie Listen von vielen tausend Namen ihrer Gegner auf, die alle getödtet werden sollten. Theils wollten sie sich schützen, theils wollten sie das Vermögen der Geächteten und Ermordeten in Besitz nehmen, und endlich schrieben sie auch jeden, an dem sie sich für irgend etwas rächen wollten, auf die Todesliste. Auf jeden Kopf wurde ein Preis gesetzt, und als die drei Verbündeten in Rom eingezogen waren, begann das Morden in der Stadt und im ganzen Reich. Die Köpfe der Erschlagenen wurden von den Mördern nach Rom gebracht, und auf der Rednerbühne auf dem Forum ausgestellt. Dort stand unter vielen anderen auch das Haupt Cicero's, der im Leben so oft von diesem Platze mit seiner Beredsamkeit die Richter und das Volk bewegt hatte. Antonius hatte ihn auf die Liste geschrieben, um sich für jene philippischen Reden zu rächen.

Wie die Tyrannen waren, so waren auch ihre Soldaten. Sie mordeten, raubten und plünderten durch ganz Italien. Wer fliehen konnte, floh, wer aber kämpfen wollte, eilte zum Heer des Brutus und Cassius oder zu der Flotte, welche Sextus Pompejus nach seiner Flucht aus Spanien gesammelt hatte.

Mit großer Eile zog Antonius diesem Heer entgegen; Octavianus, obwohl gerade krank, folgte ihm nicht weniger schnell, damit Antonius nicht allein den Sieg erfechten sollte. Bei Philippi in Macedonien trafen die Soldaten der Republikaner und der drei Verbündeten aufeinander. Die Schlacht blieb zweifelhaft. Denn während Brutus den Octavianus auf dem einen Flügel schlug,

drängte Antonius auf dem anderen den Cassius zurück. Da glaubte Cassius, der wegen der großen Staubwolken in der Ebne den Sieg des Brutus nicht bemerkt hatte, nun wäre alles verloren. Er wollte nicht länger leben als die Republik, und ließ sich von einem seiner Diener tödten. Brutus, der bald darauf herbei eilte, um seinen Sieg zu melden, war voll Schmerz über den Tod des Cassius, den er den letzten Römer nannte.

Er selbst verlor den Muth noch nicht, doch hatte er keine Hoffnung und Freudigkeit zum Sieg. Den Soldaten versprach er zwei Städte zur Plünderung, wenn sie tapfer kämpfen würden. Er fühlte wohl, daß eigentlich nur er und seine Freunde für die Freiheit kämpften, und das Heer, welches durch die Bürgerkriege schon verdorben war, nur nach Sieg und Beute verlangte.

Nachdem die Heere sich kurze Zeit gegenüber gestanden hatten, kam es zur zweiten Schlacht. Die Verbündeten erfochten einen vollständigen Sieg, das Heer der Republikaner wurde zerstreut, viele der edelsten und jüngsten, auch Cato's Sohn, suchten im Schlachtgewühl verzweifelt den Tod, Brutus stürzte sich in sein eigenes Schwert. Das war der letzte Kampf, welchen römische Bürger für ihre freie Republik fochten.

Die Verbündung des Antonius, Octavianus und Lepidus. Die Alleinherrschaft des Octavianus Augustus.

Die Sieger trennten sich nun. Lepidus, der weder ausgezeichnet tapfer noch klug war, erhielt blos die Provinz Afrika, Antonius ging nach Asien, Octavianus nach Italien. Sie waren niemals Freunde gewesen und konnten

es auch nicht seyn, da Jeder von ihnen nichts anderes wollte, als allein herrschen.

Da der Kampf fürs erste beendigt war, ließ Antonius, als Herr über das halbe römische Reich, allen seinen Launen und Begierden freien Lauf, und fing an, sein Leben in Ueppigkeit und Schwelgerei zu genießen. Als er in Cilicien war, ließ er die Cleopatra von Aegypten zu sich kommen; sie sollte sich rechtfertigen, daß sie dem Brutus und Cassius Hülfstruppen geschickt hätte. Aber wie sie nun erschien in ihrem prächtigen morgenländischen Aufzuge, im höchsten Glanz und Schmuck, und wie er sie kennen lernte, da wurde er so vollständig von ihr bezaubert, daß er ihr nicht nur verzieh, sondern an gar nichts anderes in der Welt mehr dachte, als mit ihr zu leben und sich zu vergnügen. Er vergaß seine Gemahlin Fulvia in Rom, vergaß den Octavianus, vergaß, daß die Parther mit einem Krieg drohten. Er zog mit Cleopatra nach Alexandrien, und dort lebte er mit ihr in lauter Lust und Pracht, in den tollsten Ausschweifungen und Festlichkeiten, mit einer so unsinnigen Verschwendung und Ueppigkeit, wie nur jemals die barbarischen Könige.

Indeß suchte Octavianus in Italien seine Herrschaft zu befestigen, aber es ward ihm sehr schwer. Die Anhänger des Antonius wurden von dessen Gemahlin Fulvia zum Widerstand gegen ihn gereizt; die Italiener empörten sich in der großen Noth, denn sie waren fast zu Grunde gerichtet von den übermäßigen Steuern, und obendrein ließ Sextus Pompejus, der noch immer die große Flotte befehligte, kein Getreide nach Italien durch; die Bürgerkriege begannen wieder. Als nun Antonius von Aegypten herüber kam, schlossen sie noch einmal Frieden, weil die Soldaten anfingen zu murren. An der Küste bei

Misenum kamen Octavianus, Antonius und Pompejus zusammen und vertrugen sich; Pompejus erhielt Sicilien, und da Fulvia gestorben war, heirathete Antonius Octavia, die Schwester des Octavianus. Die drei Heere kamen auch zusammen, nach so manchen Bürgerkriegen suchten Viele ihre Freunde, Brüder und Verwandten, da war Klagen und freudiges Rufen vermischt zu hören; das Volk, welches zum Zuschauen hergelaufen war, jubelte und meinte, der Krieg hätte ein Ende.

Aber ein solcher Frieden konnte nicht lange dauern, weil jetzt eigentlich keine oberste Macht im ganzen Reiche war; lauter Unordnung und Verwirrung; der Senat ungewiß, wem er sich ganz hingeben sollte, oder ob er noch einmal versuchen sollte, selbst die alte Macht zu gewinnen; die Soldaten frech und übermüthig, die Provinzen und Italien im kläglichsten Zustande, überall kein Recht, sondern List und Gewalt.

Sextus Pompejus hatte die geringste Macht; Octavianus besiegte zuerst ihn nach einem hartnäckigen Seekriege; dann unterwarf er den Lepidus, dessen Soldaten einem so schwachen Manne nicht mehr gehorchen wollten und lieber zum großen Heer des Octavianus übergingen. Nun hatte dieser nur noch den Antonius zum Gegner, und machte ihm den Sieg nicht sehr schwer.

Antonius hatte die Octavia verstoßen und sich mit Cleopatra zu Alexandrien feierlich vermählt; da lebte er mit ihr ganz wie ein morgenländischer Despot. Die beiden Söhne, dit sie ihm geboren hatte, nannte er Könige der Könige und schenkte ihnen im Voraus, so jung sie noch waren, die Provinzen Syrien und Cilicien.

Das empörte endlich den römischen Sinn, daß Antonius ohne Scheu die Provinzen des Staates verschenkte,

ob sie sein Eigenthum wären. Octavianus klagte ihn im Senat an, daß er ganz entartet von römischer Sitte wäre; und der Senat war nicht mehr zweifelhaft, daß Octavianus der tüchtigere Herrscher sein würde. In das Schicksal, beherrscht zu werden, hatten sich die Meisten schon seit den Zeiten des Marius und Sulla, des Pompejus und Cäsar, und vollends nach der Niederlage des Brutus und Cassius, ganz ergeben. Aber die Größe des römischen Volks und die Einheit des römischen Reichs, die Herrschaft über die unterworfenen Völker, wollten sie doch noch aufrecht erhalten wissen.

So kam es zwischen Antonius und Octavianus zum Krieg. Ihre Flotten trafen sich bei Actium im adriatischen Meer, und nach langem Gefecht ging die Schlacht für den Antonius verloren; denn als Cleopatra mit ihren Schiffen floh, folgte er ihr nach. Auch sein großes Landheer ließ er im Stich; da mochten die Soldaten ohne Anführer nicht kämpfen, und gingen zum Octavianus über.

Antonius floh mit Cleopatra nach Alexandrien, aber sie lohnte ihm schlecht für seine Liebe. Sie hoffte, auch den Octavianus zu gewinnen, wie einst den Cäsar und den Antonius; darum verbarg sie sich in ihr Grabmal und ließ dem Antonius melden: sie hätte sich getödtet. Es geschah, worauf sie gerechnet hatte: als Antonius die Nachricht vernahm, schien ihm das Leben unerträglich ohne sie und er stürzte sich in sein Schwert.

Octavianus kam als Sieger nach Alexandrien. Aber vergebens wandte Cleopatra all ihre Kunst und ihre Reize an, um sein Herz zu rühren. Er blieb kalt, wie er immer gewesen war; er wollte nicht lieben, sondern herrschen. Da gab Cleopatra durch Gift sich selbst den Tod. Octavianus nahm nun alle ihre Schätze in Besitz und machte

ganz Aegypten zu einer römischen Provinz. Dann kehrte er nach Rom zurück.

Das Volk, wie der Senat, Alle sehnten sich nach Ruhe von den langen Bürgerkriegen, Octavianus hatte jetzt fast alle Heere im römischen Reich unter seinem Befehl: so fand er denn nirgends Widerstand, und war unbestritten der Herrscher des Reichs. An dem Titel eines Königs lag ihm nichts, ihm genügte es, sich allein Imperator zu nennen, erster und einziger Feldherr, dem alle Heere gehorchten. Er ließ den Römern den Schein, als ob ihre alte Verfassung noch in Kraft wäre; er übertrug dem Senat mancherlei Geschäfte und legte ihm Alles vor, was er einrichten und unternehmen wollte; auch ließ er das Volk Consuln und Tribunen wählen wie früher; denn er war sicher, daß der Senat zu Allem Ja sagen würde, und daß das Volk Niemanden wählte, der etwas gegen ihn zu unternehmen gewagt hätte. Zehntausend der tapfersten Soldaten vereinigte er überdieß zu seiner beständigen Leibwache.

Nach einigen Jahren erklärte er: er wollte seine Gewalt niederlegen. Aber die Römer wußten wohl, daß es nicht seine wahre Meinung war, und fürchteten sich, es anzunehmen. Sie hatten auch sonst keinen Grund, es zu thun, denn jetzt, da er die Alleinherrschaft, um die er so viel Blut vergossen, erlangt hatte, regierte er gerecht und milde. Sie baten ihn also inständig, die oberste Gewalt auf Lebenszeit zu behalten; und unter seiner langen Regierung gewöhnten sie sich vollständig daran, nicht frei zu seyn, sondern beherrscht zu werden. Reich zu werden und das Leben zu genießen, das war den Meisten das Höchste; und wer Ehrgeiz hatte, strebte danach, von dem Imperator geehrt und belohnt zu werden. Sie nannten den Octavianus freilich Augustus, das heißt, den Erhabenen. Ihr Stolz war, daß

sie doch immer noch Römer waren, Bürger im großen Rom, der Hauptstadt der Welt, der Herrscherin über die meisten Völker des Erdkreises, so weit sie ihn damals kannten.

Augustus behandelte die Provinzen besser, als es vor ihm geschehen war, und dreimal war unter seiner Regierung ein allgemeiner Friede im ganzen Reich; was man seit Jahrhunderten nicht erlebt hatte. Aber an den Grenzen, wo die Römer sich behaupten und noch weitere Eroberungen machen wollten, empörten sich bald die Völker in Osten und Norden zu blutigen Kriegen, gegen die Tyrannen der Welt.

Zahlentafel

zur Geschichte der alten Welt.

	Im Jahr vor Christi Geburt.
Cyrus besiegt die Meder	560
Cyrus stirbt	529
Cambyses regiert von	529–522
Darius wird König der Perser	521
Lykurgus gibt in Sparta Gesetze	885
Die Kriege mit den Messeniern dauern von . .	743–668
Solon gibt Gesetze in Athen	594
Pisistratus macht sich zum Tyrannen	560
Pisistratus stirbt	528
Harmodius und Aristogiton ermorden den Hipparchus	514
Hippias wird vertrieben	510
Die Jonier und Athener verbrennen Sardes .	503
Zug des Mardonius	495
Zug des Datis und Artaphernes, Schlacht bei Marathon	490

Im Jahr vor Christi Geburt.

Zug des Xerxes,
- Schlacht bei Thermopylä 480
- Schlacht bei Artemisium 480
- Schlacht bei Salamis 480

Schlacht bei Platää 479
Themistokles befestigt Athen 478
Themistokles wird verbannt 471
- Stirbt in Persien 466

Cimon siegt am Eurymedon 470
Schlacht bei Tanagra 457
Cimon stirbt 449
Anfang des peloponnesischen Krieges 432
Perikles stirbt 429
Schlacht bei Amphipolis 422
Die Athener auf Sicilien . . . . . 415—413
Alcibiades kehrt siegreich nach Athen zurück . . 408
Schlacht bei Aegos Potami 405
Ende des peloponnesischen Kriegs,
- Einnahme Athens 404

Der Friede des Antalcidas 387
Schlacht bei Leuctra 371
Schlacht bei Mantinea,
- Tod des Epaminondas 362

Philipp von Macedonien, König seit 359
Schlacht bei Chäronea 338
Philipps Tod 336
Alexander zieht nach Asien,
- Schlacht am Granicus 334
- Schlacht bei Issus 333

Schlacht bei Arbela 331
Zug nach Indien 327

	Im Jahr vor Christi Geburt.
Alexander stirbt	323
Gründung von Rom	754
Servius Tullius regiert	578—534
Tarquinius Superbus wird vertrieben, die Republik wird gegründet	510
Einführung der Volkstribunen	494
Coriolanus gegen Rom	488
Sturz der Herrschaft der Zehnmänner	449
Die Gallier in Rom	390
Die Gesetze des Licinius	376
Die Kriege mit Pyrrhus	282—265
Erster Krieg mit den Carthagern	264—241
Zweiter Krieg, Hannibal geht über die Alpen	218
Schlacht bei Cannä	216
Schlacht bei Zama	202
Flamininus in Griechenland	197
Hannibal stirbt	183
Carthago wird zerstört	146
Corinth wird zerstört	146
Tiberius Gracchus Tribun	133
Cajus Gracchus wird Tribun	123
Sein Tod	121
Marius besiegt den Jugurtha,	106
die Cimbern und Teutonen	104—101
Bürgerkrieg zwischen Marius und Sulla	88— 87
Marius stirbt	86
Sulla wird Dictator	84
Sulla stirbt	78
Der Sclavenkrieg	73— 71
Die Verschwörung des Catilina	62
Pompejus, Cäsar und Crassus verbünden sich	60

	Im Jahr vor Christi Geburt.
Crassus fällt gegen die Parther	53
Cäsar geht über den Rubicon	49
Schlacht bei Pharsalus	48
Tod des Pompejus	48
Tod des Cäsar	44
Antonius, Octavianus und Lepidus verbünden sich	43
Untergang der Republikaner, Schlacht bei Philippi	42
Untergang des Antonius, Schlacht bei Actium	31

Alleinherrschaft des Octavianus Augustus 30 v. Chr. — 14 n. Chr.

In demselben Verlage sind ferner erschienen:

Daverio, L. H., Uebungsstücke zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Italienische. Mit Noten. Broschirt. 24 Ngr.

Eichelberg, J. F. A., Lehrbuch der Zoologie, erster Band: Wirbelthiere. Broschirt. 1 Thlr.

Ettmüller, L., Handbuch der deutschen Literaturgeschichte von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, mit Einschluß der angelsächsischen, altscandinavischen und mittelniederländischen Schriftwerke. Brosch. 1 Thlr. 20 Ngr.

Moras, Th., über die Erziehung in unserer Zeit. Geh. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Scherr, Th., Organisation der Volksschule. Broschirt. 8 Ngr.

Vennewitz 15. Mai 1878

Gesticke 4.

Firkmeer 2.

Weinberg 2

Reben

Aug. Steiner 1.

W. Vordrehen 1.

Stark 2

Engel 2

Börnecken 1

Druck von Phil. Reclam jun. in Leipzig.

HT007663121

